



schaut hin

# 3. Ökumenischer Kirchentag

digital und dezentral

13.–16. Mai 2021 in Frankfurt am Main

## DOKUMENTATION

Gütersloher Verlagshaus  
Butzon & Bercker

---

schauf hin

3. Ökumenischer Kirchentag – digital und dezentral  
Frankfurt am Main 2021

Dokumentation



---

schaut hin

## **3. Ökumenischer Kirchentag – digital und dezentral**

13.–16. Mai 2021 in Frankfurt am Main

DOKUMENTATION

Herausgegeben von  
Julia Helmke, Stefanie Rentsch, Marc Frings und  
Thomas Großmann

Unter Mitarbeit von  
Jana Rottmann, Johanna Lerch und Antonie Hertlein

Gütersloher Verlagshaus  
Butzon & Bercker

---

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC N001967

1. Auflage

Copyright © 2022 Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München / Butzon & Bercker GmbH, Hoogeweg 100, 47623 Kevelaer

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-579-08214-1 (Gütersloher Verlagshaus)

ISBN 978-3-7666-2952-4 (Butzon & Bercker GmbH)

[www.gtvh.de](http://www.gtvh.de)

[www.bube.de](http://www.bube.de)

---

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	9
-------------------	---

## Bibeltexte

Psalm des 3. Ökumenischen Kirchentages Öffne mir die Augen   Psalm 119,10–18 . . . . .	14
Ökumenischer Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt Erzählung von Christi Himmelfahrt: Was seht ihr zum Himmel?   Apostelgeschichte 1,1–12 . . . . .	16
Bibelarbeiten Wie sind deine Augen geöffnet worden   Johannes 9,1–12a . . . . .	19
Mit Dir will ich meinen Bund aufrichten   Genesis 6,12–22 . . . . .	21
Da sahen sie, dass der Stein weggerollt war   Lukas 24,1–10 . . . . .	23
Konfessionelle Gottesdienste am Samstagabend Epistel/Lesung – Gott ist Liebe: Und wir haben gesehen und bezeugen   1 Johannes 4,11–21 . . . . .	26
Evangelium – Selig sind, die nicht sehen und doch glauben   Johannes 20,24–29 . . . . .	28
Schlussgottesdienst Schaut auf Abraham und Sarah – eure Verheißung   Jesaja 51,1–5 . . . . .	30

## Anfang

Erzählt von mir! Ökumenischer Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt Predigt . . . . .	34
Gedenken zu Beginn Schaut hin. Jüdisches Leben in Frankfurt . . . . .	37
Festveranstaltung Schaut hin. Festveranstaltung des 3. ÖKT . . . . .	43

## Hauptpodien und Gespräche

### Hauptpodien

Was tun wir gegen Antisemitismus? . . . . .	54
Wer zahlt die Rechnung der Corona-Pandemie? . . . . .	63
Wie gelingt Friedenssicherung in einer unsicheren Welt? . . . . .	72
Wie glaubwürdig sind die Kirchen? . . . . .	81
Zukunft geht nur gemeinsam: Warum Klimaschutz alle Generationen braucht . . . . .	87

### Gespräche

Zeit für Dialoge – Das Veranstaltungsformat »Im Gespräch mit ...« – Ein Bericht von Thomas Bastar . . . . .	95
---	----

## Bibelarbeiten

### Wie sind deine Augen geöffnet worden | Johannes 9,1–12a

Jüdisch-christlich-muslimische Bibelarbeit – Anja Middelbeck-Varwick, Rabeya Müller und Natalia Verzhbovska . . . . .	102
Bibelarbeit für Kinder – Elke Büdenbender . . . . .	106
Dialogbibelarbeit – Michael Gerber und Beate Hofmann . . . . .	110
Bibelarbeit – Malu Dreyer . . . . .	114
Bibelarbeit in Leichter Sprache – Nils Lorenz und Johanna Will-Armstrong . . . . .	120

### Mit Dir will ich meinen Bund aufrichten | Genesis 6,12–22

Bible Studies – Panti Filibus Musa . . . . .	131
Dialogbibelarbeit – Christl M. Maier und Thomas Söding . . . . .	135

## Schwerpunktthemen

### Schwerpunkt Ökumene

Eucharistie und Abendmahl – multilateral überdacht . . . . .	142
--	-----

### Schwerpunkt Internationale Verantwortung

Corona-Pandemie und internationale Gesundheitspolitik . . . . .	152
---	-----

### Schwerpunkt Digitale Gesellschaft

Zwischen Meinungsfreiheit und Hate Speech – Gesprächskultur im Netz . . . . .	157
---	-----

### Schwerpunkt Finanzen und Wirtschaft

Europäische soziale Marktwirtschaft – Die Corona-Pandemie als Herausforderung für ein solidarisches Europa . . . . .	164
--	-----

Schwerpunkt Glaube und Spiritualität	
»Auf eine Pommes mit ...« – Neue Formen von Kirche im Gespräch	170
Schwerpunkt Religiöse Vielfalt	
Sichtbarkeit – Öffentlichkeit und Religionen in einer pluralen Gesellschaft	175
Üb'-Er*Leben – Jüdisches und christliches Handeln in einer versehrten Welt	180
Schwerpunkt Zusammenleben	
Abschied in Würde – Verantwortung und Schutz am Lebensende	184
Schwerpunkt Schöpfung und Klimakrise	
For Future! – Wege aus der Klimakrise	189
Schwerpunkt Kirche und Macht	
Tatort Glaubensraum – Stolpersteine der Macht im kirchlichen Missbrauch	194
Schwerpunkt Zivilcourage	
Rechtsterrorismus in Deutschland – Wie weiter mit der Aufklärung?	199

### Gottesdienste und Gebete

Tagzeitengebete	
Gebet am Abend	206
Konfessionelle Gottesdienste am Samstagabend –	
»Kommt und seht!« (Joh 1,39)	
Konfessionelle Gottesdienste ökumenisch sensibel gestaltet –	
Ein Bericht von Christoph Stender	211

### Kultur

Nachtprogramm	
In die Nacht ... – Ein Bericht von Miriam Küllmer-Vogt	218
Ökumenisches Oratorium EINS	
EINS – Oratorium trotz der Pandemie – Ein Bericht von Jakob Haller	222



## Ende

schaut hin – blickt durch – geht los. Schlussgottesdienst des	
3. Ökumenischen Kirchentages	
Predigt . . . . .	226
Wort des Ökumenischen Kirchentages . . . . .	229

## Berichte

Begegnungsort	
»Ist das nicht wie Kirchentag?« – Ein Bericht von Carolin Kloß . . . . .	232
Ökumenischer Kirchentag in Stadt und Land	
Fischbrötchen bei Kerzenschein – der 3. Ökumenische Kirchentag wird dezentral! – Ein Bericht von Jutta Mosbach . . . . .	235
Stadtspaziergang »schaut hin – Frankfurt« und ein Tisch – Ein Bericht von Laura Gleichmann . . . . .	237
»schaut hin – packt an!« – Ein Bericht von Lutz Hüser . . . . .	240
Bericht der Präsidentin und des Präsidenten des	
3. Ökumenischen Kirchentages	
Ein Bericht von Bettina Limperg und Thomas Sternberg . . . . .	242
Bericht der Generalsekretärin und des Generalsekretärs	
Ein Bericht von Marc Frings und Julia Helmke . . . . .	245
Bericht des Vorstandes des 3. Ökumenischen Kirchentages Frankfurt 2021	
ÖKT und Corona – Ein Bericht von Stephan Menzel, Janine Rolfsmeyer, Marija Vidovic und Roland Vilsmaier . . . . .	252
Presseecho	
Pressearbeit beim 3. Ökumenischen Kirchentag – Ein Bericht von Britta Baas und Mario Zeißig . . . . .	256
Der 3. Ökumenische Kirchentag in Zahlen . . . . .	259
Verzeichnis der Autor*innen . . . . .	263

---

## Vorwort

Am Ende war es gut, wie es war. Mit großer Dankbarkeit konnten wir nach dem Schlussgottesdienst des 3. Ökumenischen Kirchentages sagen: Ja, es war gut und richtig! Es war richtig, nicht aufzugeben. Es war richtig, den gemeinsamen Weg allen Zweifeln und Widrigkeiten zum Trotz fortzusetzen, um diesen 3. Ökumenischen Kirchentag zu ermöglichen. Es war richtig, weil wir nur so ein Zeichen der Hoffnung und der Zuversicht setzen konnten in einer schwierigen, uns alle im höchsten Maß belastenden und ungewissen Zeit. Viele hatten das von uns so erwartet. Deshalb wollten und durften wir sie nicht enttäuschen.

Als sich am 7. Dezember 2018 im Haus der Evangelischen Akademie am Frankfurter Römerberg das Gemeinsame Präsidium des 3. Ökumenischen Kirchentages konstituierte, konnte niemand ahnen, dass der gesamte Globus von einer Pandemie heimgesucht würde, wie die Menschheit sie seit mehr als einhundert Jahren nicht mehr erlebt hatte. Personen aus dem Umfeld des Deutschen Evangelischen Kirchentages und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Vertreter\*innen hierzulande kleinerer Kirchen aus der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland, Gäste aus den Kirchen vor Ort und die ersten hauptamtlichen Mitarbeiter\*innen begaben sich an den Start für einen zweieinhalbjährigen Vorbereitungsprozess, um 2021 in Frankfurt am Main zum dritten Mal einen Ökumenischen Kirchentag feiern zu können. Hatte man nach dem 2. Ökumenischen Kirchentag 2010 in München zunächst gehofft, schon sieben Jahre später wieder zu einem solchen ökumenischen Großereignis zusammenzukommen, so mussten auf der Suche nach einem geeigneten Ort und Zeitpunkt einige Umwege gegangen werden. Dankbar nahmen die Gremien des Deutschen Evangelischen Kirchentages und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken schließlich die Einladung der Evangelischen Kirchen in Hessen und Nassau und des Bistums Limburg an, den 3. Ökumenischen Kirchentag im Mai 2021 in der Mainmetropole Frankfurt zu veranstalten. Dass die benachbarten Bistümer und Landeskirchen sofort ihre Bereitschaft bekundeten, ebenfalls gute Gastgeber\*innen sein zu wollen, zeigte, wie sehr wir in der Rhein-Main-Region willkommen waren. Die Besonderheiten der gastgebenden Stadt und Region fanden ihren Widerhall im Leitwort »schaut hin«. Wie kaum anderswo sind Internationalität und Weltläufigkeit, die Symbole von Reichtum und wirtschaftlicher Macht, das Miteinander und die Vielfalt von Kulturen und Religionen, aber auch Armut und Bedürftigkeit so präsent wie hier. Hinschauen und aufeinander zugehen – dazu sollte dieses Leitwort, das in Anlehnung an die biblische Erzählung von der Brotvermehrung (Mk 6,38) gewählt worden war, uns und die Teilnehmenden dieses ökumenischen Festes motivieren.

Doch dann kam alles ganz anders. Der Beginn der Programmplanungen fiel unmittelbar zusammen mit der ersten Welle der Corona-Pandemie in Deutschland. Schon den Beginn ihrer Arbeit mussten die Projektkommissionen zur Vorbereitung des Programms in den digitalen Konferenzraum verlegen, und dies sollte sich auch in den folgenden Monaten nicht mehr ändern. Die allermeisten Menschen, die sich in ökumenischer Kooperation für das Werden dieses Kirchentages engagierten, sind sich nie persönlich begegnet. Es ist ihnen deshalb umso mehr zu danken, dass sie trotz dieser bis dahin für uns alle unbekanntenen Erfahrung großer physischer Distanz hoch motiviert, kreativ und produktiv zu einem vielgestaltigen Programmangebot beigetragen haben.

In Qualität und Umfang sollte sich der 3. Ökumenische Kirchentag mit 2.000 bis 3.000 Einzelveranstaltungen von seinen Vorgängerveranstaltungen ja nicht unterscheiden, denn schließlich erwartete man für Frankfurt wieder mehr als 100.000 Teilnehmende. Mehr als 700 Menschen engagierten sich in den etwa 50 verschiedenen Projektkommissionen ehrenamtlich. In ihrer Zusammensetzung und Mischung repräsentierten sie die verschiedenen Traditionen der Kirchen- und Katholikentage. Hier arbeiteten Menschen aus kirchlichen Verbänden und Organisationen, aus Werken, Räten und Landesausschüssen, Mitglieder der großen Kirchen ebenso wie aus hierzulande kleineren Kirchen mit nicht-christlichen Gläubigen oder auch mit Menschen ohne Religionszugehörigkeit sach- und themenbezogen zusammen. Ihre Arbeit war bereits weit fortgeschritten, als erste Zweifel aufkamen, ob im Folgejahr ein mehrtägiges Großereignis tatsächlich möglich sein würde. Es folgte ein schmerzhafter Eingriff. Nach mehreren Sondersitzungen der leitenden Gremien wurde die Planzahl auf ca. 30.000 Teilnehmende abgesenkt. Nun führte kein Weg mehr daran vorbei, bereits geplante Programmteile ersatzlos zu streichen – für alle, die sich hierfür bisher engagiert hatten, eine enttäuschende Nachricht. Doch die Lage sollte noch weit dramatischer werden. Im November 2021 eröffneten uns die Behörden der Stadt Frankfurt, dass mit der Genehmigung einer Großveranstaltung im Mai des kommenden Jahres wohl überhaupt nicht mehr zu rechnen sei und auch das bis dahin hochprofessionell entwickelte Hygienekonzept daran nichts mehr ändern könne. Abrupt stand das gesamte Unternehmen 3. Ökumenischer Kirchentag vor dem endgültigen Aus. Denn welchen Sinn konnte es noch ergeben, mit einer solchen Perspektive weiter zu planen und woran überhaupt? Die persönliche Begegnung von Menschen, das gemeinsame Beten und Singen, das Diskutieren in vollen Hallen und das dicht gedrängte Feiern auf Straßen und Plätzen gehören doch essenziell zu jedem Kirchen- und Katholikentag. Was sollte das denn für eine Veranstaltung werden, an der niemand teilnehmen durfte? War es jetzt nicht Zeit, die Realität zu akzeptieren und aufzugeben? Erdrückend erschienen die Argumente dafür. Dennoch entschied das Gemeinsame Präsidium am 16. Dezember 2020 anders. Der 3. Ökumenische Kirchentag sollte stattfinden, und zwar digital und dezentral.

Innerhalb weniger Wochen entstand ein neues Programm mit etwa 80 hochkarätigen Veranstaltungen, die man einem ausschließlich digital teilnehmenden Publikum anbieten wollte. Ein Teil dieses Programms sollte vorab aufgezeichnet,

ein anderer Teil über die Homepage des 3. Ökumenischen Kirchentages live gestreamt werden. Aus dieser Idee wurde im Lauf von nur fünf Monaten Realität. Der 3. Ökumenische Kirchentag lernte TV. Aus einem eigens eingerichteten ÖKT-Studio wurde dieses Programm schließlich professionell moderiert und kommentiert. Ein Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt und der Schlussgottesdienst, von ARD beziehungsweise ZDF übertragen, bildeten die zeitliche Klammer, der Schwerpunkt des Programmangebots lag auf dem Samstag. Lediglich die Veranstaltungen, die dem jüdisch-christlichen Dialog gewidmet waren, fanden bereits am Freitagvormittag statt.

Ein zweiter Schlüssel zum Erfolg hieß Dezentralisierung. In einem bundesweiten Einladungsverfahren wurden alle Kirchengemeinden und kirchlichen Gruppen ermuntert, den 3. Ökumenischen Kirchentag zum Anlass zu nehmen, um in eigener rechtlicher und inhaltlicher Zuständigkeit Aktivitäten zu entfalten. Es sei an dieser Stelle nicht verschwiegen, dass niemand wusste, ob diese Doppelstrategie der Digitalisierung und Dezentralisierung des 3. Ökumenischen Kirchentages am Ende wirklich aufgehen würde, ob die hiermit verbundenen Anstrengungen und auch Kosten sich wirklich rechtfertigen lassen würden. Niemand wusste, wie viele Menschen solche Angebote wirklich wahrnehmen wollten. Wer würde sich einen Tag lang eine Veranstaltung nach der anderen am Laptop anschauen? Welche Gemeinde würde das bei eigenen Veranstaltungen ja ebenso bestehende Infektionsrisiko tragen? Das gesamte Projekt eines 3. Ökumenischen Kirchentages – digital und dezentral – basierte bis zum Schluss auf dem Prinzip Hoffnung. Aber es gab auch Hinweise darauf, dass man hoffen durfte. So war es überaus erfreulich, dass viele Mitwirkende sich mit uns auf dieses Abenteuer einließen und bereitwillig ihre Teilnahme an Bibelarbeiten, Podiumsdiskussionen oder Workshops zusagten. Gemessen an der geringen Zahl von Veranstaltungen war die Anzahl prominenter Referent\*innen aus Politik, Wirtschaft, Kultur, aus anderen Religionsgemeinschaften oder auch aus dem Ausland außerordentlich hoch. Und die Zahl der Teilnehmenden? Sie übertraf alle Erwartungen. Mindestens 280.000 Menschen nutzten nachweislich das Angebot, das Programm digital mitzuerleben. In vielen Fällen waren es sogar mehr, als in einem Saal oder einer Halle in Frankfurt Platz gefunden hätten. Oft übertrafen die digitalen Besucherzahlen unsere Erwartungen bei Weitem. Auch die Zahl der dezentralen Angebote belegte eindrucksvoll, dass der Funke vielerorts tatsächlich übergesprungen war.

Die neue digitale Form des 3. Ökumenischen Kirchentages eröffnete den Veranstalter die Möglichkeit, eine Vielzahl von Veranstaltungen auch über den Mai 2021 hinaus online in der Mediathek über die Homepage zur Verfügung zu stellen. Der vorliegende Dokumentationsband ergänzt dieses Angebot um Berichte sowie eine konzentrierte Veranstaltungsauswahl und wird die Mediathek als Referenzpunkt ablösen, wenn die kontinuierliche Pflege der ökumenischen Homepage ausläuft.

Sie können hier nun die wesentlichen Auszüge aus dem Gedenken zu Beginn, aus allen Hauptpodien des 3. Ökumenischen Kirchentages sowie die zentralen Predigten des Gottesdienstes an Christi Himmelfahrt sowie des Schlussgottes-

dienstes nachlesen. Eine Auswahl der Bibelarbeiten macht das breite Spektrum der im Vorfeld produzierten Beiträge deutlich und eröffnet den Blick gerade auch auf die dialogischen Bibelarbeiten. Jeder thematische Schwerpunkt des 3. Ökumenischen Kirchentages ist mit einem exemplarischen Beitrag vertreten.

Ein besonderes Augenmerk haben wir auf Berichte über diesen 3. Ökumenischen Kirchentag gelegt, da viele Veranstaltungen nicht oder nur unzureichend in Textform zu bringen sind: Sie finden hier Eindrücke und Einsichten in das ökumenische Oratorium EINS, das seine Premiere während des 3. Ökumenischen Kirchentages feiern konnte, sowie in das abendliche Kultur- und Jugendprogramm. Die Präsenz des dezentralen Ereignisses in Stadt und Land, das Gemeinschaft über das Digitale hinaus ermöglichte, wird ebenso gewürdigt wie der digitale Begegnungsort und das neue Interviewformat »Im Gespräch mit ...«. Hier finden Sie auch einen Bericht zu den ökumenisch sensibel gestalteten Gottesdiensten am Samstagabend mit Auszügen aus den jeweiligen Predigten.

So geht unser erster Dank an alle Autor\*innen, die mit ihren Berichten diesen Band bereichern. Außerdem möchten wir den Mitgliedern des Gemeinsamen Stabes danken, die die Textauswahl und Redaktion geleistet haben. Die Transkription der Videomitschnitte haben umsichtig und präzise Gerda Diezemann, Christine Klawikowski, Ilse Müller und Anja Winter-Krah besorgt. Bei der Text- und Bildredaktion haben uns außerdem noch Elaine Griffiths, Antonie Hertlein sowie Christoph Krenzer tatkräftig unterstützt. Die Aufgabe, den ganzen Entstehungsprozess dieses Bandes zu koordinieren, lag bei Johanna Lerch und Jana Rottmann. Ihnen gebührt unser großer Dank dafür, dass sie uns gewissenhaft, professionell und stets freundlich geleitet und begleitet haben.

Wir wünschen eine gute Lektüre und hoffen, dass Sie ebenso viel Freude und Bereicherung empfinden wie wir, wenn Sie den 3. Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt am Main Revue passieren lassen.

Die Herausgeber\*innen

Julia Helmke, Stefanie Rentsch, Marc Frings und Thomas Großmann

---

# BIBELTEXTE

---

## Psalm des 3. Ökumenischen Kirchentages

### **Öffne mir die Augen | Psalm 119,10–18<sup>1</sup>**

#### *Einheitsübersetzung*

<sup>10</sup>Ich suche dich mit ganzem Herzen. Lass mich nicht abirren von deinen Geboten! <sup>11</sup>Ich barg deinen Spruch in meinem Herzen, damit ich gegen dich nicht sündige. <sup>12</sup>Gepriesen seist du, HERR! Lehre mich deine Gesetze! <sup>13</sup>Mit meinen Lippen verkünde ich alle Entscheide deines Munds. <sup>14</sup>Am Weg deiner Zeugnisse habe ich Freude, wie an jeglichem Reichtum. <sup>15</sup>Ich will nachsinnen über deine Befehle und schauen auf deine Pfade. <sup>16</sup>Ich ergötze mich an deinen Gesetzen, dein Wort will ich nicht vergessen. <sup>17</sup>(Gimel) Handle an deinem Knecht, so werde ich leben. Ich will dein Wort beachten. <sup>18</sup>Öffne mir die Augen, dass ich schaue die Wunder deiner Weisung!

#### *Lutherübersetzung*

<sup>10</sup>Ich suche dich von ganzem Herzen; lass mich nicht abirren von deinen Geboten. <sup>11</sup>Ich behalte dein Wort in meinem Herzen, damit ich nicht wider dich sündige. <sup>12</sup>Gelobet seist du, HERR! Lehre mich deine Gebote! <sup>13</sup>Ich will mit meinen Lippen erzählen alle Urteile deines Mundes. <sup>14</sup>Ich freue mich über den Weg deiner Zeugnisse wie über allen Reichtum. <sup>15</sup>Ich will nachsinnen über deine Befehle und schauen auf deine Wege. <sup>16</sup>Ich habe Freude an deinen Satzungen und vergesse deine Worte nicht. <sup>17</sup>Tu wohl deinem Knecht, dass ich lebe und dein Wort halte. <sup>18</sup>Öffne mir die Augen, dass ich sehe die Wunder an deinem Gesetz.

#### *Übertragung in Leichte Sprache*

Gott: Dich will ich mit meinem Herzen erkennen.  
Was mir deine Gebote sagen: Das will ich wirklich tun.

Gott: Ich will das Richtige tun.  
Was mir deine Worte sagen: Das will ich verstehen.

<sup>1</sup> Die im Kapitel Bibeltexte aufgeführten Bibelstellen wurden zitiert nach: Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, Stuttgart 2016.

Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers, revidierte Fassung, Stuttgart 2017.

Die Übertragungen in Leichte Sprache wurden im Auftrag des 3. Ökumenischen Kirchentages durchgeführt von: Dieter Bauer, Claudio Ettl, Michael Hofmann, Ulrike Kahle, Peter Köster, Sr. Paulis M. Mels FSGM und Christian Möring.

Gott: Ich lobe dich.  
Was mir deine Gesetze sagen: Das lehre mich.

Gott: Von dir erzähle ich.  
Was mir deine Worte über das Recht sagen: Das sage ich weiter.

Gott: Du hast mich reich gemacht.  
Was mir deine Worte sagen: Das freut mich auch.

Gott: Ich sehe auf deinen Weg.  
Was mir deine Befehle sagen: Das bringt mich zum Nachdenken.

Gott: Ich freue mich über deine Worte.  
Was mir deine Gesetze sagen: Das merke ich mir.

Gott: Du lässt mich leben.  
Was mir deine Worte sagen: Das tue ich.

Gott: Öffne mir die Augen.  
Was mir deine großen Taten zeigen: Das finde ich wunderbar.



---

# Ökumenischer Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt

## **Erzählung von Christi Himmelfahrt: Was seht ihr zum Himmel? | Apostel- geschichte 1,1–12**

### *Einheitsübersetzung*

<sup>1</sup>Im ersten Buch, lieber Theophilus, habe ich über alles berichtet, was Jesus von Anfang an getan und gelehrt hat, <sup>2</sup>bis zu dem Tag, an dem er in den Himmel aufgenommen wurde. Vorher hat er den Aposteln, die er sich durch den Heiligen Geist erwählt hatte, Weisung gegeben. <sup>3</sup>Ihnen hat er nach seinem Leiden durch viele Beweise gezeigt, dass er lebt; vierzig Tage hindurch ist er ihnen erschienen und hat vom Reich Gottes gesprochen. <sup>4</sup>Beim gemeinsamen Mahl gebot er ihnen: Geht nicht weg von Jerusalem, sondern wartet auf die Verheißung des Vaters, die ihr von mir vernommen habt! <sup>5</sup>Denn Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber werdet schon in wenigen Tagen mit dem Heiligen Geist getauft werden. <sup>6</sup>Als sie nun beisammen waren, fragten sie ihn: Herr, stellst du in dieser Zeit das Reich für Israel wieder her? <sup>7</sup>Er sagte zu ihnen: Euch steht es nicht zu, Zeiten und Fristen zu erfahren, die der Vater in seiner Macht festgesetzt hat. <sup>8</sup>Aber ihr werdet Kraft empfangen, wenn der Heilige Geist auf euch herabkommen wird; und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde. <sup>9</sup>Als er das gesagt hatte, wurde er vor ihren Augen emporgehoben und eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihn ihren Blicken. <sup>10</sup>Während sie unverwandt ihm nach zum Himmel empor-schauten, siehe, da standen zwei Männer in weißen Gewändern bei ihnen <sup>11</sup>und sagten: Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Dieser Jesus, der von euch fort in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel hingehen sehen. <sup>12</sup>Dann kehrten sie von dem Berg, der Ölberg genannt wird und nur einen Sabbatweg von Jerusalem entfernt ist, nach Jerusalem zurück.

### *Lutherübersetzung*

<sup>1</sup>Den ersten Bericht habe ich gegeben, lieber Theophilus, von all dem, was Jesus von Anfang an tat und lehrte <sup>2</sup>bis zu dem Tag, an dem er aufgenommen wurde, nachdem er den Aposteln, die er erwählt hatte, durch den Heiligen Geist Weisung gegeben hatte. <sup>3</sup>Ihnen zeigte er sich nach seinem Leiden durch viele Beweise als der Lebendige und ließ sich sehen unter ihnen vierzig Tage lang und redete mit ihnen vom Reich Gottes. <sup>4</sup>Und als er mit ihnen beim Mahl war, befahl er

ihnen, Jerusalem nicht zu verlassen, sondern zu warten auf die Verheißung des Vaters, die ihr – so sprach er – von mir gehört habt; <sup>5</sup>denn Johannes hat mit Wasser getauft, ihr aber sollt mit dem Heiligen Geist getauft werden nicht lange nach diesen Tagen. <sup>6</sup>Die nun zusammengekommen waren, fragten ihn und sprachen: Herr, wirst du in dieser Zeit wieder aufrichten das Reich für Israel? <sup>7</sup>Er sprach aber zu ihnen: Es gebührt euch nicht, Zeit oder Stunde zu wissen, die der Vater in seiner Macht bestimmt hat; <sup>8</sup>aber ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde. <sup>9</sup>Und als er das gesagt hatte, wurde er vor ihren Augen emporgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf, weg vor ihren Augen. <sup>10</sup>Und als sie ihm nachsahen, wie er gen Himmel fuhr, siehe, da standen bei ihnen zwei Männer in weißen Gewändern. <sup>11</sup>Die sagten: Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und seht gen Himmel? Dieser Jesus, der von euch weg gen Himmel aufgenommen wurde, wird so wiederkommen, wie ihr ihn habt gen Himmel fahren sehen. <sup>12</sup>Da kehrten sie nach Jerusalem zurück von dem Berg, der Ölberg heißt und nahe bei Jerusalem liegt, einen Sabbatweg entfernt.

### *Übertragung in Leichte Sprache*

Jesus ist am Kreuz gestorben.  
Jesus war tot.  
Dann ist Jesus von den Toten auferstanden.  
Jesus lebt wieder.  
Anders als vor dem Tod.  
Jesus kommt immer wieder zu seinen Freunden.  
Das sind Männer und Frauen.  
Alle essen zusammen.  
Und Jesus erzählt von Gott.  
Jesus sagt:  
Ich gehe zu Gott zurück.  
Bleibt ihr hier in Jerusalem.  
Vertraut auf Gott.  
Denkt daran:  
Johannes taufte Menschen mit Wasser.  
Wartet nur wenige Tage.  
Dann tauft Gott euch mit dem Heiligen Geist.  
Der Heilige Geist ist die Kraft von Gott.

Die Freunde fragen Jesus:  
Wenn bald die Kraft von Gott kommt:  
Gibst du uns dann Macht?  
Hier in Jerusalem?  
Und überall auf der Welt?

Jesus antwortet:

Nur Gott weiß das.  
Für euch ist wichtig:  
Ihr bekommt den Heiligen Geist.  
Der Heilige Geist macht euch stark.  
Dann erzählt ihr von mir.  
Hier in Jerusalem.  
Und überall auf der Welt.

Plötzlich kommt eine Wolke.  
Die Wolke nimmt Jesus mit.  
Die Freundinnen und Freunde sehen Jesus nach.  
Sie schauen in den Himmel.  
Dann sind zwei Männer da.  
Die zwei Männer sagen:  
Was schaut ihr zum Himmel?  
Jesus kommt wieder zurück.  
Jesus geht jetzt in den Himmel.  
Jesus geht zu Gott.  
Von dort kommt Jesus wieder.

---

## Bibelarbeiten

### **Wie sind deine Augen geöffnet worden | Johannes 9,1–12a**

#### *Einheitsübersetzung*

<sup>1</sup>Unterwegs sah Jesus einen Mann, der seit seiner Geburt blind war. <sup>2</sup>Da fragten ihn seine Jünger: Rabbi, wer hat gesündigt? Er selbst oder seine Eltern, sodass er blind geboren wurde? <sup>3</sup>Jesus antwortete: Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden. <sup>4</sup>Wir müssen, solange es Tag ist, die Werke dessen vollbringen, der mich gesandt hat; es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann. <sup>5</sup>Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. <sup>6</sup>Als er dies gesagt hatte, spuckte er auf die Erde; dann machte er mit dem Speichel einen Teig, strich ihn dem Blinden auf die Augen <sup>7</sup>und sagte zu ihm: Geh und wasch dich in dem Teich Schiloach! Das heißt übersetzt: der Gesandte. Der Mann ging fort und wusch sich. Und als er zurückkam, konnte er sehen. <sup>8</sup>Die Nachbarn und jene, die ihn früher als Bettler gesehen hatten, sagten: Ist das nicht der Mann, der dasaß und bettelte? <sup>9</sup>Einige sagten: Er ist es. Andere sagten: Nein, er sieht ihm nur ähnlich. Er selbst aber sagte: Ich bin es. <sup>10</sup>Da fragten sie ihn: Wie sind deine Augen geöffnet worden? <sup>11</sup>Er antwortete: Der Mann, der Jesus heißt, machte einen Teig, bestrich damit meine Augen und sagte zu mir: Geh zum Schiloach und wasch dich! Ich ging hin, wusch mich und konnte sehen. <sup>12</sup>Sie fragten ihn: Wo ist er?

#### *Lutherübersetzung*

<sup>1</sup>Und Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war. <sup>2</sup>Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Rabbi, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist? <sup>3</sup>Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm. <sup>4</sup>Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. <sup>5</sup>Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. <sup>6</sup>Als er das gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, machte daraus einen Brei und strich den Brei auf die Augen des Blinden <sup>7</sup>und sprach zu ihm: Geh zu dem Teich Siloah – das heißt übersetzt: gesandt – und wasche dich! Da ging er hin und wusch sich und kam sehend wieder. <sup>8</sup>Die Nachbarn nun und die, die ihn zuvor als Bettler gesehen hatten, sprachen: Ist das nicht der Mann, der dasaß und bettelte? <sup>9</sup>Einige sprachen: Er ist's; andere: Nein, aber er ist ihm ähnlich. Er selbst aber sprach: Ich bin's. <sup>10</sup>Da fragten sie ihn: Wie sind deine Augen aufgetan worden? <sup>11</sup>Er antwortete: Der Mensch, der Jesus heißt, machte einen Brei und strich ihn auf meine Augen

und sprach: Geh zum Teich Siloah und wasche dich! Ich ging hin und wusch mich und wurde sehend. <sup>12</sup>Da fragten sie ihn: Wo ist er?

*Übertragung in Leichte Sprache*

Jesus sieht einen Mann.  
Der Mann ist blind – schon immer.

Die Freunde von Jesus fragen:  
Warum ist der Mann blind?  
Ist das eine Strafe von Gott?

Jesus sagt:  
Warum fragt ihr nach Strafe?  
Es ist ganz anders.  
An dem Mann zeige ich:  
Gott tut Gutes.  
Wir haben eine Aufgabe von Gott:  
Wir zeigen die guten Werke von Gott.  
Ich bringe Licht zu den Menschen.  
Ich bin das Licht der Welt.  
Kein Mensch soll im Dunkeln leben.

Jesus geht zu dem blinden Mann.  
Jesus macht einen Brei:  
Aus Spucke und Erde.  
Den Brei legt Jesus auf die Augen von dem Mann.  
Dann sagt Jesus dem Mann:  
Gehe zum Teich.  
Und wasche dich im Teich.

Der blinde Mann geht zum Teich.  
Und wäscht sich.  
Da kann der Mann sehen.

Die Nachbarn sehen den Mann.  
Einige sagen:  
Das ist ja der blinde Mann.

Andere sagen:  
Das ist falsch.  
Der Mann sieht nur so aus wie der blinde Mann.

Die Nachbarn fragen den Mann:  
Wieso kannst du plötzlich sehen?

Der Mann sagt:  
Jesus hat einen Brei auf meine Augen gelegt.  
Dann hat er gesagt:  
Wasche dich im Teich.  
Das habe ich getan.  
Jetzt kann ich sehen.

Die Nachbarn fragen den Mann:  
Wo ist Jesus?

## **Mit Dir will ich meinen Bund aufrichten | Genesis 6,12–22**

### *Einheitsübersetzung*

<sup>12</sup>Gott sah sich die Erde an und siehe, sie war verdorben; denn alle Wesen aus Fleisch auf der Erde lebten verdorben. <sup>13</sup>Da sprach Gott zu Noach: Ich sehe, das Ende aller Wesen aus Fleisch ist gekommen; denn durch sie ist die Erde voller Gewalttat. Siehe, ich will sie zugleich mit der Erde verderben. <sup>14</sup>Mach dir eine Arche aus Goferholz! Statte sie mit Kammern aus und dichte sie innen und außen mit Pech ab! <sup>15</sup>So sollst du sie machen: Dreihundert Ellen lang, fünfzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch soll sie sein. <sup>16</sup>Mach der Arche ein Dach und hebe es genau um eine Elle nach oben an! Den Eingang der Arche bring an der Seite an! Richte ein unteres, ein zweites und ein drittes Stockwerk ein! <sup>17</sup>Ich bin es. Siehe, ich will die Flut, das Wasser, über die Erde bringen, um alle Wesen aus Fleisch unter dem Himmel, alles, was Lebensgeist in sich hat, zu verderben. Alles auf Erden soll den Tod finden. <sup>18</sup>Mit dir aber richte ich meinen Bund auf. Geh in die Arche, du, deine Söhne, deine Frau und die Frauen deiner Söhne! <sup>19</sup>Von allem, was lebt, von allen Wesen aus Fleisch, führe je zwei in die Arche, damit sie mit dir am Leben bleiben; je ein Männchen und ein Weibchen sollen es sein. <sup>20</sup>Von allen Arten der Vögel, von allen Arten des Viehs, von allen Arten der Kriechtiere auf dem Erdboden sollen je zwei zu dir kommen, damit sie am Leben bleiben. <sup>21</sup>Nimm dir von allem Essbaren mit und leg dir einen Vorrat an! Dir und ihnen soll es zur Nahrung dienen. <sup>22</sup>Noach tat alles genauso, wie ihm Gott geboten hatte.

*Lutherübersetzung*

<sup>12</sup>Da sah Gott auf die Erde, und siehe, sie war verderbt; denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt auf Erden. <sup>13</sup>Da sprach Gott zu Noah: Das Ende allen Fleisches ist bei mir beschlossen, denn die Erde ist voller Frevel von ihnen; und siehe, ich will sie verderben mit der Erde. <sup>14</sup>Mache dir einen Kasten von Tannenholz und mache Kammern darin und verpiche ihn mit Pech innen und außen. <sup>15</sup>Und mache ihn so: Dreihundert Ellen sei die Länge, fünfzig Ellen die Breite und dreißig Ellen die Höhe. <sup>16</sup>Ein Fenster sollst du für den Kasten machen oben, eine Elle groß. Die Tür sollst du mitten in seine Seite setzen. Und er soll drei Stockwerke haben, eines unten, das zweite in der Mitte, das dritte oben. <sup>17</sup>Denn siehe, ich will eine Sintflut kommen lassen auf Erden, zu verderben alles Fleisch, darin Odem des Lebens ist, unter dem Himmel. Alles, was auf Erden ist, soll untergehen. <sup>18</sup>Aber mit dir will ich meinen Bund aufrichten, und du sollst in die Arche gehen mit deinen Söhnen, mit deiner Frau und mit den Frauen deiner Söhne. <sup>19</sup>Und du sollst in die Arche bringen von allen Tieren, von allem Fleisch, je ein Paar, Männchen und Weibchen, dass sie leben bleiben mit dir. <sup>20</sup>Von den Vögeln nach ihrer Art, von dem Vieh nach seiner Art und von allem Gewürm auf Erden nach seiner Art: Von den allen soll je ein Paar zu dir hingehen, dass sie leben bleiben. <sup>21</sup>Und du sollst dir von jeder Speise nehmen, die gegessen wird, und sollst sie bei dir sammeln, dass sie dir und ihnen zur Nahrung diene. <sup>22</sup>Und Noah tat alles, was ihm Gott gebot.

*Übertragung in Leichte Sprache*

Gott schaut auf die Erde.  
Alle Menschen sind böse geworden.  
Alle Menschen: Außer Noah.

Gott sagt zu Noah:  
Die Menschen sind böse geworden.  
Ich lasse die bösen Menschen sterben.  
Und mit den Menschen die ganze Welt.

Du sollst für dich selbst ein großes Schiff bauen:  
Eine Arche.

Die Arche muss sehr groß werden.  
Sie muss viele Zimmer haben.  
Und ein Fenster.  
Und eine Tür.  
Auch wenn es viel Wasser gibt:  
In der Arche muss es trocken bleiben.

Ich lasse eine Flut von Wasser kommen.  
Alle Menschen ertrinken in der Flut.  
Und mit den Menschen die ganze Welt.

Du, Noah, aber wirst leben.  
Die Arche rettet dich.  
Mit dir, Noah, fange ich auf der Erde neu an.

Nimm deine Familie mit in die Arche:  
Deine Frau und deine Söhne und ihre Frauen.  
Nimm auch Tiere mit.  
Ganz verschiedene Tiere.  
Immer ein Tier männlich und ein Tier weiblich.  
Nimm genug zu essen mit:  
Für dich und deine Familie und die Tiere.

Was Gott will:  
Das tut Noah.

## **Da sahen sie, dass der Stein weggewälzt war | Lukas 24,1–10**

### *Einheitsübersetzung*

<sup>1</sup>Am ersten Tag der Woche gingen die Frauen mit den wohlriechenden Salben, die sie zubereitet hatten, in aller Frühe zum Grab. <sup>2</sup>Da sahen sie, dass der Stein vom Grab weggewälzt war; <sup>3</sup>sie gingen hinein, aber den Leichnam Jesu, des Herrn, fanden sie nicht. <sup>4</sup>Und es geschah, während sie darüber ratlos waren, siehe, da traten zwei Männer in leuchtenden Gewändern zu ihnen. <sup>5</sup>Die Frauen erschrakten und blickten zu Boden. Die Männer aber sagten zu ihnen: Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? <sup>6</sup>Er ist nicht hier, sondern er ist auferstanden. <sup>7</sup>Erinnert euch an das, was er euch gesagt hat, als er noch in Galiläa war: <sup>8</sup>Der Menschensohn muss in die Hände sündiger Menschen ausgeliefert und gekreuzigt werden und am dritten Tag auferstehen. <sup>9</sup>Da erinnerten sie sich an seine Worte. <sup>10</sup>Und sie kehrten vom Grab zurück und berichteten das alles den Elf und allen Übrigen. <sup>11</sup>Es waren Maria von Magdala, Johanna und Maria, die Mutter des Jakobus, und die übrigen Frauen mit ihnen. Sie erzählten es den Aposteln.



*Lutherübersetzung*

<sup>1</sup>Aber am ersten Tag der Woche sehr früh kamen sie zum Grab und trugen bei sich die wohlriechenden Öle, die sie bereitet hatten. <sup>2</sup>Sie fanden aber den Stein weggewälzt von dem Grab <sup>3</sup>und gingen hinein und fanden den Leib des Herrn Jesus nicht. <sup>4</sup>Und als sie darüber ratlos waren, siehe, da traten zu ihnen zwei Männer in glänzenden Kleidern. <sup>5</sup>Sie aber erschrakten und neigten ihr Angesicht zur Erde. Da sprachen die zu ihnen: Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? <sup>6</sup>Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Gedenkt daran, wie er euch gesagt hat, als er noch in Galiläa war <sup>7</sup>und sprach: Der Menschensohn muss überantwortet werden in die Hände der Sünder und gekreuzigt werden und am dritten Tage auferstehen. <sup>8</sup>Und sie gedachten an seine Worte. <sup>9</sup>Und sie gingen wieder weg vom Grab und verkündigten das alles den Elf und allen andern Jüngern. <sup>10</sup>Es waren aber Maria Magdalena und Johanna und Maria, des Jakobus Mutter, und die andern Frauen mit ihnen; die sagten das den Aposteln. <sup>11</sup>Und es erschien ihnen diese Worte, als wär's Geschwätz, und sie glaubten ihnen nicht. <sup>12</sup>Petrus aber stand auf und lief zum Grab und bückte sich hinein und sah nur die Leinentücher und ging davon und wunderte sich über das, was geschehen war.

*Übertragung in Leichte Sprache*

Jesus ist tot.  
Sein Grab ist in einer Höhle.  
Vor der Höhle liegt ein schwerer Stein.

Zu dem Grab gehen Freundinnen von Jesus.  
Zwei Frauen heißen Maria.  
Eine Frau heißt Johanna.

Die Frauen wollen nach dem toten Jesus sehen.  
Sie wollen Jesus einsalben.  
So zeigen sie: Jesus ist uns wichtig.

Die Frauen kommen zu dem Grab.  
Sie sehen: Der schwere Stein ist weg.  
Der Eingang zum Grab ist offen.  
Und das Grab ist leer.  
Jesus ist weg.

Die Frauen fragen:  
Warum ist das Grab leer?  
Wo ist Jesus?

Plötzlich stehen da zwei Männer.  
Die Männer stehen in einem hellen Licht.  
Die Frauen haben Angst.

Die Männer im hellen Licht sagen:  
Habt keine Angst.

Was sucht ihr hier?  
Schaut hin:  
Hier ist ein Grab.  
Ein Grab ist für Tote.  
Aber Jesus lebt.

Erinnert ihr euch?  
Jesus sagte es euch schon früher:  
Ich werde sterben.  
Und dann werde ich auferstehen.  
Und leben.

Die Frauen gehen weg.  
Sie gehen zu den Freunden von Jesus.  
Die Frauen sagen den Freunden:  
Wir waren beim Grab von Jesus.  
Wir haben gesehen:  
Das Grab ist leer.  
Jesus lebt.

---

# Konfessionelle Gottesdienste am Samstagabend

## **Epistel/Lesung** **Gott ist Liebe: Und wir haben gesehen und bezeugen | 1 Johannes 4,11–21**

### *Einheitsübersetzung*

<sup>11</sup>Geliebte, wenn Gott uns so geliebt hat, müssen auch wir einander lieben. <sup>12</sup>Niemand hat Gott je geschaut; wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und seine Liebe ist in uns vollendet. <sup>13</sup>Daran erkennen wir, dass wir in ihm bleiben und er in uns bleibt: Er hat uns von seinem Geist gegeben. <sup>14</sup>Wir haben geschaut und bezeugen, dass der Vater den Sohn gesandt hat als Retter der Welt. <sup>15</sup>Wer bekennt, dass Jesus der Sohn Gottes ist, in dem bleibt Gott und er bleibt in Gott. <sup>16</sup>Wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und gläubig angenommen. Gott ist Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm. <sup>17</sup>Darin ist unter uns die Liebe vollendet, dass wir am Tag des Gerichts Zuversicht haben. Denn wie er, so sind auch wir in dieser Welt. <sup>18</sup>Furcht gibt es in der Liebe nicht, sondern die vollkommene Liebe vertreibt die Furcht. Denn die Furcht rechnet mit Strafe, wer sich aber fürchtet, ist nicht vollendet in der Liebe. <sup>19</sup>Wir wollen lieben, weil er uns zuerst geliebt hat. <sup>20</sup>Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott!, aber seinen Bruder hasst, ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht. <sup>21</sup>Und dieses Gebot haben wir von ihm: Wer Gott liebt, soll auch seinen Bruder lieben.

### *Lutherübersetzung*

<sup>11</sup>Ihr Lieben, hat uns Gott so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben. <sup>12</sup>Niemand hat Gott jemals gesehen. Wenn wir uns untereinander lieben, so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist in uns vollkommen. <sup>13</sup>Daran erkennen wir, dass wir in ihm bleiben und er in uns, dass er uns von seinem Geist gegeben hat. <sup>14</sup>Und wir haben gesehen und bezeugen, dass der Vater den Sohn gesandt hat als Heiland der Welt. <sup>15</sup>Wer nun bekennt, dass Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibt Gott und er in Gott. <sup>16</sup>Und wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat: Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. <sup>17</sup>Darin ist die Liebe bei uns vollendet, auf dass wir die Freiheit haben, zu reden am Tag des Gerichts; denn wie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. <sup>18</sup>Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe treibt die Furcht aus. Denn die Furcht rechnet mit Strafe; wer sich aber fürchtet, der ist nicht vollkommen in der Liebe. <sup>19</sup>Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.

<sup>20</sup>Wenn jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann nicht Gott lieben, den er nicht sieht. <sup>21</sup>Und dies Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebt.

*Übertragung in Leichte Sprache*

Gott liebt uns.  
Deshalb können wir andere Menschen lieben.  
Wir können einen anderen Menschen sehen.  
Und ihn lieben.  
Gott können wir nicht sehen.  
Aber Gott können wir trotzdem lieben.  
Wenn wir lieben:  
Dann ist Gott in uns.  
Und Gott bleibt bei uns.

Gott gab uns den Heiligen Geist:  
Die schenkt uns jeden Tag neue Kraft.  
Gott gab uns Jesus:  
Der schenkt uns jeden Tag neue Hoffnung.  
Das sind Zeichen von der Liebe von Gott.  
Wir lieben: Und Gott ist in uns.

Gott schaut auf mich:  
Was ist gut in meinem Leben?  
Was ist schlecht in meinem Leben?  
Ich darf Gott vertrauen.  
Gott nimmt meine Angst weg.  
Denn mit Gott fängt die Liebe an.  
Die Liebe besiegt die Angst.

Wenn ein Mensch sagt: Ich liebe Gott.  
Dann muss er auch alle Menschen lieben.  
Nur dann ist Liebe ehrlich.  
Wir sollen Gott und die Menschen lieben:  
Mit gleicher Kraft.  
Dieses Gebot gab uns Gott.

## **Evangelium** **Selig sind, die nicht sehen und doch** **glauben | Johannes 20,24–29**

### *Einheitsübersetzung*

<sup>24</sup>Thomas, der Didymus genannt wurde, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. <sup>25</sup>Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in das Mal der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht. <sup>26</sup>Acht Tage darauf waren seine Jünger wieder drinnen versammelt und Thomas war dabei. Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch! <sup>27</sup>Dann sagte er zu Thomas: Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! <sup>28</sup>Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott! <sup>29</sup>Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

### *Lutherübersetzung*

<sup>24</sup>Thomas aber, einer der Zwölf, der Zwilling genannt wird, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. <sup>25</sup>Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und lege meinen Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, kann ich's nicht glauben. <sup>26</sup>Und nach acht Tagen waren seine Jünger abermals drinnen, und Thomas war bei ihnen. Kommt Jesus, als die Türen verschlossen waren, und tritt mitten unter sie und spricht: Friede sei mit euch! <sup>27</sup>Danach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! <sup>28</sup>Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! <sup>29</sup>Spricht Jesus zu ihm: Weil du mich gesehen hast, darum glaubst du? Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

### *Übertragung in Leichte Sprache*

Jesus ist von den Toten auferstanden.  
Er kommt zu seinen Freunden.  
Alle sind da.  
Nur Thomas fehlt.

Thomas kommt zu spät.  
Da ist Jesus schon wieder weg.

Die anderen Freunde sagen zu Thomas:  
Wir haben Jesus gesehen.  
Jesus war hier bei uns.

Thomas sagt:  
Das kann ich nicht glauben.  
Ich brauche einen Beweis.  
Ich muss die Wunden von Jesus sehen.  
Die Wunden an seinen Händen:  
Wo die Nägel waren.  
Und die Wunde an seiner Seite.

Ich will die Wunden mit den Fingern berühren.  
Dann glaube ich: Jesus lebt.  
Dann glaube ich: Jesus war hier.

Eine Woche später kommt Jesus wieder.  
Thomas ist jetzt auch da.

Jesus sagt:  
Friede sei mit euch!

Jesus sagt zu Thomas:  
Strecke deinen Finger aus.  
Hier sind meine Hände.  
Berühre meine Hände!  
Und hier ist meine Wunde.  
Fühle meine Wunde!  
Schau hin: Ich bin es.

Thomas sagt:  
Du bist es wirklich.  
Mein Herr und mein Gott.

Jesus sagt:  
Du hast mich gesehen.  
Darum glaubst du.  
Andere Menschen können mich nicht sehen.  
Und sie glauben trotzdem an mich.  
Diese Menschen dürfen sich freuen.

---

## Schlussgottesdienst

### **Schaut auf Abraham und Sarah – eure Verheißung | Jesaja 51,1–5**

#### *Einheitsübersetzung*

<sup>1</sup>Hört auf mich, die ihr der Gerechtigkeit nachjagt und die ihr den HERRN sucht! Blickt auf den Felsen, aus dem ihr gehauen seid, auf den Brunnenschacht, aus dem ihr herausgebohrt wurdet! <sup>2</sup>Blickt auf Abraham, euren Vater, und auf Sara, die euch gebar! Er war allein, als ich ihn rief. Dann habe ich ihn gesegnet, sodass er zahlreich wurde. <sup>3</sup>Denn der HERR hat Zion getröstet, getröstet all ihre Ruinen. Er machte ihre Wüste wie Eden und ihre Öde wie den Garten des HERRN. Jubel und Freude findet man in ihr, Lobpreis und den Klang von Liedern. <sup>4</sup>Horcht her, mein Volk, hört auf mich, meine Nation! Denn von mir geht Weisung aus und mein Recht mache ich zum Licht der Völker. <sup>5</sup>Meine Gerechtigkeit ist nahe, von mir kommt Heil. Meine Arme verschaffen den Völkern Recht; auf mich hoffen die Inseln, sie warten auf meinen Arm.

#### *Lutherübersetzung*

<sup>1</sup>Hört mir zu, die ihr der Gerechtigkeit nachjagt, die ihr den HERRN sucht: Schaut den Fels an, aus dem ihr gehauen seid, und des Brunnens Schacht, aus dem ihr gegraben seid. <sup>2</sup>Schaut Abraham an, euren Vater, und Sara, von der ihr geboren seid. Denn als einen Einzelnen berief ich ihn, um ihn zu segnen und zu mehren. <sup>3</sup>Ja, der HERR tröstet Zion, er tröstet alle ihre Trümmer und macht ihre Wüste wie Eden und ihr dürres Land wie den Garten des HERRN, dass man Wonne und Freude darin findet, Dank und Lobgesang. <sup>4</sup>Merke auf mich, mein Volk, hört mich, meine Leute! Denn Weisung wird von mir ausgehen, und mein Recht will ich gar bald zum Licht der Völker machen. <sup>5</sup>Denn meine Gerechtigkeit ist nahe, mein Heil tritt hervor, und meine Arme werden die Völker richten. Die Inseln harren auf mich und warten auf meinen Arm.

#### *Übertragung in Leichte Sprache*

Hört hin!  
Gott spricht zu euch:  
Ihr sucht Gerechtigkeit.  
Und ihr sucht mich.

Ich habe euch erschaffen.  
Ihr seid wichtig für mich.

Schaut hin!

Gott ist bei euch.

Gott spricht zu euch:

Abraham und Sara waren traurig.  
Sie konnten keine Kinder bekommen.

Dann gab ich meinen Segen.  
Ich gab ihnen viele Kinder.  
Und den Kindern neue Kinder.

Und jetzt seid ihr traurig.  
Weil die Heimat Jerusalem weit weg ist.  
Und weil der Tempel zerstört ist:  
Das Haus von Gott.

Ich tröste euch!  
Und ich verspreche:  
Wo jetzt alles zerstört ist:  
Da wird ein schöner Garten wachsen.  
Wo jetzt eine Wüste ist:  
Da gibt es ein neues Paradies.  
Dann freut ihr euch:  
Ihr feiert ein großes Fest.  
Und dankt eurem Gott.

Hört hin!

Gott spricht zu euch:

Ich bringe mein Recht zu allen Menschen.  
Meine Gerechtigkeit kommt.  
Ich allein rette die Menschen.  
Darauf hoffen Menschen auf der ganzen Welt.





---

# ANFANG

---

# Erzählt von mir! Ökumenischer Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt

## Predigt

Donnerstag, 13. Mai 2021, über den Dächern von  
Frankfurt/Main  
Die Veranstaltung wurde während des 3. Ökumenischen  
Kirchentages live gesendet und für die Mediathek auf-  
gezeichnet.<sup>1</sup>

Frère Alois, Prior der Gemeinschaft von Taizé, Frankreich

Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer! Wir feiern heute Himmelfahrt. Gott hat Jesus bei sich aufgenommen. Das klingt nach einem guten Ende. Aber die Jünger und Jüngerinnen fühlen sich immer noch von Jesus verlassen. Sie sind enttäuscht. Ihre Erwartungen an Jesus haben sich nicht erfüllt. Erst allmählich begreifen sie: Auch wenn sie Jesus nicht mehr sehen – er ist wirklich unter ihnen. Damit tut sich ein neuer Horizont auf. Mit der Auferweckung Jesu hat sich Gott auf die Seite der Gedemütigten gestellt. Die Liebe Gottes ist stärker als Hass, Gewalt und Tod. Die Armen können aufstehen und jubeln. Ein unerwartetes Licht erstrahlt.

Zu diesem Fest kommen zu uns nach Taizé in Burgund in normalen Zeiten an die zweitausend Jugendliche. In unserer Versöhnungskirche singen wir und geben uns mit kleinen Kerzen das Licht der Auferstehung weiter.

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder, auch wenn Sie heute allein vor dem Bildschirm sitzen, der Glaube an die Auferstehung verbindet uns. Doch vielleicht geht es Ihnen wie mir, ich denke in diesem Moment auch an Menschen, denen dieser Glaube nicht leichtfällt. Oft stellen mir Jugendliche Fragen wie: »Was bedeutet es für mich, dass Jesus von den Toten auferstanden ist? Warum greift Gott nicht ein, wenn Menschen leiden und wenn alles zerbricht, was mir Sicherheit gibt?« Solche Fragen werden in der Pandemie noch stärker.

Unser Glaube gibt uns keine einfachen Antworten. Er lädt uns vielmehr zu einem Wagnis ein, zum Wagnis des Vertrauens darauf, dass Christus auch in schweren Zeiten bei uns ist. Das gibt mir die Hoffnung, dass wir aus der Erfah-

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

rung der Pandemie lernen. Wir wollen als Geschwister zusammenleben, auf neue Weise miteinander teilen und noch entschiedener für unsere Erde Sorge tragen. Die Zeit ist da für einen neuen Aufbruch. Als Kirchen wollen wir dazu beitragen. Und unzählige Christen tragen durch ihr Leben aus dem Glauben zu mehr Menschlichkeit in unserer Gesellschaft bei. Doch viele Menschen sagen heute auch: Eure Botschaft der Liebe ist unglaublich! Missbrauch hat viel Vertrauen zerstört. Und es braucht Mut, um Licht in dieses Dunkel zu bringen.

Auch wir Brüder in Taizé stehen vor dieser Herausforderung. In Gesprächen mit Überlebenden von Missbrauch ist uns klargeworden: Heilung ist nur möglich, wenn wir zugeben, was geschehen ist. Wenn wir Verantwortung übernehmen und alles daransetzen, dass die Stimmen der Betroffenen gehört werden, dass die Opfer auch juristisch Recht bekommen und in Zukunft niemand mehr solches Leid erfährt. Dazu ist in unseren Kirchen eine tiefe Erneuerung notwendig. Strukturveränderungen sind unerlässlich. Um in der Gesellschaft und in unseren Kirchen neu aufzubrechen, braucht es ebenso eine tiefe geistliche Erneuerung.

Viele Jugendliche sehnen sich heute nach einem geistlichen Leben, das sie trägt. Sie erleben in Taizé, wie wichtig es ist, immer wieder innezuhalten. Und es stimmt: Wo immer ich auch gerade bin, ich kann mich in jedem Augenblick Christus zuwenden. Der Auferstandene ist immer da, er schenkt uns seine Liebe, er bleibt bei uns – Zweifel können bleiben. Der Glaube ist nicht so sehr ein Besitz von Gewissheiten; er ist zuallererst ein Unterwegssein in Hoffnung. Er macht uns offen für andere. Hellhöriger für die Menschen und Ereignisse in unserer Umgebung und in der Welt. Die Pandemie legt uns schmerzliche Grenzen auf, aber wir können uns schon jetzt darauf vorbereiten, in Zukunft offener auf andere Menschen zuzugehen. Auch auf Menschen, die wir spontan nicht ansprechen würden: zum Beispiel Migranten, die vielleicht ganz in der Nähe wohnen. Wir haben gerade gehört, wie Julia, Sandra und Ambote<sup>2</sup> das in ihrem Leben verwirklichen: offen auf andere zuzugehen. Das ermutigt uns.

Vor Kurzem besuchte uns in Taizé eine Pfarrerin aus der Umgebung. Sie erzählte, wie sie in der Zeit vor dem vergangenen Lockdown ihren Gemeindemitgliedern vorgeschlagen hatte, sich einmal in der Woche in kleinen Gruppen zu einem einfachen Essen zu treffen und dabei über ihr Leben und den Glauben zu sprechen. Das ist nichts Spektakuläres. Vielleicht möchte der eine oder die andere von Ihnen auch gerne so etwas tun, sobald das wieder möglich ist. Kirche ist lebendige Gemeinschaft. Sie lebt im Gottesdienst und im Miteinanderteilen des Alltags. Sie ist Weggemeinschaft.

Eine solche Weggemeinschaft können wir in unseren Kirchengemeinden und in kleinen Gruppen leben. Diese Weggemeinschaft gewinnt, wenn sich Christinnen und Christen aus verschiedenen Konfessionen zusammentun. Eine geistliche Erneuerung unserer Kirchen kommt nur gemeinsam voran. Wir können die Vielfalt unter uns Christen als Geschenk annehmen, uns noch besser kennen

<sup>2</sup> Julia Piretzis, Sandra Hofmann und Ambote Luzolo sprachen im Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt über Erfahrungen von Hoffnung und Zusammenhalt.

und schätzen lernen. Auch wenn es wahr ist, dass wir manchmal unsere Vielfalt einfach geduldig ertragen müssen, auf keinen Fall dürfen wir uns mit dem Skandal unserer Spaltungen, den alten wie auch den neuen, abfinden. Unsere Kirchen können noch nicht alle Glaubensschätze miteinander teilen. Aber Christus ist nicht geteilt. Er ist eins, er ist unsere Einheit. Nur wenn wir öfter im gemeinsamen Gebet in seiner Gegenwart zusammenkommen, können wir unsere Einheit in Vielfalt auch glaubhaft leben.

Das ist möglich. In Taizé kommen Tag für Tag Menschen verschiedener Konfessionen, Sprachen, Länder und Kulturen vor Gott zusammen. Wenn wir gemeinsam auf die Schrift hören, Gott loben und einen langen Moment Stille halten, erfahren wir, dass uns der Heilige Geist bereits zu einer lebendigen Gemeinschaft macht.

Wir singen gern diese alten Worte: »Ubi caritas et amor, Deus ibi est« – »Wo die Güte und die Liebe ist, da ist Gott«. So vieles, was Menschen für andere tun, oft ganz im Verborgenen, ist ein lebendiges Zeichen der Liebe Gottes. Schauen wir hin! Auch in unseren manchmal so schweren Tagen ist das Reich Gottes schon mitten unter uns. Amen

---

# Gedenken zu Beginn

## **Schaut hin Jüdisches Leben in Frankfurt**

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am  
Dienstag, 13. April 2021 im Westend, Frankfurt/Main.<sup>1</sup>

Bettina Limperg, Präsidentin des 3. Ökumenischen Kirchentages,  
Karlsruhe

Prof. Dr. Thomas Sternberg, Präsident des 3. Ökumenischen  
Kirchentages, Münster

Dr. Johannes zu Eltz, kath. Stadtdekan, Frankfurt/Main

Dr. Achim Knecht, ev. Stadtdekan, Frankfurt/Main

Julian-Chaim Soussan, Rabbiner, Frankfurt/Main

Emira Berisha, Studentin der Politikwissenschaft, Frankfurt/Main

Michaela Fuhrmann, Jüdische Gemeinde Frankfurt/Main

Paola Widmaier, Bildungsreferentin bei Spiegelbild – Politische  
Bildung aus Wiesbaden

Die Veranstaltung »Gedenken zu Beginn« nahm beim 3. Ökumenischen Kirchentag die Geschichte und Gegenwart jüdischen Lebens in der gastgebenden Stadt Frankfurt am Main in den Blick. Auf die Begrüßung durch die beiden Präsident\*innen des 3. Ökumenischen Kirchentages und den Vorstand der Jüdischen Gemeinde Frankfurt folgte ein historischer Teil zum jüdischen Leben in Frankfurt bis 1945. An zentraler Stelle stand das Gedenken durch den Rabbiner der Jüdischen Gemeinde Frankfurt und die beiden Stadtdekane Frankfurts. Ein Vortrag zur Geschichte der Jüdischen Gemeinde Frankfurt nach 1945 und zu ihrer gegenwärtigen Situation schloss sich an. Statements aus aktuellen Projekten gegen Antisemitismus und Rassismus öffneten den Blick nach vorne.

### *Begrüßung*

Sternberg: Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder! In Würdigung des jüdisch-christlichen Dialogs in Deutschland wollen wir dieses »Gedenken zu Beginn« auch zum Beginn dieses so ungewöhnlichen 3. Ökumenischen Kirchentages begehen. Das ist mir als Präsident des 3. Ökumenischen Kirchentages wichtig, aber auch als Präsident des Zentralkomitees der deutschen

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

Katholiken. Wir stehen hier heute vor der wunderbaren Frankfurter Westend-Synagoge und da denke ich an unser ÖKT-Leitwort: »schaut hin«. Schaut hin auf diese religiös plurale Stadt, schaut hin auf diese wunderbare Synagoge. Gedenken, das passiert vor allen Dingen im Kopf, aber es muss auch das Herz erreichen, um das auch Unvorstellbare, Unfassbare, was geschehen ist, zu erinnern. Die Geschichte des jüdischen Lebens in Frankfurt steht repräsentativ für das Verschwinden von Frauen, Männern und Kindern, von Kollegen, Nachbarn, Mitschülern vor nunmehr 80 Jahren. Diese Menschen und ihre Nachkommen fehlen uns. Sie fehlen uns in unserer Gesellschaft. Deshalb sind wir so dankbar, dass hier in dieser Synagoge im Herzen von Frankfurt neues jüdisches Leben gemeinsam in unterschiedlicher Ausprägung aufblühen konnte und auch für unsere Ökumene ein Hoffnungszeichen sein kann. Ich heiße Sie herzlich willkommen zu diesem »Gedenken zu Beginn«.

Limperg: Ich möchte Sie – im Anschluss an Thomas Sternberg – als evangelische Präsidentin des 3. Ökumenischen Kirchentages auch ganz herzlich begrüßen zu diesem »Gedenken zu Beginn«. In der evangelischen Tradition wird seit 1961 das »Gedenken zu Beginn« eines Evangelischen Kirchentages abgehalten, um aktiv zu erinnern, im Bewusstsein auch der christlichen Verantwortung für die Schuld, die wir auf uns geladen haben durch den nationalsozialistischen Rassenhass, der zur systematischen Ermordung von Millionen von Jüdinnen und Juden geführt hat und zur Vertreibung so vieler unschuldiger Personen während des Dritten Reiches. »Nicht das Vergessen, das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung«<sup>2</sup>, sagte der jüdische Gelehrte Baal Shem Tow. Zu diesem Erinnern gehört auch die aktive Übernahme von Gegenwarts- und Zukunftsverantwortung. Zu diesem aktiven Erinnern gehört auch das Entstehen gegen Antisemitismus, gegen Rassenhass, gegen Hetze und Gewalt. Und so will auch der 3. Ökumenische Kirchentag das Erinnern verbinden mit dem Entstehen für all diejenigen, die aktiv an der Vision einer friedlichen Zukunft und eines friedlichen Miteinanders ohne Ausgrenzung arbeiten möchten. Wir freuen uns deswegen und sind dankbar, dass wir auch mit diesem »Gedenken zu Beginn« des 3. Ökumenischen Kirchentages ein weiteres Ausrufezeichen setzen können im jüdisch-christlichen Dialog.

[...]

### *Gebet*

Soussan: Wir haben uns für unsere gemeinsame Lesung für den Psalm 118 entschieden. Zum einen sind die Psalmen die Textbrücke, die das Judentum und das Christentum miteinander verbindet, zum anderen sind es gerade ihre unter-

<sup>2</sup> Zitiert nach: Grözinger, Karl Erich (1992): Gedenken, Erinnern und Fest als Wege zur Erlösung des Menschen und zur Transzendenzerfahrung im Judentum, in: Casper, Bernhard/ Sparr, Walter (Hrsg.): Alltag und Transzendenz. Studien zur religiösen Erfahrung in der gegenwärtigen Gesellschaft. Freiburg/München: Karl Alber, Sonderdruck, S. 19–49.

schiedliche Wirkung, ihre Bedeutung und ihre Wirkkraft in unseren Religionen, die die Möglichkeit bieten, mit unterschiedlichen Interpretationen mehr Verständnis für den anderen zu gewinnen. Dieser Psalm ist vielschichtig. Er enthält Elemente von Klage, Lob und Bitte und lässt viele Perspektiven zu. Im Judentum wird dieser Psalm als Teil des Hallel, des Lobgebetes, zu den Wallfahrtsfesten gebetet. Besonders passend für mich zum »Gedenken zu Beginn« wirkt er durch folgende Sätze:

»Der Ewige ist mit mir, ich fürchte nichts, was kann ein Mensch mir tun? Der Ewige ist mit meinen Helfern und ich blicke ruhig auf meine Hasser. Alle Völker umringen mich. Vertrauend auf den Namen des Ewigen werde ich sie vernichten.«

Die Völker werden in diesem Psalm als Feuer und Dornen beschrieben, die mich bedrängen, mich zu Fall bringen wollen, aber das Vertrauen auf Gott bleibt bestehen. Und folgenden Vers habe ich auf einem Vorhang vor einem Toraschrank entdeckt, in einer Synagoge. Kunstvoll eingewoben stand dort: »Ich will nicht sterben, sondern leben und die Taten Gottes erzählen. Lo Amut, ki echeje, WaAssaper Maasse j\_ah.« Dieser Vorhang entstand nach 1945 hier in Deutschland. Dieser Wunsch zu leben und zu erzählen, Gottes Taten zu preisen – trotz alledem –, das war ein unsägliches Geschenk der Überlebenden an alle kommenden Generationen, an die Menschheit insgesamt. Ein Anruf und eine Mahnung zugleich: Wir leben, um zu erzählen. Unsere Pflicht ist es zuzuhören, weiterzuerzählen und zu Herzen zu nehmen, um ein Recht auf Leben zu erlangen und zu garantieren. Denn Erinnern ist immer auch eine Forderung an die Zukunft, eine Gesellschaft im Vertrauen auf Gott zu begründen, in der wir gemeinsam so etwas nie wieder zulassen.

Denn der Ewige ist mit meinen Helfern. Wenn wir uns gegenseitig helfen und unterstützen, fürchte ich nichts.

Knecht: Als Christ höre ich den 118. Psalm als Lob Gottes am Ostermorgen. Der Ewige hat in der Auferstehung des Juden Jesus den Tod besiegt. Ich bete dann mit den Worten des 118. Psalms:

»Man singt mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten. Die Rechte des Herrn behält den Sieg. Die Rechte des Herrn ist erhöht, die Rechte des Herrn behält den Sieg, ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen.«

Das gibt mir Hoffnung über den eigenen Tod hinaus, doch es gibt mir auch zu denken. Lebe ich in den Hütten der Gerechten oder in den Palästen der Schande? Darf ich die von Israel überlieferte Hoffnung auf das Leben, das stärker ist als der Tod, auch auf mich beziehen? Wo doch erst vor 80 Jahren meine Vorfahren Israel, das erste Volk Gottes, verworfen haben, wie hier auf diesen Stufen geschehen. Doch vor Gott gilt: »Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen.« Die Auferstehung Israels, des jüdischen Volkes. Ja, das ist von Gott, wir sehen das als Osterwunder in unserer Zeit. Dank sei Gott, dass wir hier



gemeinsam stehen dürfen. »Denn dies ist der Tag, den der Herr macht, lasst uns freuen und fröhlich an ihm sein.«

zu Eltz: »Alle Völker umringten mich, ich wehrte sie ab im Namen des Herrn. Du stießest mich, ja du stießest mich, dass ich stürzte. Doch der Herr hat mir geholfen. Öffnet mir die Tore der Gerechtigkeit, ich will durch sie hineingehen, um dem Herrn zu danken.«

Die Westend-Synagoge selber, vor dir wir hier stehen, könnte mit diesen Versen sprechen. Alle Völker umringten mich, die Fluten des Verderbens und der Abschaum darauf umbrandeten mich am 9. November 1938. Meine Mauern, dicht gebaut und festgefügt, hielten stand, und doch habe ich den Schlag, mit dem sie mich stießen, furchtbar zu spüren bekommen, ich und noch viel mehr die, für die ich da bin, die sich in mir versammeln und die ich in mir bergen wollte. Der Hausmeister der Synagoge, ein katholischer Christ, der tapfere Valentin Bachmann, sein Name sei nicht vergessen, hat sich der Rote der Bösen in den Weg gestellt und die Herausgabe der Synagogenschlüssel verweigert. Er hat furchtbare Prügel dafür bekommen und die Übermacht nicht abhalten können. Sie sind eingedrungen ins Heiligtum und haben Feuer gelegt. Ein Gerechter unter anderen einzelnen Gerechten ist zu preisen. Es ist aber auch zu sagen, es waren zu wenige und sie waren zu spät. Heute, da die Tore der Gerechtigkeit hier wieder offenstehen und Menschen durch sie hineingehen, um dem Herrn zu danken, müssen wir uns öffentlich darauf festlegen, nie mehr zu spät und mit zu wenigen gegen Menschenfeindlichkeit [zu erscheinen], sondern mit Gottes Hilfe rechtzeitig und reichlich.

Soussan: »Gesegnet sei, wer im Namen des Ewigen kommt, wir segnen euch aus dem Haus des Ewigen. Baruch haba BeShem Hashem, beruch nechem me Bejt Hashem.«

alle drei: Amen  
[...]

### *Projekte und Visionen*

Berisha: Meine Vision ist eine Gesellschaft, in der jedes Menschenleben zählt und wertgeschätzt wird. Eine Gesellschaft, in der wir nicht nur Toleranz, sondern Akzeptanz praktizieren. Dafür arbeite ich im Rahmen einer historisch-politischen Bildungsarbeit am Jüdischen Museum in Frankfurt. Dort mache ich vor allem unsichtbar gemachte Stimmen sichtbar. Ich engagiere mich besonders im Jüdischen Museum im Rahmen des Schattenspiel-Theaters, wo wir Kindern spielerisch den Raum geben, ihr Selbstbewusstsein zu stärken und sich mit Themen rund um den Glauben auseinanderzusetzen. Dort erschaffen sie Geschichten von einer Welt, in der es egal ist, woher wir kommen, woran wir glauben und wie wir aussehen.

zu Eltz: Meine Vision ist eine Stadt Frankfurt, in der Gott viel Volk gehört, und zwar aus allen Stämmen, Sprachen und Nationen, und in der dieses Volk in Frieden leben kann. Dafür arbeite ich im Römerbergbündnis. In ihm haben sich die großen Kirchen, die Jüdische Gemeinde, der Stadtjugendring und der Deutsche Gewerkschaftsbund 1978 untergehakt, damit in Frankfurt die NPD die Beine nicht mehr auf den Boden bekommt. Ganz besonders engagiere ich mich dafür, der völkischen Rechten den Anspruch auf das christliche Abendland zu bestreiten, das ist wirklich frecher Etikettenschwindel. Blut und Boden haben mit dem Reich Gottes überhaupt nichts zu tun. Die Vergötterung des eigenen Volkes ist Gott ein Gräueltat und ist finsterner Götzendienst. Demgegenüber will ich mit Leidenschaft die lichte Freiheit verteidigen, die Christus allen Menschen erworben hat.

Fuhrmann: Meine Vision ist ein Deutschland ohne Hass und Ausgrenzung. Meine Vision, hier in meinem Heimatland zu leben, in einer Gesellschaft, die für ihre Mitmenschen einsteht und für die Toleranz und Gleichheit selbstverständlich sind. In einer Gesellschaft, deren Verfassung und Werte aus den Lehren der Shoah geboren wurden, dürfen Antisemitismus, Rassismus und Diskriminierung keinen Platz mehr haben. Religionsfreiheit ist ein Grundrecht, das ist ein Menschenrecht. Jüdische Gemeinden müssen bei der Ausübung dieses Rechts jedoch noch immer von Polizei geschützt werden. Ich arbeite dafür, dass diese Realität nicht mehr zur jüdischen Normalität gehört, für ein starkes, selbstbewusstes Judentum, das sich seiner Traditionen und religiösen Identität stets bewusst bleibt und zugleich als integraler Bestandteil der Gesellschaft anerkannt wird und weiter dafür wirkt, wie hier in Frankfurt seit über neun Jahrhunderten. Das »Gedenken zu Beginn« sollten wir wörtlich nehmen. Vor jedem Handeln, vor jedem Posting im Internet, vor jedem einfach dahingesagten Spruch sollten wir uns erinnern, was geschehen kann, wenn Menschlichkeit und Fürsorge verloren gehen. Das Gedenken, das Wissen um die Shoah, die Lehren daraus, lassen uns alle für ein achtsameres und toleranteres Miteinander wirken. Heute und in Zukunft.

Knecht: Meine Vision ist: In Frankfurt arbeiten alle Menschen guten Willens aus allen Religionen gemeinsam für ein friedliches Zusammenleben in dieser Stadt. Dafür arbeite ich gerne im Rat der Religionen mit. Derzeit engagieren sich dort Vertreter\*innen der muslimischen, hinduistischen, buddhistischen und christlichen Gemeinden und Kirchen der Baha'i, der Mormonen, der Sikh und der Ahmadiyya, und nicht zuletzt auch die Jüdische Gemeinde. Ganz besonders engagiere ich mich derzeit für das »Zelt der Begegnung«. Mit dem Zelt der Begegnung pflegen wir im Rat der Religionen in Frankfurt eine dialogische Erinnerungskultur. In diesem Jahr, kurz vor dem Ökumenischen Kirchentag, in digitaler Form. Meine Hoffnung dabei ist: Die Begegnung mit den Nachbarn aus der anderen Religion wird zu einer heilsamen Erfahrung, die alle Beteiligten weiterbringt und ihnen guttut.

Widmaier: Meine Vision ist es, dass Menschen in Deutschland unabhängig von ihrer Herkunft, ihrer Religion, und ihrer Kultur und ihrem Geschlecht und ihrer sexuellen Orientierung in Schutz leben können und nicht erst Halle und Hanau

passieren müssen, um politische Maßnahmen gegen Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus einzuleiten. Dafür arbeite ich für »Spiegelbild – Politische Bildung aus Wiesbaden«. Wir begleiten Jugendliche und Erwachsene in ihrer Auseinandersetzung mit Ausgrenzung, Diskriminierung und gesellschaftlichen Ungleichheitsideologien. Unsere Angebote bestärken die Teilnehmenden dabei, sich für ein Miteinander in Anerkennung und Vielfalt einzusetzen und von Diskriminierung Betroffene zu unterstützen und zu schützen. Ich engagiere mich besonders im Projekt »WWA – World Wide Antisemitism«, einem Präventionsprojekt gegen Antisemitismus. Hier fördern wir bei Jugendlichen die Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge zu erkennen und zu verstehen und sich nicht mit einer Aufteilung der Welt in Gut und Böse zufriedenzugeben. Wir möchten vor allem Empathie und Solidarität stärken.

---

## Festveranstaltung

### **Schaut hin. Festveranstaltung des 3. ÖKT Eine festlich-kurzweilige Begegnung mit Gästen aus Politik, Kirchen, Kultur und Held\*innen der Corona-Pandemie aus Frankfurt und Umgebung.**

Freitag, 14. Mai 2021, Saal Horizont, Messe Frankfurt/Main  
Die Veranstaltung wurde während des 3. Ökumenischen Kirchentages live gesendet und für die Mediathek aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Bischof Dr. Georg Bätzing, Bistum Limburg  
Volker Bouffier MdL, Ministerpräsident, Wiesbaden  
Peter Feldmann, Oberbürgermeister, Frankfurt/Main  
Nura Froemel, Rat der Religionen, Frankfurt/Main  
Kirchenpräsident Dr. Dr. h. c. Volker Jung, Ev. Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt  
Erzpriester Radu Constantin Miron, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK), Frankfurt/Main  
Claudia Müller, Female Finance Forum, Frankfurt/Main  
Tina Müller-Bergmann, Caritas-Sozialberatung, Frankfurt/Main  
Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, Berlin

Moderation:

Prof. Dr. Claudia Nothelle, Journalistin, Professorin für Fernseh-Journalismus, Magdeburg  
Dr. Julian Sengelmann, Pastor, Sänger und Schauspieler, Hamburg  
Ulrike Greim, Rundfunkbeauftragte der Ev. Kirche in Mitteldeutschland, Weimar  
Gesa Grandt, Jugendbildungsreferentin, Kiel

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

*Grußbotschaft des Bundespräsidenten<sup>2</sup>*

Bundespräsident Steinmeier: Gottesdienste, Podien, Gespräche und Kulturprogramm, engagierte Laien aus dem ganzen Land, hochrangige Kirchenvertreter und so manche Politiker, unterschiedlichste Aktionen – von der gemeinsamen Bibelarbeit bis hin zu »Gemeinsam im Netz«. Ja, liebe Brüder und Schwestern, es ist wieder Kirchentag. Aber wir müssen nicht lange hinschauen, um zu sehen, es ist ein besonderer Kirchentag, den wir an diesem Freitagabend gemeinsam eröffnen. Ich meine damit weniger die schmerzhaften Einschränkungen aufgrund der Pandemie, all die gewohnten Bilder, die es heute nicht geben wird. Der Trubel in den Frankfurter Straßen, die große Eröffnungsfeier mit Zehntausenden Zuschauern, die unverstellte Begegnung von Mensch zu Mensch an einem Ort, das gemeinsame Beten, das Singen, Musizieren, Tanzen – es stimmt: all das fehlt uns sehr. Umso dankbarer bin ich und sind wahrscheinlich viele von uns für das, was dennoch möglich ist und vor allen Dingen von so vielen Engagierten möglich gemacht wurde. Ein dicht bepackter, dezentraler und digitaler Kirchentag, der allen Widrigkeiten zum Trotz stattfindet – dafür mein herzlicher Dank und Glückwunsch an alle Beteiligten.

Liebe Schwestern und Brüder, dieser Kirchentag ist deshalb besonders, weil er uns aus dem ganzen Land als Christen über die Grenzen der Konfessionen hinweg wieder zusammenbringt zu einem 3. Ökumenischen Kirchentag. An den ersten in Berlin denke ich ebenso gern zurück wie an den zweiten in München, aber dieser dritte wird anders sein. Dieser Ökumenische Kirchentag findet statt in einer für die Kirchen, für beide große Kirchen schwierigen Zeit. Das gottesdienstliche Leben ist coronabedingt erheblich eingeschränkt. Die schönen Choräle, nicht nur für Protestanten so wichtig, sind weitestgehend verstummt, selbst zu Weihnachten und zu Ostern herrscht Leere in den meisten Kirchen. Und als sei das nicht traurig genug, im Hintergrund die bange Frage, ob es je wieder ein Zurück zur Normalität gibt, ob die Pandemie nicht auch hier als Brandbeschleuniger wirkt, dem Prozess der Säkularisierung zusätzlichen Schub verleiht, die Kirchen aus der Mitte der Gesellschaft drängt. Wir müssen uns kritisch fragen, wo die Kirchen selbst zum Prozess der Entfremdung beitragen. Zuvorderst nenne ich da die quälend langsame Aufdeckung und Aufarbeitung abscheulicher Verbrechen an den Schwächsten unter uns, an Kindern und Jugendlichen; Verbrechen, die in den Kirchen lange Zeit vergessen oder verschwiegen wurden.

Ja, für die Kirchen ist das aus vielen Gründen eine schwierige Zeit, aber – allen Widrigkeiten zum Trotz – Kirchentage blicken nach vorn. Und so hoffe ich, dass von diesem Ökumenischen Kirchentag ein Signal der Ermutigung, ein Signal des Aufbruchs ausgeht. Denn ich bin der festen Überzeugung, wir brauchen die Kirchen, wir brauchen engagierte Christinnen und Christen gerade in dieser Zeit, um gegen die zunehmenden Spaltungstendenzen unserer Gesellschaft an-

<sup>2</sup> Das Grußwort wurde vorab aufgezeichnet und während der Veranstaltung als Video eingespielt. Das Originalvideo ist zu finden unter: <https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Frank-Walter-Steinmeier/Reden/2021/05/210514-Kirchentag-Eroeffnung.html>.

zugehen. Ob es die Pandemie ist, der Kampf gegen den Klimawandel, die Frage der Zuwanderung – ich sehe mit Sorge, dass die Auseinandersetzung in unserem Land mit immer größerer Erbitterung geführt wird. Dass Familien im Streit zerbrechen, Freundschaften auseinandergehen, dass Räume des Dialogs ersetzt werden durch Filterblasen, in denen Hass und Hetze gedeihen. Auch in den Gemeinden werden diese Auseinandersetzungen geführt – wie sollte es auch anders sein? Zeigen wir als Christinnen und Christen, dass geduldiges Zuhören, vernünftiges Argumentieren, gemeinsame Wahrheitssuche möglich, ja wichtiger denn je sind. Wir brauchen die Kirchen, wir brauchen engagierte Christinnen und Christen, die Brücken bauen zu unseren Nachbarn anderer Glaubens, die das Gespräch suchen, die Vorurteilen und Feindbildern entschieden entgegen-treten, die für Toleranz und Glaubensfreiheit eintreten, was auch die Freiheit einschließt, keiner Religion anzugehören.

Wir brauchen die Kirchen, wir brauchen engagierte Christinnen und Christen im Kampf gegen den menschengemachten Klimawandel, für einen verantwortlichen Umgang mit den natürlichen Lebensgrundlagen unserer Erde. Ich freue mich, dass viele junge Menschen das zu ihrem Lebensthema gemacht haben, dass sie, aber nicht nur sie, bereit sind, Verzicht zu leisten und lieb gewordene Gewohnheiten aufzugeben. Aber gleichzeitig müssen wir aufpassen, dass hier nicht eine neue Spaltung droht zwischen Stadt und Land, Alt und Jung. Ich würde mir wünschen, dass es uns gelingt, den Weg in eine nachhaltige Gesellschaft so zu bestreiten, dass bei den Verteilungskonflikten, die es unweigerlich geben wird, die gesellschaftliche Solidarität nicht auf der Strecke bleibt.

Wir brauchen die Kirchen, wir brauchen engagierte Christinnen und Christen im Kampf für eine friedliche, gerechte Welt, und das gerade in einer Zeit, in der die Spannungen zwischen den großen Mächten wachsen, in der sich der Kampf um knappe Ressourcen verschärft und die Pandemie viele ärmere Länder um Jahrzehnte zurückzuwerfen droht. Die große Vision von der Einen Welt, der wir uns nach dem Ende der Blockkonfrontation schon so nah fühlten, erscheint vielen schon wieder als blauäugiges Luftgespinnst. Aber die christliche Friedensbotschaft kennt keine Grenzen und Blöcke. Sie richtet sich an alle Menschen, unabhängig von Kultur, Religion oder Hautfarbe. Die Botschaft von der Einen Welt muss Christen bleibende Verantwortung und Auftrag im Alltag sein. Wir brauchen die Kirchen, wir brauchen engagierte Christinnen und Christen, die in einer Gesellschaft, die von Selbstermächtigung und Selbstoptimierung geprägt ist, daran erinnern, dass das menschliche Leben unverfügbar ist, dass Krankheit und Tod dazugehören und unsere Gesellschaft Schaden nimmt, wenn wir sie an den Rand zu drängen versuchen. Ich danke all denen, die, ob als Seelsorger oder Gemeindeglieder, in der Pandemie den Kranken, den Sterbenden und den Hinterbliebenen zur Seite gestanden haben. Sie haben bezeugt, dass der Tod für Christen nicht das letzte Wort hat, dass das Leben und die Liebe stärker sind als er.

Und schließlich: Wir brauchen die Kirchen, wir brauchen engagierte Christinnen und Christen, die sich dafür einsetzen, die Spaltung der Kirche zu überwinden – eine Spaltung, die einen dunklen Schatten auf die christliche Friedens-

botschaft wirft und die, gestatten Sie mir diese Formulierung, angesichts der gesellschaftlichen Veränderungen immer weniger verstanden wird. Ich danke deshalb all denen, die sich in beiden Kirchen geduldig darum bemühen, die Annäherung voranzutreiben. Ich weiß, wie schwer es ist, jahrhundertalte Gegnerschaft zu überwinden. Aber ich frage uns: Wie will man die Stadt auf dem Berge sein, Botin des Friedens, wenn Mauern diese Stadt trennen und wir nicht geduldig versuchen, sie einzureißen und so ein Beispiel versöhnter Vielfalt zu sein? »Schaut hin«, so lautet das Leitwort für diesen Ökumenischen Kirchentag. »Öffne mir die Augen, dass ich sehe die Wunder an deinem Gesetz!«, heißt es im dafür ausgewählten Psalm. Ich möchte allen Laien in den Kirchen danken, die sich meist im Ehrenamt jeden Tag, jede Woche mit offenen Augen einbringen, engagieren und aufreißern – auch und gerade wenn es schmerzt. Liebe Brüder und Schwestern, sorgen wir dafür, dass von diesem Kirchentag ein Signal der Ermutigung und des Aufbruchs ausgeht. Die Kirchen brauchen es sicher. Vor allem aber braucht es die Welt. Eine Welt, die in vieler Hinsicht unfriedlich und zerstritten ist, aber sich nach Frieden und Versöhnung sehnt. Vielen Dank und Shalom!

### *Willkommen in Frankfurt*

Nothelle: Eine tolle Stadt, in der wir hier zu Gast sein dürfen und in der Sie alle, die Sie jetzt gerade von zu Hause zuschauen können, vielleicht irgendwann in nächster Zeit mal wieder sind. Wir freuen uns, dass das Land Hessen und die Stadt Frankfurt den Ökumenischen Kirchentag eingeladen haben, und wir haben uns jetzt umgekehrt aufgemacht und Sie beide hierhin eingeladen: Willkommen, Herr Ministerpräsident Bouffier und Herr Oberbürgermeister Feldmann! Schön, dass Sie unserer Einladung in die Festhalle gefolgt sind. Herr Ministerpräsident, statt den 100.000 Menschen, die normalerweise jetzt hier vor Ort wären, sind nun hoffentlich mindestens so viele digital dabei. Was bedeutet das für Sie? Sind sie dennoch irgendwie zu Gast in Hessen?

Bouffier: Ja, zunächst einmal herzlich willkommen in Frankfurt und in Hessen. Als die Diskussion aufkam, ob wir Gastgeber sein könnten für den 3. Ökumenischen Kirchentag, waren wir sofort dabei. Das hat uns elektrisiert. Wir sind gerne Gastgeber, wir glauben, dass wir gute Gastgeber sein können. Und ja, die 100.000 sind nicht da, sie sind digital dabei. Wir wollen nicht so viel darüber reden, was nicht geht, sondern über das, was geht. Und diese Pandemie hat vieles gezeigt und möglich gemacht, aber eines ist doch auch wahr: Die persönliche Begegnung und Interaktion kann man nicht ersetzen. Also, es ist jetzt etwas anders, aber ich bin sehr froh und sehr dankbar, dass dieser Ökumenische Kirchentag nicht abgesagt wurde.

Wir haben viel darüber diskutiert, dass er stattfindet, und ich glaube auch, dass es ein wichtiges Zeichen ist, dass er stattfindet – auch als Ermutigung weit über den Kirchentag hinaus. Natürlich sind wir stolz, dass wir gemeinsam Gastgeber sein dürfen, und wenn Sie sich Deutschland einmal anschauen: Wir liegen mit-

tendrin. Wir glauben auch, dass Hessen ein sehr guter Ort ist, und wir laden schon jetzt wieder die Menschen ein, häufig zu uns zu kommen. Es gibt diesen schönen Satz, den ich gerne zitiere: Wir haben keinen Zugang zum Meer, auch keinen Zugang zu den Alpen, aber an uns kommt keiner vorbei. Egal, ob von Nord nach Süd oder von West nach Ost, du musst immer irgendwie durch Hessen, und ich glaube, dass der Aufenthalt hier lohnt. Also unterm Strich: Wir freuen uns über diesen Kirchentag und wir haben ihn gerne nach allen Kräften unterstützt.

[...]

Sengelmann: Herr Oberbürgermeister, »schaut hin« ist das Leitwort dieses 3. Ökumenischen Kirchentages. Was bedeutet »schaut hin« für Frankfurt?

Feldmann: Frankfurt, wie ich es kenne, ist eine Stadt, in der man aufeinander aufpasst, die das Gemeinsame in den Vordergrund stellt. Nur so kommen hier Menschen aus 180 Nationen mit 200 Sprachen friedlich miteinander aus. Prägend ist die Vielfalt, keine Gruppe kann sich hier isolieren. Es gibt nicht das »Türken-, Marokkaner-, Asiatenhochhaus«, das Viertel mit den »Alten Frankfurtertern«. Wir sind eine Stadt, in der 53 Prozent der Menschen einen internationalen Hintergrund besitzen und 60 Prozent der Studierenden an der Goethe-Universität und der Fachhochschule einen internationalen Hintergrund haben. Diese Stadt ist nicht *trotzdem* reich geworden, sondern vielleicht gerade *deswegen*, weil sie immer verstanden hat: Die Nähe von Mensch zu Mensch ist das, was den Zauber ausmacht und was uns auch nach dieser Pandemie sehr schnell wieder zusammenbringen wird. Dass hier der Kirchentag stattfindet, ist für mich auch eine Art Belohnung.

Nothelle: Herr Bouffier, der Bundespräsident hat vorhin davon gesprochen, dass der Ökumenische Kirchentag ein Zeichen der Hoffnung sein soll. Für die Christen und Christinnen ist er ein ganz wichtiges Ereignis, aber wie wichtig sind die Christinnen und Christen für Hessen? Wie wahrnehmbar sind sie hier?

Bouffier: Jeder Mensch ist wichtig, egal wie viele es sind. Und wenn Sie auf Hessen schauen: Die Mehrzahl der Bürger in unserem Land gehört keiner christlichen Kirche mehr an. Da hat sich vieles verändert. Katholische Christen und evangelische Christen halten sich in etwa die Waage. Ein solcher Kirchentag und auch die Botschaft, die davon ausgeht, richten sich zunächst mal an Menschen christlichen Glaubens. Aber eigentlich richten sie sich ja an alle. Ein Ökumenischer Kirchentag, das ist eigentlich schon die Kernbotschaft. Ökumene bedeutet ja, dass man bewusst die bisherigen Gleise ein Stück weit verlässt, um miteinander zu sprechen, vielleicht auch miteinander zu ringen, auch die Gegensätze zu verstehen. Das ist für mich, nicht nur für uns Hessen, eigentlich das Entscheidende. Der Bundespräsident hat viele Punkte genannt, ich will das etwas anders formulieren: Jeder Kirchentag ist wichtig, aber dieser ist besonders wichtig. Wir sind seit 14 Monaten in einer Krisensituation gesellschaftlicher Art, wie wir sie noch nie erlebt haben. Es gibt junge Menschen, die haben noch nie erlebt, dass der Staat in ihre Freiheitsrechte eingreift. Wir haben hier in Frankfurt eine große Universität. Viele studieren jetzt im dritten Semester und waren noch nie mehr als einen Tag in der Uni, haben nie ihre Mitstudierenden ge-



sehen. Das kann man nicht digital aufheben. Wir haben Schülerinnen und Schüler, die seit fünf Monaten nicht mehr in der Schule waren. Wir verbieten Menschen, abends rauszugehen – aber mit welcher Begründung eigentlich? Um der Gefahr zu begegnen. Aber das stresst die Menschen und das gab es noch nie in diesem Land, das ist keine Normalität. Ich bin dankbar, dass so viele mitmachen. Und jetzt ist die Frage, was ist die Botschaft für uns? Die Menschen brauchen Orientierung in einer Zeit, in der man das Gefühl hat, dass alles, was bisher galt, was vertraut war, unabhängig von der Pandemie, nicht mehr so richtig trägt. Jeder macht sich seine eigenen Regeln. Der Bundespräsident sprach von Selbstermächtigung und ich will die Gelegenheit nutzen: Was wir gestern erlebt haben auch in unserem Land – Stichwort Israel, Flaggen verbrennen und ähnliches mehr<sup>3</sup> – das zeigt doch, wie notwendig es ist, dass wir Orientierung geben, und das erwarte ich von einem Kirchentag. Ich glaube, es ist dringend geboten, und deshalb bin ich froh, dass er stattfindet.

*Wo schauen wir hin in Frankfurt?*

Nothelle: Mit Frankfurt verbinden die meisten Menschen vor allem Banken, Geld, Reichtum. Viele Christinnen und Christen sind da eher skeptisch und denken, das ist nicht so gut, das sind nicht unsere Werte. Aber wir haben mit Claudia Müller eine Frau getroffen, die gern Geld anlegt und damit Gutes tun möchte.

Müller<sup>4</sup>: Ich bin die Gründerin des Female Finance Forums, eines Unternehmens, das insbesondere Frauen den Umgang mit Geld und Geldanlagen beibringt. Zu meinem Hintergrund: Ich bin Volkswirtin mit einem Master in Staatswissenschaften und habe einige Jahre bei der Deutschen Bundesbank gearbeitet, wo ich für das Thema nachhaltige Geldanlagen zuständig war, bevor ich mich dann mit dem Female Finance Forum selbstständig gemacht habe. Geld ist in unserer Gesellschaft ein Mittel zum Zweck, es ist ein Hebel für unser eigenes Leben und auch für die Gesellschaft. Um an der Gesellschaft teilhaben zu können und die Gesellschaft auch prägen zu können, brauchen wir Geld, und meine Mission ist es, insbesondere Frauen den Zugang zu Geld zu erleichtern und zu ermöglichen. Ich persönlich habe eine fantastische Beziehung zu Geld, ich finde, je mehr Geld wir Menschen haben, umso mehr Gutes können wir auch damit tun. Denn ich investiere mein Geld nach meiner Überzeugung und meinen Werten und ich gebe es auch aus für Dinge, die ich für gut erachte. Und das möchte ich allen Menschen ermöglichen, damit wir eine gleichberechtigte Gesellschaft und eine immer bessere Gesellschaft haben. Die Möglichkeiten, im aktuellen System Gutes zu tun, auch mit unserem Geld, sind riesig. Wir müssen uns nur trauen, das Thema auch wirklich in die eigenen Hände zu nehmen und eigenverantwortlich

<sup>3</sup> Der Ministerpräsident bezieht sich hier auf Angriffe auf Synagogen und Gedenkorte und das Verbrennen israelischer Flaggen im Umfeld pro-palästinensischer Demonstrationen am Mittwoch, 12. Mai 2021 in mehreren deutschen Städten.

<sup>4</sup> Der Beitrag wurde vorab aufgezeichnet und während der Veranstaltung als Video eingespielt.

anzugehen. Und dafür möchte ich Ihnen mitgeben: 80 Prozent richtig ist besser als 100 Prozent nicht gemacht. Wir können gar nicht so viel falsch machen, wie wir immer glauben. »Einfach machen« ist der Schlüssel, und dann können wir das Geld wirklich im Einklang mit unseren Werten nutzen und einsetzen.

Greim: Tina Müller-Bergmann ist heute bei uns zu Gast. Sie arbeitet bei der Caritas-Erstkontaktstelle hier am Römer, ganz zentral gelegen in Frankfurt. Erstkontaktstelle heißt, Leute kommen zu Ihnen mit ihren Problemen. Welche Leute kommen zu Ihnen und mit welchen Problemen sind sie konfrontiert?

Müller-Bergmann: Die Erstkontaktstelle befindet sich in der Caritas-Zentrale direkt am Römer, sie ist also gut zugänglich für die Menschen, die Rat suchen. Was für Menschen kommen zu uns? Menschen, die Rat suchen und gar nicht wissen, welches die richtige Anlaufstelle für sie ist. Wir machen mit ihnen ein Clearing und schauen erst mal, was für ein Anliegen sie mitbringen. Was sie als Erstes sagen, ist oft nicht das erste Anliegen, sondern es steckt noch mehr dahinter.

Greim: Vielleicht können Sie ein Beispiel nennen aus den letzten Wochen? Welche Menschen sind zu Ihnen gekommen?

Müller-Bergmann: Letzte Woche hatte ich beispielsweise mit jemandem Kontakt, der in der Arbeitswelt stand, sein Einkommen hatte und für den durch einen Schlaganfall plötzlich alles anders wurde. Er konnte nicht mehr arbeiten gehen. Er hat Rat bei uns gesucht, um zu klären, wie seine Existenz weitergeht, welche finanziellen Mittel er beantragen kann.

Greim: Und dann schauen Sie – erstens, zweitens, drittens, das steht an – und verweisen ihn zu Ämtern und Behörden und versuchen den Kontakt herzustellen, oder wie muss man sich das vorstellen?

Müller-Bergmann: Genau, man begibt sich gemeinsam auf den Weg. Der Mann hat beispielsweise Krankengeld bekommen, doch das reicht nicht aus, um die Miete zu bezahlen und den Lebensunterhalt zu sichern. Die Frage war, auf welche Leistungen hat er noch Anspruch? Dann auch die Frage nach der Erwerbsminderungsrente, so kommen oft ganz viele Themen auf einmal und da braucht man Orientierung.

### *Willkommen in den gastgebenden Kirchen*

Sengelmann: Kirchlich gehört Frankfurt auf evangelischer Seite zur Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Katholisch ist das weniger eindeutig, denn drei Bistümer teilen sich das Land Hessen, nämlich Limburg, Mainz und Fulda. Und wir freuen uns jetzt sehr, dass Kirchenpräsident Dr. Volker Jung hier ist und der Bischof von Limburg, Dr. Georg Bätzing! Herzlich willkommen!

Nothelle: Herr Kirchenpräsident Jung, eine einfache, vielleicht auch komplizierte Frage: Was bedeutet für Sie das Leitwort »schaut hin« und wie würden Sie es übersetzen?

Jung: Es stammt ja aus der biblischen Geschichte der Speisung der Fünftausend. Und es ist schon spannend, dass diejenigen, die bei Jesus sind, fünf Brote und zwei Fische haben und denken, das reicht nicht aus für die vielen, die etwas zu

essen haben wollen. Und Jesus sagt »schaut hin« – und dann können sie alle satt machen! Und deshalb heißt es für mich: Schaut hin, was ihr an Möglichkeiten habt und vertraut darauf, dass *alle* etwas davon haben. So wie wir es jetzt beim Kirchentag auch machen. Wir schauen hin, welche Möglichkeiten wir haben, wir benutzen sie und das geht weit in die Welt hinaus.

Sengelmann: Herr Bischof Bätzing, Kirchentage, Ökumenische Kirchentage, Katholikentage bewegen sich ja hin und wieder ein bisschen selbstreferenziell. Wir sind dann alle sehr involviert. Was glauben Sie, wo müssen wir hinschauen abseits vom Ökumenischen Kirchentag?

Bätzing: Ja, auf die großen Fragen der Gerechtigkeit, das ist ganz klar. In dieser Stadt merkt man, dass die Welt zusammenkommt, dass Menschen aus aller Welt da sind. Das ist die entscheidende Zukunftsfrage, auch die Generationenfrage, und alle Fragen, die wir sonst noch haben – Klimagerechtigkeit, Impfgerechtigkeit, Armutsbewältigung –, das sind die Themen, denen wir uns stellen, auch hier beim Ökumenischen Kirchentag, und die wir gemeinsam als Christinnen und Christen bewegen wollen, damit sie Menschen erreichen.

Nothelle: Herr Jung, Herr Bätzing, Sie stehen ja für die einladenden Kirchen, aber eigentlich müssten hier ja noch viel mehr stehen, oder?

Jung: Genau, wir haben gemeinsam eingeladen, ich habe mich sehr darüber gefreut, dass das auch so möglich war. Aber es kommen noch weitere gastgebende Kirchen dazu, das ist in Hessen die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck und die genannten Bistümer Fulda und Mainz, die mitgemacht haben und gesagt haben: Wir sind auch dabei, wir unterstützen das.

Nothelle: Und was ist mit den ganzen kleineren kirchlichen Gemeinschaften und Kirchen?

Jung: Natürlich die ACK<sup>5</sup>. Da sind viele andere mit dabei, die diesen Kirchentag auch mittragen und mit unterstützen, darüber werden wir nachher noch etwas hören.

Sengelmann: Dieser Ökumenischen Kirchentag ist natürlich wunderbar und herausfordernd gleichermaßen. Ökumene hat etwas Tolles und etwas auch nicht ganz Einfaches – sonst würden es wahrscheinlich alle machen. Dieser Ökumenische Kirchentag ist vor allem unter dem Motto »Ökumenisch sensibel Eucharistie und Abendmahl feiern« unterwegs, dazu werden morgen Abend mehrere Frankfurter Kirchengemeinden einladen. Was ist eigentlich gemeint mit »ökumenisch sensibel« und wie kann und wird das funktionieren?

Bätzing: Wir feiern das Feierabendmahl, die Eucharistiefeier und eine orthodoxe Vesper in den liturgischen Traditionen, die wir in unseren Kirchen haben. Im monatelangen Ringen miteinander, im Gespräch miteinander haben wir festgestellt, wir kennen uns gar nicht so gut. Es wird gut sein, dass wir einmal sagen »kommt und seht!« Kommt aus den anderen Konfessionen, nehmt teil an dem, was wir feiern, damit wir uns besser verstehen und kennenlernen. Das ist das eigentliche Ziel der konfessionellen Gottesdienste in dieser ökumenischen Sensibilität. Alle sollen spüren: Du bist hier herzlich willkommen.

<sup>5</sup> Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland

Sengelmann: Vielen Dank, wir werden alle zusammen hinschauen und das auch jenseits des Ökumenischen Kirchentages weitertragen. Vielen Dank, dass wir heute hier sind! [...] Frankfurt, das ist natürlich auch eine bunte, eine ganz kulturelle, ungeheuer vielfältige Stadt. Hier leben Menschen ganz verschiedener Herkunft und Menschen ganz verschiedener Religionszugehörigkeiten, und auch hiervon möchten wir natürlich unbedingt beim 3. Ökumenischen Kirchentag einen kleinen Eindruck vermitteln und dazu schalten wir jetzt noch einmal ins ÖKT-Studio zu Gesa und Ulrike.

### *Grüße aus der Ökumene*

Grandt: Ich freue mich riesig, dass Sie heute hier bei mir sind, Frau Froemel! Sie kommen aus der Bahai-Gemeinde. Der Bundespräsident hat es eben schon erwähnt: Es braucht Brückenbauerinnen und Brückenbauer aus allen Religionen und Sie aus der Bahai-Gemeinde sind Teil des Rates der Religionen hier in der Stadt Frankfurt. Erzählen Sie ein bisschen über den Rat der Religionen.

Froemel: Gerne. Der Rat der Religionen ist eine Institution, die bereits seit circa zehn Jahren in Frankfurt aktiv ist. Zu Frankfurt muss man wissen, dass es hier eine Vielzahl von Gemeinden gibt – tatsächlich über 200, und der Rat hat versucht, ein Modell zu finden, ein sogenanntes Repräsentationsmodell, mit dem wir die große Masse von Gemeinden abbilden können. Im Moment sind wir circa 15 Gemeindevertreter\*innen, die alle eine unterschiedliche Gemeinde vertreten – im Dialog.

Grandt: Dialog ist ein ganz wichtiges Stichwort, das Zauberwort des Rates der Religionen. Was macht ihn so besonders, gerade hier in dieser multireligiösen Stadt?

Froemel: Jeder, der in diesen Rat kommt, hat tatsächlich einen starken Wunsch, sich auszutauschen, Verständnis zu schaffen und auch ein Interesse daran, den anderen kennenzulernen. Ich glaube, unsere Zusammenarbeit funktioniert so gut, weil wir Respekt voreinander haben, weil wir großes Vertrauen zueinander haben und deshalb auch ganz offen miteinander arbeiten können, und das macht es für mich eben auch aus.

Grandt: Religionen sind vielfältig. Das heißt, Sie scheuen sich auch nicht vor kritischen Debatten?

Froemel: Ja, ich glaube, beim Wort kritisch denken viele an etwas Negatives, an etwas Angreifendes. Das ist es in gar keinem Fall. Es ist tatsächlich ein ganz offener Dialog, wenn man versucht, den anderen kennenzulernen, wenn man neugierig ist. Und tatsächlich tun wir das auch. In unseren Mitgliederversammlungen tauschen wir uns regelmäßig aus, im letzten Jahr zum Beispiel zum Thema Umwelt und Natur. Und jede Gemeinschaft hat dann die Möglichkeit, ihren Standpunkt vorzustellen. So entsteht natürlich einerseits die Möglichkeit, die Perspektive des anderen zu sehen und zu hören, und andererseits auch die Möglichkeit, Fragen zu stellen und sich auszutauschen.

Grandt: Sie sind mit der Bahai-Gemeinde Teil des Rates der Religionen. Was war die schönste Erfahrung, die Sie in dieser großen Vielfalt miteinander gemacht haben?

Froemel: Das ist eine gute Frage. Es gab wirklich viele richtig schöne Momente, die auch repräsentativ für das stehen, was wir uns vornehmen. Der Tag der Religionen, den wir schon zum vierten Mal begangen haben, ist etwas ganz Besonderes für uns, weil wir alle zusammenkommen können.

Grandt: Alle kommen zusammen – ein wunderbarer Abschluss. Vielen Dank an Sie, Frau Froemel! Und zurück zu Julian und Claudia.

Nothelle: Vielen Dank ins ÖKT-Studio. Wir haben vorhin ja schon mit Kirchenpräsident Jung und Bischof Bätzing darüber gesprochen: Nicht nur die beiden großen Kirchen in Deutschland sind die Einladenden zu diesem Ökumenischen Kirchentag, sondern auch die vielen Christinnen und Christen, die in kleineren kirchlichen Gemeinschaften und Kirchen zusammengeschlossen sind, das ist die ACK. Und der Vorsitzende dieser ACK, Erzpriester Radu Constantin Miron, ist jetzt hier bei uns zu Gast. Schön, dass Sie da sind.

Miron: Ja, ich freue mich auch, hier zu sein. In der Tat, es gibt auch Kirchen, die hierzulande klein und woanders groß sind. Und Ökumene heißt ja »alle zusammen«. Ein Ökumenischer Kirchentag ist eigentlich nur dann ökumenisch, wenn alle dabei sind. Ich weiß nicht, ob Sie die neue Übersetzung von ACK schon kennen: »A« für authentisch, »C« für charismatisch und »K« für kollegial. So verstehen wir unsere Beteiligung am Ökumenischen Kirchentag.

Sengelmann: Ist es das, was jetzt unter dem Begriff »multilaterale Ökumene« firmiert?

Miron: Ja, das klingt ein bisschen trocken. Deswegen lieber *Charisma* – den Reichtum der anderen entdecken. »Schaut hin!«, würde ich einfach sagen. Sie kennen das Leitwort.

Nothelle: Sie haben gerade gesagt, dass die Kirchen sich als kollegial verstehen: Was erhoffen Sie sich von diesem auch noch digitalen Ökumenischen Kirchentag. Was wird daraus entstehen?

Miron: Wir hatten natürlich auch viele Dinge vorbereitet als kleinere Kirchen und als Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen. Und egal, wie groß oder wie klein man ist in diesem Kollegium der Kirchen, man ist engagiert – und das haben wir erlebt, das haben wir gemeinsam gefeiert.

Nothelle: Wir hoffen sehr, dass etwas von diesem Geist auch über den Ökumenischen Kirchentag hinaus bleiben und die Christinnen und Christen in Deutschland bewegen wird. Vielen Dank, dass Sie hier sind und dass Sie alle mit dabei sind!

---

# HAUPTODIEN UND GESPRÄCHE

---

# Hauptpodien

## **Was tun wir gegen Antisemitismus?**

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am  
Mittwoch, 12. Mai 2021, Saal Meridian II, Messe Frankfurt.<sup>1</sup>

Peter Feldmann, Oberbürgermeister, Frankfurt/Main  
Marina Chernivsky, Geschäftsführerin des Kompetenzzentrums  
Prävention und Empowerment, Berlin  
Benjamin Fischer, Programmmanager der Alfred Landecker  
Stiftung, Berlin  
Katharina von Schnurbein, Antisemitismusbeauftragte der  
Europäischen Kommission, Brüssel/Belgien  
Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in  
Deutschland, Berlin

Moderation:

Joachim Frank, Chefkorrespondent der DuMont Mediengruppe,  
Köln

Frank: 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland begehen wir in diesem Jubiläums- und Aktionsjahr 2021. Dankbar, engagiert und reflektiert wird in einer Fülle von Veranstaltungen bundesweit die Vielfalt jüdischen Lebens gezeigt und gefeiert. Aber gerade in diesem Jubiläumsjahr stellen wir auch bedrückt, erschrocken und entsetzt fest, dass der Antisemitismus neu auf dem Vormarsch ist. Jüngste Zahlen, etwa aus Bayern oder Baden-Württemberg, belegen erneut eine massive Zunahme antisemitischer Ausfälle, offline auf der Straße und in persönlichen Konfrontationen, online im Netz. Den größten Zuwachs verzeichnet der sogenannte moderne Antisemitismus, der sich verstärkt in Verschwörungserzählungen mit Corona-Bezug äußert. Und bei der Hälfte aller Vorfälle spielt der antisemitische Bezug zum Nationalsozialismus und zur Shoah eine Rolle. Die Schwelle für antisemitische und andere Hassäußerungen ist sehr viel niedriger geworden. Im Netz, wo man anonym ist, schaukeln sie sich noch weiter hoch. Die Schleusen sind offen. Das ist eine Tatsache und ein Alarmruf. Es beginnt gemäß dem Kirchentagsmotto mit dem Hinschauen, aber was kommt dann?

Feldmann: Unsere Jüdische Gemeinde Frankfurt, in der ich selbst aktiv war, ist ein Vorbild für viele jüdische Gemeinden der ganzen Bundesrepublik. Kaum eine Stadt im deutschsprachigen Raum wurde so sehr durch ihre jüdische Gemeinde,

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

auch durch ihre jüdischen Bürgerinnen und Bürger geprägt. Ich nenne den Schriftsteller Ludwig Börne, den Parlamentspräsidenten Gabriel Riesser, Bertha Pappenheim, Henriette Fürth, Leopold Sonnemann, Franziska Speyer, meinen Amtsvorgänger Ludwig Landmann, Max Horkheimer, natürlich Ignatz Bubis, Trude Simonsohn, Hugo Sinzheimer und Richard Merton. Ich könnte diese Liste fast beliebig verlängern. Darum dürfen wir in Frankfurt mit Stolz sagen: Willkommen in der sicherlich jüdischsten Stadt Deutschlands. Auch Frankfurt ist keine Insel der Glückseligen. Antisemitismus ist immer noch Teil des Alltags, auch in unserer Heimatstadt, auf Schulhöfen, an Arbeits- und Sportplätzen, am Frühstückstisch- und auch am Stammtisch. Ja, die AfD ist deutlich schwächer hier als anderswo, aber sie und auch antisemitisches Gedankengut sind in der Mitte der Gesellschaft präsent. Auch hier wird das Menschheitsverbrechen der Shoa relativiert. Es wird versucht, unsere Erinnerungskultur lächerlich zu machen. Polizisten müssen 24 Stunden am Tag die Westend-Synagoge beschützen. Ich weiß, es ist kaum möglich, einen Antisemiten davon zu überzeugen, dass er unrecht hat. Deshalb brauchen wir weiterhin die wirksame Abwehr der Feinde unserer Republik. Der Anschlag in Halle, die Verbrechen des NSU, die Morde in Hanau, das Mordattentat auf Walter Lübke – Rechtsradikalismus und Antisemitismus sind die größte politische Bedrohung unserer Zeit. Ich bin aber als Frankfurter Oberbürgermeister stolz darauf, dass Trude Simonsohn eine Ehrenbürgerin unserer Stadt ist. Dass mein Freund Meron Mendel mit vielen Mitstreitern der Bildungsstätte Anne Frank Großartiges, gerade in der Bildungsarbeit sogar sehr Großartiges leistet. Dass unser Jüdisches Museum weit über die Grenzen unserer Stadt hinaus wirkt, dass seine Erweiterung Zeugnis davon gibt. Das Frankfurter Bürgertum sieht sich dauerhaft in der Verantwortung und es handelt vor allem danach. Die wichtigste Waffe gegen die menschenfeindliche Ideologie sind politische Bildung und die Demokratisierung von Staat und Wirtschaft. Genau darum investiert Frankfurt in die Bildungs- und Erinnerungsarbeit, in kostenfreie Kindergärten. Wir wollen Bildung, Aufklärung, von Anfang an. Wir fördern neue, moderne Formen der Auseinandersetzung mit unserer Geschichte. Ja, es gibt Antisemitismus in der Mitte unserer Stadt, aber es gibt eben auch das Gegenteil: einen Stolz auf die Identität der Vielfalt, ein Wissen darum, was unser Frankfurt seiner jüdischen Tradition verdankt. Frankfurt ist eine sehr liberale, eine offene, eine kritische und vor allem eine internationale Bürgerstadt mit 180 Nationen und 200 Sprachen. Eine freie Stadt, und auch das hat viel mit jüdischem Geist und Tradition zu tun. In diese Tradition passt vieles, aber eben nicht alles: Antisemitismus, Hass und Rassismus sind das Gegenteil unserer Kultur und der Geschichte unserer Heimatstadt. Das wird so bleiben, da können wir Frankfurter sehr konservativ sein.

[...]

Schuster: Am ersten Maiwochenende ist es in Berlin zu heftigen Randalen gekommen. Zahlreiche Gruppen hatten zu Demonstrationen aufgerufen, darunter auch die Bewegung der Corona-Leugner oder sogenannten Querdenker. Von dieser Gruppierung kursierte ein paar Tage vorher der Aufruf im Netz, gegen die Ausgangssperre zu protestieren, und zwar vor dem Sitz des Zentralrats der



Juden in Berlin. Jetzt muss man sich natürlich fragen, was hat der Zentralrat der Juden mit den Corona-Auflagen zu tun? Nichts. Schon länger sprechen wir öffentlich an, was die Teilnehmer der Corona-Leugner-Demos verbindet: Es ist ihr Antisemitismus. Viele Corona-Leugner sind Anhänger von antisemitischen Verschwörungserzählungen. Und so wird auch der Zentralrat der Juden Zielscheibe des Protests gegen die Corona-Auflagen. Der Vollständigkeit halber will ich hinzufügen: Es kam nicht dazu. Es hat niemand vor dem Gebäude des Zentralrats demonstriert. Doch ich erwähne diese Begebenheit, weil ich zum einen auf die gefährlichen gesellschaftlichen Verwerfungen aufmerksam machen möchte, die die Corona-Pandemie verursacht hat. Zum anderen, weil es zeigt, dass es ganz wichtig ist, Antisemitismus deutlich zu benennen. Das gilt nicht nur für den Zentralrat der Juden, sondern für alle. Wir sollten auch dann den Antisemitismus benennen, wenn wir uns damit unbeliebt machen, wenn wir zum Beispiel einen Künstler oder Wissenschaftler kritisieren, der der BDS-Bewegung<sup>2</sup> nahesteht. Antisemitismus als solchen zu benennen, setzt voraus, ihn auch zu erkennen. Abgesehen davon, dass Juden sowieso eine gute Antenne dafür haben, orientiert sich der Zentralrat der Juden an der Antisemitismus-Definition der Internationalen Allianz zum Holocaust-Gedenken (IHRA), die mittlerweile von 34 Staaten weltweit übernommen wurde.<sup>3</sup> Nach dieser Definition ist Antisemitismus eine bestimmte Wahrnehmung der Juden, die sich als Hass gegenüber Juden ausdrücken kann, und zwar in Worten und in Taten. Antisemitismus kann sich übrigens auch gegen Nichtjuden wenden und der Staat Israel kann Ziel solcher Angriffe sein.

Etwas mehr Sensibilität und manchmal auch Zurückhaltung im Umgang mit Israel, das wünsche ich mir weiterhin auch von einigen kirchlichen Kreisen. Viele Urteile fallen zu schnell und mit zu wenig Sachkenntnis. Stattdessen basieren sie auf Vorurteilen und viel zu häufig werden an Israel andere Maßstäbe angelegt als an andere Staaten. Über Jahrhunderte wurde von den Kanzeln ein vehementer Judenhass verkündet. Dies gipfelte in der Kooperation der Kirchen mit dem Nationalsozialismus. Nach der Shoa haben sich die beiden Kirchen deutlich davon distanziert und sich zu ihrer Schuld bekannt. Heutzutage wird auch nicht länger die jüdische Religion abgewertet. Die Kirchen haben sich in dieser Hinsicht wirklich gewandelt. Mein Wunsch ist es aber, dass sich diese Veränderung auch bis auf die Gemeindeebene im kleinsten Dorf wiederfindet. Es ist wichtig, dass Geistliche vor Ort für Respekt werben und selbst Toleranz vorleben. Liebe Zuschauerinnen und Zuschauer, je früher der Kampf gegen Antisemitismus auf jeder Ebene unserer Gesellschaft einsetzt, desto besser.

Der Zentralrat der Juden hat selbst einige Projekte gestartet, die ich gerne in der Diskussion ausführlicher darstellen kann. Jetzt möchte ich nur kurz anreißen: Was die Schulen angeht, setzen wir an mehreren Punkten an: bei den

<sup>2</sup> BDS steht für die politische Kampagne *Boycott, Divestment and Sanctions* (deutsch: Boykott, Desinvestitionen und Sanktionen).

<sup>3</sup> Zur Definition von Antisemitismus nach der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) vgl. [www.holocaustremembrance.com](http://www.holocaustremembrance.com) (zuletzt aufgerufen: 19.07.2021).

Schulbüchern, bei Lehrmaterialien und der Lehrerfortbildung. Auf allen Gebieten gibt es erhebliche Defizite, was die Darstellung des Judentums angeht beziehungsweise das Wissen über Antisemitismus und wie man damit umgeht. Und für die jüngeren Menschen, also vor allem Schüler, aber auch für Studierende, schaffen wir Begegnungsmöglichkeiten wie »Likrat«<sup>4</sup>, so heißt unser Programm, über das Gespräche mit Juden organisiert werden. Um Vorurteilen vorzubeugen oder sie abzubauen, halte ich solche Begegnungen für ein sehr gutes Mittel. Das sehe ich übrigens, und damit möchte ich schließen, auch als größtes Plus des Festjahres 1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Denn in diesem Rahmen werden im ganzen Bundesgebiet Projekte gefördert, die der Bevölkerung das Judentum näherbringen. Hier liegt eine große Chance, durch mehr Wissen Ressentiments abzubauen. Aber versichern kann ich Ihnen: Das eine Allheilmittel gegen Antisemitismus gibt es nicht, also so etwas wie eine Impfung oder ein Antibiotikum. Deshalb müssen wir auf ganz vielen Ebenen und mit verschiedenen Mitteln den Kampf gegen den Antisemitismus fortsetzen und dürfen nicht resignieren.

[...]

Von Schnurbein: Europaweit ist die Situation leider ähnlich wie in Deutschland. Der Antisemitismus nimmt zu. Unsere eigenen Berichte zeigen, dass zum Beispiel 2019 europaweit 3.000 antisemitische Hassverbrechen registriert und gemeldet wurden. Wir wissen, dass die Dunkelziffer sehr hoch ist, bei 70 bis 80 Prozent. Das ist nur die Spitze des Eisbergs. Man muss, glaube ich, sehen, dass Antisemitismus kein Problem der Juden ist, sondern der Antisemiten. Dass Antisemitismus zunächst ein Problem für die Juden ist, aber letztendlich für uns alle, für unsere Demokratie. Und das ist der Hintergrund, warum die Europäische Kommission seit 2015 eine Antisemitismusbeauftragte hat, um europaweit gemeinsam mit den Mitgliedstaaten und den jüdischen Gemeinden dieses Problem anzugehen. Die Aussage von Rabbiner Di Segni war damals scherzhaft gemeint, aber es ist tatsächlich so.<sup>5</sup>

Wir haben bereits sehr viel vorangebracht, sowohl auf Bundes- als auch auf Landesebene in Deutschland, auch in Städten und Gemeinden, an Universitäten, in Schulen. Es passiert viel. Aber es ist eben nicht genug. Denn wir wissen, wenn wir auf europäischer Ebene etwas entscheiden und es kommt nicht unten an, verändert sich für die jüdischen Gemeinden vor Ort nichts. Und es muss das Ziel sein, dass wir größere Sicherheit schaffen für die jüdischen Gemeinden, damit sie ganz klar ihre Zukunft auch hier in Europa sehen, und dass wir das gemeinsam tun mit Kräften aus der Mitte der Gesellschaft.

<sup>4</sup> Bei »Likrat – Jugend & Dialog« handelt es sich um ein Bildungsprogramm, das seit 2020 unter dem Titel »Meet a Jew« firmiert und ermöglicht, das aktuelle jüdische Leben durch in Deutschland lebende jüdische Menschen kennenzulernen.

<sup>5</sup> Die Referentin bezieht sich auf die Aussage des Rabbiners Riccardo Shemuel di Segni: »... seitdem Sie [als Antisemitismusbeauftragte] eingesetzt wurden, ist der Antisemitismus explodiert«.

Ich habe gesagt, dass wir eng zusammenarbeiten mit den Mitgliedstaaten. Auf europäischer Ebene wurden zwei Erklärungen verabschiedet. Eine unter der deutschen Ratspräsidentschaft letztes Jahr, in der sich die Mitgliedstaaten verpflichten, nationale Strategien einzusetzen gegen Antisemitismus. Wir sehen, dass ungefähr die Hälfte der Mitgliedstaaten jetzt dran ist, das zu machen. Drei haben sie bereits beschlossen. Das sind Österreich, Italien und Rumänien. Sie setzen die verschiedenen Aspekte um, die zum Beispiel den Bildungsbereich anbelangen oder die Sicherheit und auch die Kooperation untereinander. Das ist das eine, und auf der anderen Seite legen wir sehr viel Wert darauf, mit den jüdischen Gemeinden europaweit zusammenzuarbeiten, auch mit den Dachverbänden, um sicherzustellen, dass das, was gemacht wird, auch zielführend und im Einklang ist. Ich glaube, das ist sehr zentral, und es gilt auch für die Zusammenarbeit im ökumenischen Bereich, dass man sich eng abstimmt.

Frank: Wie ist das mit Antisemitismus im Netz? Ist das nur eine andere Plattform oder ein neues Phänomen von besonderer Dringlichkeit? Man hat ja das Gefühl, das ist wie eine Hydra. Wenn man einen Kopf vermeintlich abgeschlagen hat, wächst wieder ein neuer nach.

[...]

Fischer: Das Problem ist vielfältig, es ist schwer greifbar, und vor allem muss es eingebettet werden in einen gesamttransformativen Prozess in unserer Gesellschaft, nämlich den Prozess der digitalen Transformation. Auch deswegen ist es nicht so einfach, mögliche Offline-Strategien einfach in Online-Räume zu übertragen. Deswegen ist es aber auch wichtig, dass wir nicht einfach nur reaktiv sind, dass wir nicht immer überrascht sind, wenn der Hydra ein neuer Kopf nachwächst. Wie das funktionieren kann, darüber werde ich später sprechen. Es ist wichtig zu verstehen, dass sich online gerade beim Antisemitismus die Verschränkung mit anderen Formen des Hasses sehr gut zeigt. Misogynie, Formen des Rassismus und Antisemitismus treten zuhauf in Kombination auf.

[...]

Chernivsky: Aufgrund der Ereignisse im Nahen Osten, in Israel, sind Jüdinnen und Juden hierzulande blankem Hass ausgesetzt. Da wird nicht unterschieden, welche Positionierung die Menschen haben, was sie davon halten, wo sie herkommen, sondern Jüdinnen und Juden, die jüdische Bevölkerung, stehen hier sozusagen stellvertretend für die Ereignisse dort, und das erfüllt uns mit großer Sorge. Wir in der Beratungsstelle können mit Händen greifen, wie dieser Hass und Antisemitismus tatsächlich tief verankert sind und wie schnell sich dies alles entzündet. Historisch kennen wir das ja bereits. Jedes Mal, wenn es hier in Deutschland Auseinandersetzungen gab, egal welche, gab es eine Verdichtung und Bedrohungslage. Viele Menschen rufen hier an und sind sehr beunruhigt, weil sie Gewalt antizipieren und auch Gewalt erleben. Das sollte heute vielleicht nicht ganz verloren gehen.

Antisemitismus ist keineswegs nur ein Einstellungsproblem. Da geht es auf jeden Fall um Gewaltdimensionen, um Diskriminierung, die alltäglich ist, aber auch institutionell. Umso wichtiger ist es, dieses Phänomen durch Bildung zu bekämpfen. Es darf uns dabei nicht aus dem Blick geraten, dass nicht nur Kinder

und Jugendliche Teil des Problems sind, sondern dass die hiesige Gesellschaft Antisemitismus in sich trägt. Dass nicht einfach nur ein Kopf da oder dort dazugewachsen ist, sondern dass wir alle ein Teil davon sind. Ich glaube, das ist kein Rezept, aber auf jeden Fall eine richtige Stoßrichtung und Denkrichtung, die uns bei diesem Bildungsanspruch wirklich beschäftigen soll. Wir sollten aufhören, das Problem geschichtlich zu fassen. Wir sollten tatsächlich Antisemitismus nicht als Einstellung sehen. Wir sollten auf keinen Fall Antisemitismus nur als Problem bei Jugendlichen betrachten, sondern alles dafür tun, dass der Umgang mit Antisemitismus auf allen gesellschaftlichen Ebenen, in Institutionen, in der Ausbildung, und bei wichtigen Akteur\*innen und Schlüsselpersonen verankert ist. Das wird nicht von selbst passieren. Sonst drehen wir uns im Kreis und setzen ausschließlich auf Bildungsansätze, die nicht den Kern treffen – das ist meine Erfahrung.

[...]

Frank: Sie sprachen jetzt von dem gesamtgesellschaftlichen Kontext. Der Kampf gegen Antisemitismus ist ja gesamtgesellschaftlicher Konsens, zumindest bei den demokratischen, human gesinnten Gruppierungen. Das wird man als einen zivilgesellschaftlichen Konsens bezeichnen dürfen. Da schwingt aber umgekehrt bei denen, die sich außerhalb dieses Konsenses stellen, so etwas wie ein provokatives Moment mit. Man kann das triggern. Wenn ich einen Judenstern verwende und »Corona« draufschreibe, dann kriege ich maximale Aufmerksamkeit. So nach dem Motto »Schock deine Eltern, sei Antisemit!«. Wie hoch schätzen Sie dieses provokative Moment ein?

Fischer: Sehr hoch. Genug Beweise oder Belege dafür sehen wir mittlerweile täglich in den Nachrichten. Ich glaube, es ist sehr wichtig, die Struktur dahinter zu betrachten, weil wir auch versuchen, die Frage zu beantworten, was wir tun möchten. Das Ganze hat System. Hier gibt es Strukturen, die über Jahre hinweg gewachsen sind, die koordiniert vorgehen, die sich untereinander absprechen, die auch international super vernetzt sind. Und plötzlich sind wir alle überrascht, dass das in Form von Demonstrationen zutage tritt.

Das erste Projekt, über das ich sprechen will, ist »CeMAS«, das Center für Monitoring, Analyse und Strategie. Unser »Landecker re|con project«, ein Frühwarnsystem gegen die Verbreitung von Verschwörungsdenken, Antisemitismus, Desinformation und Rechtsextremismus, setzt genau hier an. Darüber möchte ich zuerst die Frage beantworten, was wir tun können, nämlich: Lassen Sie uns Erhabenheit vermeiden, das Gefühl, es zu wissen, das Problem zu verstehen. Wir verstehen es nämlich oft nicht oder wir simplifizieren es. Wie in der Debatte um Online-Hate, wird oft beim Antisemitismus genauso vorgegangen. Das Thema wurde jahre- oder jahrzehntelang als ein Thema angesehen, das nur Jugendliche betrifft. Digital Natives wurden vorgeschickt. Als 2010 Bücher zur Reichsbürgerbewegung, zu Verschwörungsideologien erschienen sind, wurden die Leute belacht. Es ist nicht so, als hätte es diese Daten, diese Erkenntnisse nicht vorher schon gegeben. Es hat sich nur niemand darum gekümmert. Wir haben also gemerkt, dass in dieser ersten Generation von Online-Aktivist\*innen viele Menschen primär qualitativ vorgehen. Es werden Screenshots gezeigt, es wird der

eine Judenstern gezeigt. Wie groß das Problem aber ist, das konnte nicht dargestellt werden. Es fehlte an Graphen, an Daten, an der Quantifizierung des Problems. Deswegen haben wir eine Organisation gegründet, die in Echtzeit Online-Entwicklungen abbilden kann und dadurch der Zivilgesellschaft insgesamt ermöglichen soll, aus dem reaktiven Modus herauszukommen und Dinge zu prognostizieren. Also anders gesagt, wenn wir 2010, 2011, 2012 schon lange von diesen Entwicklungen wussten, aber die Leute, die darüber sprachen, nicht ernst genommen oder nicht genug in die Mitte der Debatte gerückt haben und sie auch keine strategischen Entscheidungen treffen ließen, wie sorgen wir dann in Zukunft dafür, dass wir, wie man auf Englisch sagt, »the signal from the noise« trennen, also die richtigen Daten herausfiltern, die richtige Erkenntnis herausfinden, um darauf vorbereitet zu sein, wenn der nächste Sturm auf das Kapitol, den Reichstag oder wo auch immer stattfindet? Und der wird leider stattfinden.

Frank: Ich nehme an, Frau von Schnurbein, dass Datenerhebung und quantitatives Material auch für Ihre Arbeit eine Rolle spielen.

Von Schnurbein: Faktenbasierte Politik ist natürlich eine Grundlage dessen, was wir versuchen. Wir haben 2018 mit der Grundrechteagentur eine Umfrage zur Wahrnehmung von Antisemitismus europaweit unter 16.500 Jüdinnen und Juden gemacht, um zum Beispiel zu erfahren, welche Formen des Antisemitismus als besonders schlimm wahrgenommen werden. Nummer eins ist immer noch die Leugnung und Trivialisierung des Holocaust. Und wir wollten erfahren, welche Formen im Netz besonders oft vorkommen. Da ist die absolute Nummer eins israelbezogener Antisemitismus. Auf dieser Grundlage kann man dann gezielt vorgehen und auch sehen, was wir zum Beispiel in der Definition von Antisemitismus brauchen. Deswegen ist zum Beispiel die eben schon angesprochene IHRA-Definition eine gute Grundlage, weil sie diese verschiedenen Formen des Antisemitismus beleuchtet und auch in den Kontext setzt. Wir haben dann eine Gegenprobe gemacht mit den Europäern insgesamt und gefragt, wie sie Antisemitismus wahrnehmen. Während von der jüdischen Seite neun von zehn Personen sagen, Antisemitismus habe signifikant zugenommen und sei ihr größtes Problem, also noch vor der Angst, die Arbeit zu verlieren oder krank zu werden, sagen deutlich weniger, aber immerhin die Hälfte der Europäer, Antisemitismus habe signifikant in ihrem Land zugenommen. Ich glaube, wenn die Hälfte der Bevölkerung sagt, das ist ein Problem, dann muss die Politik auch handeln.

Was Online-Medien angeht, da gibt es sicherlich für die europäische Seite ein Betätigungsfeld, weil die einzelnen Mitgliedstaaten nur bedingt allein weiterkommen können. Es wurde schon gesagt, wie gut diejenigen, die Hass verbreiten, vernetzt sind. Deshalb müssen wir uns auch vernetzen, und da geht es um drei Dinge: Was offline strafbar ist, ist auch online strafbar, europaweit. Dafür gibt es bereits seit 2008 eine Gesetzgebung. Das betrifft zum Beispiel Holocaustleugnung und -trivialisierung, aber es muss auch im Netz strafrechtlich verfolgt werden. Die Strafverfolgungsbehörden müssen Kapazitäten und Wissen aufbauen. Ein anderer Punkt ist, dass die Plattformen Verantwortung

haben und diese auch wahrnehmen müssen. Wir haben seit 2016 einen Verhaltenskodex für die Plattformen, in dem sie sich selbst verpflichten, binnen 24 Stunden gemeldete Hass-Reden zu prüfen und gegebenenfalls zu löschen. Das hatte den wichtigen Effekt, dass die Plattformen ihre Verantwortung zugeben haben. Dass sie eben nicht nur Briefträger sind, sondern durch Algorithmen genau wissen, was passiert, was sie amplifizieren und gegebenenfalls auch runterfahren können. Wir haben das in Covid-Zeiten gesehen, wo bestimmte Informationen zum Gesundheitsaspekt von Covid durch Algorithmen hervor gehoben und andere eben unterdrückt werden konnten. Und der dritte Aspekt ist, dass man auch die Nutzer verantwortlich macht und ihnen bestimmte Instrumente an die Hand gibt. Wir haben zum Beispiel die Kampagne »Think before Sharing« zu Verschwörungsmymen gemacht, mit Webseiten und anderen Informationen, auf die Nutzer zugreifen können, damit sie Verschwörungsmymen besser erkennen und ihnen etwas entgegensetzen können.

Frank: Herr Schuster, was könnte man tun, um diese antisemitischen Phänomene besser zu erkennen? Viele wollen ja gar nicht Antisemiten sein und stellen plötzlich fest: Oh, ist das vielleicht doch ein antisemitischer Diskurs, in dem ich mich da bewege? Oder es werden Vorwürfe erhoben, unlängst noch im deutschen Fernsehen gegen den ehemaligen Präsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz Hans-Georg Maaßen. Er hat »Globalist« gesagt, was als antisemitisches Codewort gilt. Und dann denkt man: Oh ja, das könnte ein antisemitischer Topos sein. Ich weiß aber gar nicht, wie viele Menschen das wussten.

Schuster: Wir müssen ein bisschen differenzieren. Wen sprechen wir an? In Sachen hat man ganz aktuell eine etwa zwölfseitige Informationsschrift vorgestellt, die sich konkret an die in der Justiz Beschäftigten und an Polizeibeamte richtet und in der eben auch Chiffren erwähnt sind. Das halte ich für ganz wichtig. Es waren übrigens Chiffren drin, die ich selber auch nicht kannte. Zum Beispiel 21, 21 steht für SS, das war mir überhaupt kein Begriff. Hintergrund ist der 21. Buchstabe im Alphabet. Die 88 ist landläufig den meisten bekannt.<sup>6</sup> Es ist mir ganz wichtig, dass von behördlicher Seite überhaupt erkannt wird, hier spielt Antisemitismus eine Rolle. Denn wir erleben auf der anderen Seite aktuell auch immer wieder, dass Menschen sagen, Maßnahmen zu Corona seien ja nichts anderes als das, was man im Nationalsozialismus erlebt habe. Wenn das zur Anzeige kommt, dann wird keine Anklage erhoben, denn da wird nicht die Shoa relativiert, sondern es wurde nur gesagt, man empfinde das so ähnlich und das sei nicht strafbar. Da muss man schon gut juristisch argumentieren können, um das nachzuvollziehen. Ich verstehe es nicht und weiß auch nicht, wie eine Justiz mit eigenen Antisemitismusbeauftragten so etwas nachvollziehen kann. Klar ist es wichtig, über Antisemitismus auch in der Bevölkerung aufzuklären. Aber wenn die, die berufsmäßig damit zu tun haben, das verstanden hätten, dann wären wir schon ein gutes Stück weiter.

[...]

<sup>6</sup> 88 steht für zweimal den achten Buchstaben im Alphabet und für den verbotenen Gruß »Heil Hitler!«.

Chernivsky: Die Frage ist, was fokussieren wir für wen und wer ist unsere Zielgruppe? Im pädagogischen Raum sind viele Dinge erlaubt und möglich und denkbar und sinnvoll, die im öffentlichen Raum überhaupt nicht sinnvoll und denkbar sind – auch nicht im Netz. Wo Menschen keine Möglichkeit haben, Reflexionsprozesse anzustoßen, wo Wissen, auch blanker Hass einfach ungefiltert weitergegeben und reproduziert werden, dort müssen wir auch repressiv vorgehen oder Räume schaffen, damit Hetze, Volksverhetzung, Beleidigung und Stigmatisierung nicht einfach unkritisch stehen gelassen und unbeantwortet bleiben. Da sehe ich absolut die Notwendigkeit, einen Reproduktionsstopp zu üben.

Im pädagogischen Raum, wo wir Menschen fortbilden, weiterbilden, befähigen, ist das anders. Da eröffnen wir Möglichkeiten, Räume für eine eigene Auseinandersetzung. Und da muss ich wirklich ein bisschen dem Begriff »Konsens« widersprechen. Ich halte nicht viel von diesem Begriff, weil er so etwas wie eine Zweiklassengesellschaft schafft oder die Welt holzschnittartig aufteilt in Antisemiten und Nicht-Antisemiten, also in die, die sich außerhalb des Konsenses bewegen, und die, die mit dem Konsens leben. Antisemitismus ist nicht nur eine Einstellung, sondern eine steile Machtstruktur, so etwas wie eine Gesellschaftsordnung. Ja, es sind viele verschiedene Vorstellungen, Einstellungen, Praktiken. Menschen werden nicht nur antisemitisch gedacht. Jüdinnen und Juden werden nicht nur antisemitisch erzählt, sondern es wird auch gehandelt. Und viele Praktiken sind eben antisemitisch. Zum Beispiel, wenn seit Jahren, seit Jahrzehnten eigentlich, negiert wird, dass es Antisemitismuserfahrungen gibt, wenn Jüdinnen nicht zugehört wird. Jetzt haben wir eine andere Zeit und das ist gut so. Aber es war eben lange Zeit nicht so. Dazu gehört ein ausdifferenziertes Wissen, diese Erhabenheit, die Benjamin Fischer genannt hat, wo wir ziemlich schnell feststellen: Eigentlich kennen wir die Lage, eigentlich kennen wir das Problem. Wir müssen uns nicht zwangsläufig extra noch mal damit beschäftigen. Aber wir stellen fest, in der Forschung, in der Arbeit, dass unser Wissen darüber extrem brüchig ist, mit vielen Leerstellen behaftet, und das hat Gründe, weil es institutionell nicht verankert war und ist. Viele Menschen, die mitten im Beruf stehen, in der Exekutive, Justiz, in Sicherheitsbehörden, Schule, Bildung, denken, sie können es greifen, begreifen und dagegen vorgehen, aber dem ist nicht so. Das ist ein hoch komplexes Phänomen, eben weil wir denken, es gebe einen Konsens, aber ich frage mich, wo? Er ist extrem brüchig, und viele Menschen, wie Sie gesagt haben, können antisemitische Bilder haben, merken es überhaupt nicht und fühlen sich dann erhaben oder denken, sie hätten es verstanden und machten das Richtige, aber auch dem ist nicht so. Und deswegen ist mir ganz wichtig zu sagen: Reflexionen gehört in den öffentlichen Raum, sie gehört auch in den pädagogischen Raum, und wir müssen tatsächlich feststellen, dass wir noch ganz am Anfang sind.

---

## Wer zahlt die Rechnung der Corona-Pandemie?

Samstag, 15. Mai 2021, Saal Meridian I, Messe Frankfurt  
Die Veranstaltung wurde während des 3. Ökumenischen Kirchentages live gesendet und für die Mediathek aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Ulrich Caspar, Präsident der Industrie- und Handelskammer, Frankfurt/Main  
Stella Martin, Ökonomin, Münster  
Olaf Scholz MdB, Bundesfinanzminister, Berlin  
Eva M. Welskop-Deffaa, Vorstand Sozial- und Fachpolitik des Deutschen Caritasverbands, Freiburg

Moderation:  
Prof. Dr. Stefanie Molthagen-Schnöring, Vizepräsidentin für Forschung und Transfer der Hochschule für Technik und Wirtschaft, Berlin  
Anwältin und Anwalt des Publikums:  
Tobias Herbst, Bonn  
Dr. Sabine Schößler, Köln

Scholz: Wenn wir über die Folgen der Krise sprechen und darüber, wer die Rechnung zahlt, dann sollten wir zunächst einmal an diejenigen denken, die noch an den Folgen leiden, weil sie erkrankt sind, an diejenigen, die gestorben sind, an ihre Angehörigen, an die Freunde, die zu leiden hatten unter Covid-19. Man darf nicht nur über das Geld nachdenken, sondern muss genau diesen Aspekt immer mit im Blick haben. Und dazu gehören natürlich all die anderen Folgen, die wir jetzt schon kennen: die Einsamkeit gerade vieler älterer Menschen, die Situation der jungen Leute, die sich fragen, wie sie da wieder rauskommen, und selbstverständlich all der Eltern, die sich mit Homeoffice und Homeschooling herumgeschlagen haben. Die Folgen der Krise und die Rechnungen, die da aufgemacht wurden, sind nicht nur materiell.

Aber es gibt auch materielle Folgen, und es war völlig richtig, dass wir als deutscher Staat mit unglaublichem Mitteleinsatz versucht haben, diese Folgen so gering wie möglich zu halten. Nur damit man sich das noch mal klarmacht: Insgesamt wurden fast 400 Milliarden Euro, davon ungefähr 130 Milliarden Kreditermächtigung, in Anspruch genommen für das Jahr 2020. Für dieses Jahr hat der Bundestag der Regierung 240 Milliarden Euro bewilligt und für nächstes

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.



Jahr werden noch mal über 80 Milliarden diskutiert. Wir machen all diese Schulden jetzt, damit wir Arbeitsplätze retten, damit wir Unternehmen durch die Krise bringen, damit wir Soloselbstständigen helfen, Künstlerinnen und Künstlern, all jenen, deren Geschäfte geschlossen sind. Damit wir das Geld ausgeben können, das notwendig ist, um auch die gesundheitlichen Krisenfolgen im Griff zu behalten. Viel Geld für Impfstoffe und alles, was damit verbunden ist, und selbstverständlich auch Milliarden, die wir aufwenden, um international zu helfen, damit nicht nur in Deutschland und Europa geimpft wird, sondern zum Beispiel auch im Globalen Süden. Das ist das, was wir tun, um die wirtschaftlichen Folgen der Krise möglichst gering zu halten, und ich halte das auch für genau richtig.

Deshalb ist eines ganz klar: Wenn wir die Krise hinter uns gelassen haben, wenn die wirtschaftlichen Daten sich so entwickeln, wie sie sich jetzt vielversprechend errechnen lassen, dann wird es darum gehen, dass wir natürlich auch diesen Schuldenberg irgendwann wieder wirtschaftlich begleichen müssen. Meine These ist: Wir werden das im Wesentlichen durch Wachstum schaffen. Aber meine These ist auch: Es wird nicht gelingen, indem wir Steuerentlastung organisieren für diejenigen, die sehr, sehr, sehr reich sind und die sehr viel Geld verdienen, sondern was wir brauchen, ist ein Beitrag der Solidarität. Einen haben wir schon, das ist der Soli, und der ist auch notwendig, um in den nächsten Jahren die Kosten zu bezahlen, die mit der Krise verbunden sind. Wir haben ihn abgeschafft für über 90 Prozent der Steuerzahlerinnen und Steuerzahler, aber die restlichen werden noch etwas für die Gemeinschaft leisten müssen, damit das funktioniert. Und selbstverständlich gibt es auch andere Dinge, die wir in den Blick nehmen müssen. Aber im Kern geht es darum, dass wir ein solidarisches, faires Steuersystem haben und sicherstellen, dass wir jetzt nicht falsch auf die Krise reagieren und zum Beispiel denjenigen, die sehr viel Geld verdient haben, jetzt auch noch in Aussicht stellen, eine Entlastung zu bekommen.

Im internationalen Maßstab ist das jetzt auch einfacher geworden. Wir stehen unmittelbar vor einer globalen Verständigung über Mindeststeuersätze für Unternehmen und eine bessere Besteuerung gerade auch der globalen Digitalkonzerne, die in dieser Krise nun besonders viel verdient haben. Und das halte ich für einen guten Fortschritt, an dem ich lange gearbeitet habe, der aber natürlich nur funktioniert, wenn er nicht einseitig durchgesetzt wird, sondern in einer Verständigung aller Länder. Die aber ist aussichtsreich. Das kann diesen Sommer gelingen. Auch die USA sind dabei, und das macht natürlich bei den internationalen Gesprächen einen großen Unterschied und ermöglicht den Fortschritt, der jetzt dringend erforderlich ist. Was wir in und nach der Pandemie brauchen, ist also Solidarität, Kooperation und Fairness, und dann sind wir auch in der Lage, mit diesen gewaltigen Herausforderungen fertig zu werden und die unglaublich großen Mittel, die wir aufgenommen haben, um die Krise zu bekämpfen, auch wirtschaftlich im Griff zu behalten. Vielleicht noch ein Satz zum Schluss: Am Ende dieser Krise wird die Staatsverschuldung Deutschlands im Verhältnis zur Wirtschaftsleistung geringer sein als nach der letzten Krise vor etwa zehn Jahren. Genau im Jahr 2019, also unmittelbar vor der Covid-19-Krise,

hat Deutschland alle Stabilitätskriterien Europas erfüllt, und es ist sicher, dass wir auch erneut zehn Jahre brauchen werden, um das zu schaffen. Aber das ist ja eigentlich eine gute Botschaft: Wir können die riesigen finanziellen Aufwendungen stemmen angesichts der Leistungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft und eben weil wir Arbeitsplätze, Unternehmen und viele Schicksale durch die Krise gebracht haben.

Molthagen-Schnöring: Frau Martin, Sie haben Olaf Scholz' Ausführungen und Thesen zum Thema Wachstum, zum Thema Solidarität gehört. Wie sehen Sie das als Ökonomin, aber vielleicht gerade auch als Vertreterin der jungen Generation?

Martin: Ich freue mich, dass Herr Scholz die Solidarität zwischen den Generationen angesprochen hat. Das ist mit Sicherheit das, was auch jungen Menschen wichtig ist, so ich mich denn als Sprecherin dieser Generation hier auf dem Podium gerieren darf. Ich sehe zwei Dinge mit Sorge: Das Erste ist – und Herr Scholz hat gesagt, wir dürfen nicht nur über das Geld nachdenken, aber ich bin Ökonomin, es ist ein wesentlicher Bestandteil meiner Arbeit, darüber nachzudenken –, dass ein riesiger Schuldenberg auf uns zukommt. Ich sehe, dass den vor allem Menschen bezahlen werden, die noch ein bisschen länger im Erwerbsleben sein werden. Das halte ich für eine riesige Belastung, und die Forschung zeigt, welche Belastung allein der demografische Wandel für meine Generation sein wird. Wir müssen die Rentenlast schultern für immer mehr Rentner\*innen, während immer weniger Menschen in die Rentenversicherung einzahlen. Das heißt, junge Generationen haben so oder so schon viel finanzielle Last zu schultern. Ich sehe, dass da jetzt noch mehr auf uns zukommt, und frage mich, wie das mit dem Wachstum, zumal mit ökologischem Wachstum, funktionieren soll. Gleichzeitig sehe ich mit Sorge die Entwicklung der Ungleichheit in unserer Gesellschaft. Ich frage mich, wie angesichts einer Schere, die auseinandergeht zwischen Arm und Reich, zwischen Jung und Alt, diese Gesellschaft noch zusammenhalten soll, wenn die Ungleichheiten immer dramatischer werden.

Molthagen-Schnöring: Herr Caspar, das Bundesfinanzministerium hat die Kosten der Pandemie mit rund 1,5 Billionen Euro beziffert. Mehr als 150 Milliarden Euro davon gehen an Unternehmen und an Selbstständige, die coronabedingt natürlich auch schwere Umsatzeinbußen hatten. Reicht Ihnen das oder was muss darüber hinaus getan werden?

Caspar: Die Frage, die Sie heute gestellt haben, lautet ja: »Wer zahlt die Rechnung der Corona-Pandemie?« Und im Endeffekt muss das die Wirtschaft bezahlen. Denn alles, was wir an Steuereinnahmen haben, stammt zunächst mal von der Wirtschaft. Sie zahlt Körperschaftsteuer, Gewerbesteuer, Einkommensteuer. Durch die Lohnsteuern der Beschäftigten wird sehr viel eingenommen, und dann produziert die Wirtschaft Produkte und Dienstleistungen, die die Menschen nicht zu dem Preis kaufen, den die Wirtschaft dafür haben will, sondern sie zahlen obendrauf auch noch 19 Prozent Umsatzsteuer, die die Wirtschaft einnimmt und an den Staat abführt. Man kann daran sehen, wie stark der Staat ist und wie stark die Möglichkeiten sind, die es hier gibt, und es ist ja verdeut-

licht worden, dass es in dieser Pandemie neben den finanziellen Aspekten auch andere Schäden gibt, die wir in Zukunft werden ausgleichen müssen. Denken Sie an besondere soziale Bildungsmaßnahmen, die wahrscheinlich erforderlich sind, um Defizite auszugleichen. Der Staat wird sehr viel Geld brauchen. Es ist möglich, das zu bewirken, da teile ich die Einschätzung des Finanzministers. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass man die Wirtschaft sich entwickeln lässt. Und wir erleben schon seit Langem sehr viele Hemmnisse, die das nicht ermöglichen. Beispielsweise dauern die Verfahren bei uns viel zu lange, bis wir neue Gewerbeflächen oder Flächen für Wohnbebauung ausweisen können. Wir erleben auch, dass Unternehmen, die teilweise Milliardenbeträge in Tausende Arbeitsplätze investieren wollen, dies in vielen Regionen nicht können, weil die notwendigen Flächen nicht da sind oder die Verfahren zu lange dauern. Darauf müsste sich die Politik aus unserer Sicht konzentrieren, damit die Wirtschaft arbeiten und das erwirtschaften kann, was wir alle brauchen und gerne alle hätten.

Molthagen-Schnöring: Bürokratien abbauen, Digitalisierung fördern, das sind sicherlich Punkte, die wir nach Ihrem Statement schon mal aufnehmen können. Frau Welskop-Deffaa, wir haben jetzt über Unternehmen gesprochen. Aber nicht nur die Unternehmen, auch die sozialen Organisationen, die sozialen Dienste, haben enorm viel geleistet und wurden, gerade am Anfang der Corona-Krise, dafür sehr gelobt. Es wurde auch viel über eine Aufwertung der sozialen Berufe gesprochen. Was ist bis jetzt wirklich passiert in dieser Hinsicht?

Welskop-Deffaa: Ich will zunächst noch einmal mit der Hauptfrage einsteigen, wer die Rechnung dieser Coronakrise zahlt. Das ist eine Frage, die uns besonders umtreibt. Schließlich wissen wir alle: Die Schlussabrechnung ist noch nicht gemacht, und die Frage, wie hoch die Kosten insgesamt werden, die mit der Krise in Verbindung stehen, und wer sie am Ende tragen wird, hängt auch von Entscheidungen ab, die wir von heute an gemeinsam treffen müssen. Deswegen bin ich dankbar, dass Herr Scholz deutlich gemacht hat: Bisher ist der größte Teil der Kosten über die individuelle Kreditkarte, aber auch über öffentliche Kredite getragen worden. Wir müssen jetzt schauen, wie diese Kredite fair bezahlt werden können. Unsere Freunde von der Caritas Österreich haben gestern mit ihrem Sozialminister über eine Garantieerklärung verhandelt, dass nicht die Ärmsten die Kosten tragen sollen, sondern dass die Abzahlung dieser Kredite wirklich so fair verteilt wird, dass auch die Reichen ihren Anteil daran zahlen, die häufig schon ihr Schäflein ins Trockene gebracht haben, bevor die Armen überhaupt realisieren, was alles auf sie zukommt.

Wenn wir uns diese Grundaussage noch mal vor Augen führen, dann wird deutlich, was Sie auch gerade in Ihrer Frage angesprochen haben: Damit die Kosten jetzt nicht weiter steigen, brauchen wir auch in den nächsten Jahren eine funktionsfähige, soziale Infrastruktur, die den Menschen, die durch die Krise besonders in Not geraten sind, Ermutigung, Stärkung, Unterstützung anbietet und damit die Voraussetzungen dafür schafft, dass wir alle miteinander einen sozialen und wirtschaftlichen Aufschwung erleben, der dann die Folgen auch tragbar erscheinen lässt. Und wenn ich von sozialer Infrastruktur spreche, dann

sind das die Beratungsangebote, die Kitas, die Schulsozialarbeit, die Einrichtungen der Altenhilfe, der Krankenhäuser, in denen die Beschäftigten der Wohlfahrtsverbände und der sozialen Dienstleistungsunternehmen in den letzten zwei Jahren tatsächlich Unglaubliches geleistet haben. Und ich denke, wir alle, die wir heute auf dem Podium versammelt sind, wollen gerne die Chance nutzen, den Menschen auch noch mal zu danken, die es ermöglicht haben, die Last der Krise zu tragen, die großen Risiken zu begrenzen, durch die Arbeit, die sie jeden Tag in der Altenhilfestation, im Krankenhaus geleistet haben.

[...]

Molthagen-Schnöring: Herr Herbst, Sie haben die Fragen aus dem Publikum gesichtet und sicherlich einige ausgewählt.

Herbst: In der Tat haben wir sehr viele Fragen bekommen. Auf dem Podium wurde immer wieder gesagt, es dürften auf keinen Fall die Ärmeren sein, die die Lasten der Krise tragen. Aber es wurde noch nicht so konkret und viele möchten gerne wissen: Wie können wir sicherstellen, dass wirklich die Reicheren die Lasten der Krise tragen? Und die zweite Frage, die sich ebenfalls mit dem Thema Gerechtigkeit beschäftigt, zielt auf Unternehmen ab, die in der Krise vom Staat gerettet oder unterstützt wurden: Wie kann es sein, fragen unsere Zuschauerinnen und Zuschauer, dass Unternehmen vom Staat unterstützt werden und gleichzeitig Dividenden und Boni auszahlen können an ihre Aktionär\*innen beziehungsweise an ihre Mitarbeiter\*innen? Ist das nicht ungerecht und müsste der Staat nicht seine Unterstützungsleistungen an Bedingungen knüpfen?

Scholz: Eines habe ich ja schon benannt, das will ich noch mal wiederholen: Wir haben noch den Soli für einen ganz kleinen Teil der Einkommensteuerpflichtigen und auch derjenigen, die Unternehmenssteuern zahlen. Wir haben ihn für über 90 Prozent abgeschafft, für einige gesenkt, und ich glaube, das Aufkommen von knapp zehn Milliarden Euro, das wir heute noch haben, werden wir noch lange brauchen. Deshalb sollte man da eine ganz klare und ehrliche Aussage machen, weil es ja auch Diskussionen gibt, die in eine andere Richtung gehen: Den Soli für diesen kleinen Teil der sehr einkommensstarken und sehr gewinnstarken Zahlungspflichtigen werden wir noch länger brauchen, das gehört zur Wahrheit dazu. Ich habe schon gesagt, ab 2026 zahlen wir etwa 18 Milliarden Euro Kredite zurück pro Jahr, und ich finde, das darf nicht zulasten der Sozialaktivitäten des Staates gehen, auch nicht zulasten der Investitionstätigkeit.

Ich bin einverstanden mit dem, was hier vorgeschlagen wurde und sich ja auch mit meinen Vorschlägen deckt. Dass die Vermögenssteuer Deutschland abhandengekommen ist, ist wirklich ein Missstand. Aus meiner Sicht ist das merkwürdig. Das Bundesverfassungsgericht hat irgendwann mal gesagt, dass die Steuer, die das ganze Wirtschaftswunder in Deutschland begleitet hat, die es während der ganzen Regierungszeit von Helmut Kohl gab, zwar erhoben werden kann, aber dass man Grundbesitzer und Menschen, die Geld auf dem Sparbuch haben, gleich behandeln muss, wenn sie das gleiche Vermögen haben. Das war nun eigentlich eine Banalität. Aber weil der Gesetzgeber es nicht hingekriegt hat, das wieder in Ordnung zu bringen, ist die Vermögenssteuer ausgelaufen. Das, glaube ich, ist wirklich in Deutschland nicht richtig gelaufen.

Ich will, wenn Sie mir gestatten, ein Wort zu Wachstum und Klima sagen. Wir haben jetzt in Deutschland eine Wette abgeschlossen: Wir wollen CO<sub>2</sub>-neutral werden in ganz kurzer Zeit, nachdem wir über 200 Jahre mit fossilen Ressourcen gewirtschaftet haben. Das wird eine große Infrastruktur-Investition in Deutschland zur Folge haben, teilweise öffentlich, aber überwiegend privatwirtschaftlich von denjenigen, die Stromnetze betreiben und Stromerzeugungsanlagen bauen. Wir brauchen schon 2030 etwa 100 Terrawattstunden zusätzlichen Strom, mit Offshore-Windkraft, mit Onshore-Wind, mit Solaranlagen auch auf vielen Dächern und mit einem besseren Stromnetz. Wir brauchen übrigens auch eine viel besser ausgebaute Lade-Infrastruktur für PKW, als es heute der Fall ist. Das wird die größte Investitionsoffensive, die Deutschland seit vielen, vielen Jahrzehnten erlebt hat, und deshalb ist es wahrscheinlich diesmal genau umgekehrt: Wenn wir diese Investitionen tätigen, dann gewinnen wir die Wette, dann schaffen wir es, ein erfolgreiches Industrieland zu sein und gleichzeitig CO<sub>2</sub>-neutral zu wirtschaften, und wir lösen einen richtigen Wirtschaftsboom aus mit diesen Investitionen. Das, glaube ich, ist richtig. Und zur letzten Frage ein Satz: Boni und Dividenden, genau das haben wir gemacht. Beim Wirtschaftsfonds, den wir zur Rettung von Unternehmen aufgelegt haben, gibt es Kredite, da gibt es auch Eigenkapitalhilfen, aber dann sind Boni und Dividenden beschnitten und dürfen nicht ausgeschüttet werden. Bei Leistungen, die schon immer in Gesetzen standen, war das leider anders, etwa bei der Zahlung von Kurzarbeitergeld, und da sind auch ein paar Zusammenhänge entstanden, die man nicht gut finden muss. Ich jedenfalls finde sie nicht so gut, aber es ist so gemacht worden, und wir haben uns sogar an einigen Unternehmen direkt beteiligt, damit der Staat nicht nur für die Verluste zuständig, sondern auch an den Gewinnen beteiligt ist, wenn die Unternehmen wieder mehr wert sind. Bei der Lufthansa war das nach langen Kämpfen möglich, und wir werden sehr davon profitieren, dass wir diese Klarheit an den Tag gelegt haben. Zusammengefasst: Ja, es muss gerechter zugehen. Wir werden das nicht alleine, aber ganz wesentlich durch Wachstum bezahlen können. Das Wachstum ist mit dem Schutz des Klimas unmittelbar verbunden und dafür dringend erforderlich. Es wird wahrscheinlich das größte Wachstum sein, das wir seit langer Zeit hatten, wegen der sehr geringen Investitionen in Infrastrukturen, die Deutschland in den letzten Jahrzehnten hatte. Und wir müssen in der Tat für Gerechtigkeit sorgen, mit den Mitteln, die ich beschrieben habe.

Martin: Ich würde Herrn Scholz' Forderung nach der Besteuerung oder Belastung von Vermögen gern unterstreichen mit einem Befund aus der Forschung: Wenn man sich anschaut, was diese Volkswirtschaft Deutschland erwirtschaftet, nimmt seit Jahren der Anteil von Erwerbseinkommen an der Wirtschaftsleistung immer weiter ab. Das bedeutet – zusammengekommen mit der Tatsache, dass Reallöhne auch in wirtschaftlich guten Zeiten, wie wir sie hatten, bevor die Corona-Pandemie losging, in eine Krise kamen –, dass Menschen, die Arbeitseinkommen erzielen und von ihrem Arbeitseinkommen leben, tatsächlich an der Belastungsgrenze sind. Mieten werden teurer, Wohnen wird teurer und die Reallöhne stagnieren oder sinken seit Jahren. Gleichzeitig war unsere Volkswirt-

schaft sehr erfolgreich. Erfolge, die sie erwirtschaftet und gefeiert hat, in Form von hohem Wachstum und großen Gewinnen, sind nicht angekommen bei den Menschen, die ausschließlich von ihrem Arbeitseinkommen leben.

Von daher muss ich an dieser Stelle konstatieren, dass wir dringend auf Vermögen und Unternehmen schauen müssen. Da wird immer gern angeführt, das Vermögen sei gebunden in den Betrieben und daran seien Arbeitsplätze gekoppelt. Das stimmt. Ich glaube trotzdem, dass wir nicht weiter die Arbeitnehmer\*innen belasten können, sondern dass man auf Vermögen und Unternehmen schauen muss. Und ja, es ist ärgerlich, wenn Mercedes Leistungen aus der Arbeitslosenversicherung in Form von Kurzarbeitergeld in Anspruch genommen hat – und das sind dem Umfang nach keine reinen Versicherungsleistungen, sondern da hat der Staat zugebuttert – und dann diese Einsparungen nutzt. Auf der Hauptversammlung verkündete der Vorstand, man habe ungefähr 700 Millionen Euro eingespart, und dann genehmigt die Hauptversammlung – es sind Aktionär\*innen mit Stimmrecht, die diese Entscheidungen treffen –, Dividendenausschüttungen in Höhe von 1,4 Milliarden Euro. Mir erschließt sich nicht ganz, wie das zusammengeht, und ich erkenne an, dass es für Herrn Scholz wahrscheinlich am ärgerlichsten ist, dass er da Steuermittel mit zugeschossen hat. Das ist allerdings kein Einzelphänomen. Die Ankündigung, dass man Dividenden ausschütten will, haben auch VW, BMW und Adidas gemacht. Das sind große Unternehmen, die jetzt gerade viel Geld an ihre Aktionäre und Aktionärinnen ausschütten wollen.

Caspar: Zunächst mal ist klar, dass wir nur aus der Krise kommen können, wenn wir eine starke Wirtschaft haben. Wir schaffen auch den Wandel zur Klimaneutralität, zur CO<sub>2</sub>-Reduzierung nur durch innovative, kreative Entwicklungen und Investitionen. Wir haben uns entschieden, uns von bestimmten Industrien zu verabschieden. Das ging los mit der Kernenergie, das ging jetzt weiter mit der Kohle. Umso wichtiger ist es natürlich, Investitionen in Zukunftstechnologien zuzulassen. Und da erleben wir zusehends Hemmnisse. Bei uns werden keine Flächen bereitgestellt, weil es eine etwas merkwürdige Diskussion gibt: Wenn ich als Mensch Flächen kultiviert habe, um meine Lebensmittel zu produzieren, dann ist das in Ordnung. Wenn ich aber diese Fläche nehme, um zum Beispiel Batterien für Zukunftstechnologien zu produzieren, wird davon gesprochen, dass die Flächen »verbraucht« werden. Als wäre die Fläche anschließend weg. Nein, die Fläche wird nur anders genutzt, wird innovativ genutzt. Und wenn wir keinen Mangel an Lebensmitteln haben, aber auf der anderen Seite Menschen zum Beispiel dringend Wohnraum suchen, oder wenn wir wollen, dass Zukunft bei uns stattfindet, dass wir nicht nur regionale Lebensmittel, sondern auch Konsumgüter haben, dann müssen wir die auch bei uns ermöglichen. Dann müssen die Verfahren beschleunigt werden.

Zum Thema Steuerbelastung: Natürlich ist es gut, wenn eine starke Wirtschaft die Steuern zahlen kann. Problematisch wird es immer dann, wenn Steuerbelastungen so hoch sind, dass Investitionen nicht mehr bei uns, sondern woanders stattfinden. Und da darf man eben nicht nur die reinen Steuersätze sehen, sondern man muss auch sehen, dass wir eine sehr hohe Sozialabgaben-

quote im internationalen Wettbewerb haben. Und wenn wir wollen, dass Zukunftstechnologien bei uns entwickelt werden, dass die Menschen auch regionale Produkte, auch Produkte aus unserem Land kaufen können – oder denken Sie an die Produktion von Wirkstoffen für Medikamente –, dann muss es einfach auch wieder möglich sein, in unserem Land eine moderne industrielle Produktion aufzubauen. Das bedeutet Wachstum, das dient zugleich dem Klimaschutz und das verbessert die Einnahmen für die öffentlichen Kassen.

Schößler: Es kommen weiterhin viele Fragen aus dem Publikum. Einmal zum Thema junge Menschen, nicht nur im Hinblick auf den Schuldenberg, sondern auch auf die Bildungschancen, die im letzten Jahr verpasst wurden. Wie finden junge Menschen, die vielleicht nicht die besten Startchancen haben, den Anschluss, gerade auch junge Schülerinnen und Schüler – was ist da zu tun? Und ein dritter Themenkomplex dreht sich um die Thematik Pflegekräfte, die ja einen großen Teil der Rechnung bezahlt haben und es weiterhin tun, weil sie sich im Gesundheitssystem extrem für uns einsetzen. Wie können wir Pflegekräfte besserstellen?

Welskop-Deffaa: Die Fragen machen sehr deutlich, dass unserem Publikum die Probleme, die durch die Coronakrise entstanden sind, aus der Alltagspraxis sehr konkret bewusst sind. Die Pflegekräfte, ich habe es eben angesprochen, haben die Hauptlast der Pandemie getragen. Am Anfang war nicht mal genügend Schutzkleidung verfügbar. Das haben wir alles zum Teil schon vergessen. Wir hatten nicht genug Masken, wir hatten keine Handschuhe. Da mussten wir in den Einrichtungen wirklich improvisieren und in jeder Phase haben die Kräfte neu nach Lösungen gesucht. Sie haben auch, als die Einrichtungen geschlossen waren, versucht, den Alltag für die Menschen in den Altenhilfeeinrichtungen erträglich zu machen. Sie haben die älteren Menschen animiert, sich impfen zu lassen. Auf den Intensivstationen arbeiten die Pflegekräfte rund um die Uhr in dieser unglaublichen Schutzkleidung, wo allein das Atmen hinter den Masken und hinter den Schutzschirmen kaum möglich ist. Wir wissen, dass die Intensivpflegekräfte darunter leiden, dass immer noch ein so hoher Anteil der Menschen auf den Intensivstationen an Corona stirbt, auch jüngere Menschen. Von daher müssen wir unsere gemeinsame Anstrengung darauf richten, die Arbeitsbedingungen für die Pflegekräfte in der Altenpflege, ebenso wie in der Krankenpflege und in den ambulanten Diensten zu verbessern. Ich sage immer, wir vergessen die Live-In-Pflegekräfte. Die Menschen, die aus den Ländern Osteuropas hier bei uns in der Rundumpflege zu Hause tätig sind, geraten häufig genug aus dem Blick. Die Frage, wie wir die Last der Jungen respektieren in dieser Pandemie, wird über den gesellschaftlichen Zusammenhalt ganz wesentlich entscheiden.

Und ich hoffe, dass wir hier als Kirchen nicht nur immer auf den Staat blicken, der tatsächlich eine große Verantwortung hat bei der fairen Gestaltung der Lasten, sondern dass wir auch die zivilgesellschaftlichen, die kirchlichen Initiativen stärken, die ihrerseits versuchen, einen Ausgleich zwischen den Generationen zu gestalten. Der Übergang von der Schule in den Beruf, in die Universität, der Übergang in die Familiengründung, das alles sind kritische Phasen im Lebenslauf, wo wir diese Solidarität brauchen. Ich hoffe sehr, dass wir tatsächlich die Kraft, die wir doch als Christen und Christinnen immer wieder neu zu-

gesprächen bekommen, auch weitergeben können an die, die unsere Hilfe brauchen, dass Caritas oder Diakonie am Ende nicht Worte sind, die nach gestern oder vorgestern klingen, sondern nach morgen und übermorgen – dass wir mit unserer Zuwendung zu den Menschen wirklich die Überwindung der Krise auch nachhaltig ermöglichen.



---

## Wie gelingt Friedenssicherung in einer unsicheren Welt?

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am 7. Mai 2021, DB Webcast Studio, Frankfurt/Main.<sup>1</sup>

Alina Giesen, Politikwissenschaftlerin, Marburg  
Carolin Hillenbrand, Politikwissenschaftlerin und Theologin, Münster  
Elisabeth Kaneza, Politikwissenschaftlerin und Juristin, Potsdam  
Maike Awino Rolf, Friedens- und Konfliktforscherin und Mediatorin, Bonn  
Jens Stoltenberg, Generalsekretär der NATO, Brüssel/Belgien

Moderation:

Dr. Thomas de Maizière MdB, Bundesminister a.D., Berlin

Stoltenberg: The theme of this year's Kirchentag is »schaut hin«, go and see, from the story of the Feeding of the Five Thousand. The parable reminds us that together we are greater than the sum of our parts. This is what defines the NATO alliance and has made us a successful project for peace. As the Latin saying goes: If you want peace, prepare for war. NATO's purpose is not to fight wars. Our purpose is to prevent war and preserve peace. Our alliance started with twelve members. And today we stand 30 nations strong with different histories, geography, politics and religious beliefs but united in respect of freedom, democracy and the rule of law. Our values are the compass that guides us and thanks to our unity and ability to adapt, NATO has kept the peace for more than 70 years. After the fall of the Berlin Wall, NATO welcomed former adversaries from Central and Eastern Europe, helping to spread freedom and democracy and allowing a divided Germany and a divided continent to reunite. Today we are adapting again to an uncertain world with a more assertive Russia, sophisticated cyber-attacks, brutal terrorism, nuclear proliferation, climate change and the rise of China. To respond to today's and tomorrow's challenges, we must recommit to our values and our collective difference in full respect of our diversity, so that we can continue to forge consensus and work together for peace.

As we look to the future, we face difficult moral and political challenges. How can we ensure credible deterrence while pursuing arms control and disarmament? How can we maintain our technological edge and at the same time ensure the ethical use of emerging technologies? And how can we invest more in defence in the middle of a health crisis. This last year has shown us that we live in a

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

more unpredictable world. So, as the world becomes more insecure, we must invest more in our security, because security is the foundation of our freedom and freedom does not come for free. In the pursuit of peace, there are no easy answers, only hard choices. So we must always act responsibly in respect of international rules and norms, and by putting diplomacy first. This is the basic or dual-track approach towards Russia: deterrence and defence, and dialogue. But despite years of efforts to engage Russia, Russia continues its aggressive and destabilising behaviour at home and abroad – with cyberattacks against NATO allies including the German Bundestag, its violation of the sovereignty and territorial integrity of Georgia and Ukraine, and its violent oppression of political dissent in Russia with the attacks on Alexei Navalny and his supporters. NATO does not want a new Cold War or an arms race, but we cannot allow countries to threaten their neighbours and disregard international law. So we must continue to invest in deterrence and defence and uphold economic sanctions whilst striving for meaningful dialogue with Russia. Germany is Europe's largest economy and a responsible global leader, so I welcome Germany's contributions and leadership in NATO – from arms control to NATO's increased presence in the Eastern alliance and from Afghanistan and Kosovo to the implementation of Minsk Agreements in the Ukraine. Through our work on NATO 2030, Germany continues to show its leadership and sets an ambitious agenda for the future. NATO 2030 is about strengthening our unity so that we use NATO even more as a unique platform, bringing Europe and North America together every day to defend our shared security. This is also about broadening our approach – from addressing the security impacts of climate change to ensuring resilient societies, supply chains and infrastructure we need to keep our people safe. And it is about building a global partnership for peace with other like-minded countries to stand up for international rule-based order against the authoritarian push-back from Russia and China. NATO 2030 is an important opportunity to reaffirm who we are and what we believe in – by recommitting to our values, strengthening our democracies and coming together to contribute to something greater than ourselves: pursuing peace and preventing conflict. This starts with all of us.

De Maizière: In the panel, we have four representatives of the younger generation. I am going to ask one question to all of them. Ms Alina Giesen, in your research you examine how the memory of historical violence is shaped within a society and through the transitional justice processes put in place to address it. How can the way we remember and address a violent past contribute to more peaceful societies in the present or the future?

Giesen: What I hope to contribute today approaches peace from a broader, more sustainable perspective of it as a complex good, which takes the many interdependencies of interactions from the local to the global level into account. As our societies are at peace, our communities can strive to ensure that more peaceful societies will be built on increasingly just and equitable social and economic structures, striving towards a fair distribution of resources, especially where these may become scarce. They can work to be inclusive, to remedy imbalances of opportunity, imbalances of power, and employ, if possible, nonviolent ap-

proaches to dealing with conflict. And I think such societies would also be more resilient in terms of preventing the violent escalation of conflict, when the root causes of these conflicts are fed by inequality or unmet needs. So I think that it is relevant to find fair and inclusive ways of thinking about making these decisions. This perspective enables us to turn our gaze inwards and to foster awareness of the conflicts and the lack of peace that exists in our own contexts, in our own societies as well as on how our societies are implicated in power relations and dependencies that make it harder to foster peace effectively in the wider world. Memory is political – it can be used to foster peace, it can also be used against peace and it is tied up with these debates on justice.

My question for you, based on the input that you gave us, looks at this part of peace that engages with inequalities, engages with suffering in the wider world and brings the current issue of the Covid crisis into perspective. What lessons would you say are being learned in NATO when dealing with the pandemic that may be useful for addressing natural disasters in the future, such as severe weather events or other pandemics, and how difficult is it to react in a just and fair manner when there are so many regions that could require assistance? How do you make a just decision about where to act, according to what priorities, and how does that work within the constraints of an organisation with different members and different interests?

Stoltenberg: First, of course we need to be prepared for the unforeseen, for crisis, and that is easy to say but harder to do. Because even though – in many reports, in many analyses, and in many predictions about the future – the pandemic was actually listed among the most likely crises that could affect us, most countries were not as prepared as they should have been. So increased awareness, increased preparation is one lesson. The other lesson is that of course it is a health crisis and it is civilian health services that are on the front line. But, from a NATO perspective, I also welcome the fact that we have seen military and NATO and national forces providing local support – everything from transporting equipment, patients, medical personnel, setting up military field hospitals and also helping with the roll-out of the vaccine. So for me, it illustrates that our Armed Forces also play an important role in helping, providing support to the civilian society when they face a health crisis. And we will have a civil preparedness exercise, disaster relief exercises, in North Macedonia later on in this year, trying to learn lessons and further strengthen our ability to provide military support, dealing with, for instance, a pandemic or disaster. So those are, in short, the two main lessons learnt by NATO.

De Maizière: So, I will pass the floor to Ms Carolin Hillenbrand. Can you give us some insights into your work, especially with the focus on how religion can contribute to peace and cohesion, and put a question to Jens Stoltenberg in this context?

Hillenbrand: In my dissertation, I am investigating the role of religion in social cohesion worldwide and from my research findings and my field experience – also in other countries like South Africa, Peru and Mexico – I can tell that religion indeed plays a significant but ambivalent role, meaning it can fuel con-

flict but also contribute to social cohesion and peace. For developing peace inclusive and multi-religious initiatives are essential. Just to mention a concrete example from my personal social commitment: I have been involved in the International Interfaith Youth Movement »Coexister«, of which I am a cofounder, and president of Coexister Germany. Our goal is to bring people of different beliefs and worldviews together and, through dialogue, solidarity actions and intergroup friendships, to build bridges, break down prejudices and in this way contribute to social cohesion and peace.

I have read the comprehensive report of the reflection group for the NATO 2030 process – it is very interesting. It is just that the term »religion%« is mentioned only once, in relation to religious extremism. But religious actors play a broader role in various conflicts and peace processes worldwide. Also, more and more international organisations, like the UN or the World Health Organisation during the Covid-19 pandemic, are increasingly taking into account religious actors and talking about the need for religious literacy to better understand the local context, societies and people on the ground. To coin a phrase: if religion does not become part of the solution, it might become part of the problem. What role does religion play in NATO's work? How does NATO respond to that, or maybe will respond to that in the future?

Stoltenberg: In NATO we are 30 member states, allies with a different history, different geography but also with people believing in different religions. And that diversity is actually a strength of our alliance. We have secular countries, we have people of many different faiths and we have countries that have a strong Muslim population or strong Christian population; so this varies. For me, as Secretary General of NATO, it is extremely important to communicate the message that this diversity is precisely something we welcome and we need to protect. NATO is about protecting freedom, also the freedom to believe in different religions and worship different gods.

I listened very carefully to what you said, because I very much recognise what you said – that religion can both be part of the solution but also sometimes part of the problem. Religion has very often a message about peace, tolerance, love, which we really need to mobilise in the work for peace and conflict resolution. Maybe NATO should be more aware of that, so thank you for that input. But at the same time we know that religion is often misused, just as different political ideologies are misused to defend the use of violence or terrorist acts. We have, of course, seen people misusing Islam. But also coming from Norway, and Thomas referred to 22 July 2011, when 77 people were killed by a man, a white Norwegian, who used Christian symbols to excuse his terrorist attack. So for me, this is not about religion. This is about people who reject basic human values, their respect for human life and democracy and they give themselves the right to use violence as a political mean or a political tool. So I think we need to be very strong against everyone who uses different political ideologies and/or religions to try to excuse the use of violence because that is always unacceptable, regardless of what kind of religion they use.

De Maizière: Ms Elisabeth Kaneza, you are particularly concerned with the issue of human rights, especially in the context of the Sustainable Development Goals: SDG 10 aims to reduce fewer inequality and SDG 16 wants peace, justice and strong institutions. How do you see the context between human rights and security policy?

Kaneza: Globally speaking, peace is at risk right now. There are still regions in our world afflicted by conflict and a humanitarian crisis. We also face a global pandemic. The Coronavirus has exacerbated the existing inequalities in the world between regions and within nations. As a human rights activist and also a researcher, I look at the issue of peacekeeping from a human rights perspective. The Universal Declaration of Human Rights states very clearly that the recognition of the inherent dignity and the equal and inalienable rights of all members of the human family is the foundation of freedom, justice and peace in the world. Starting from this important statement, we can establish that the respect for human rights, as enshrined in the Universal Declaration of Human Rights, has to be the backbone for peace and also for security. The focus of my work is on creating equal and inclusive societies, because many human rights violations have their origin in discrimination, which is the unequal treatment of persons and groups based on prohibited grounds. Therefore, it is important, when we speak about strategies of how to create and keep peace, to look at the very factors that create divisions and result in the denial of equal rights for some. In the discussion dedicated to world peace with you, Mr Secretary General, it is easy to think of peacekeeping as something that is only an issue outside of Europe and North America given the mandate and also the work of NATO. And maybe one could also think that it is a problem faced by southern regions. I wish to stress that maintaining peace is important everywhere in the world and that in western societies, although they may not be haunted by wars, some of us at the moment also suffer from the lack of peace. Wherever human rights are not fulfilled, the right to peace is not guaranteed. Wherever persons or groups are discriminated against because of the colour of their skin, their origin, their gender, their religion, their sexual identity and other grounds, peace is denied. And in particular, racism and racial discrimination have reproduced non-peaceful societies for centuries, including structural and institutional discrimination that also involves state actors. And globally we can still see the harmful effects of the legacy of enslavement and colonialism that has resulted in poverty and exclusion; this is also reality in Europe.

I wish to say that we have a responsibility to prevent conflicts and also to intervene. I was born in Rwanda where in 1994 the world watched while a genocide took place. One million lives that could have been saved if the international community had acted soon enough were forever lost. Keeping peace everywhere should be our mission and especially given the context of the Kirchentag it should be an act based on compassion and also respect for every human's dignity. I wish to address my question to you, Mr Stoltenberg, by asking: What is the contribution of NATO to creating equal societies and protecting human rights?

Stoltenberg: Let me start by reflecting on the issue of Rwanda and the question from Thomas linked to that. I think what happened in Rwanda demonstrates how difficult it is to decide when to use military force and when to not use military force. And the reality is: There is no easy answer. But I think that we must remember that, of course, the international community did not react soon enough and strongly enough when we were gradually becoming aware of genocide killing of hundreds of thousands of people in Rwanda. And not so long after that, we had Srebrenica in Bosnia and Herzegovina, a massacre of thousands there. These are two examples where the international community is criticised, I think with some justification, for not acting strongly enough and using military force, because the only way to stop that was by deploying high end military capabilities to stop the violence against innocent civilians. But then, when we use military force we see that there are big problems and dilemmas connected to that. We see how difficult it has been to be in Afghanistan for now 20 years. We see the use of military force in Iraq. We see Libya. So these are three examples – Iraq, Libya, Afghanistan – where we see that while we used military force, not only NATO but different international coalitions, and achieved something, it is still not a clean-cut success. So the only thing I am asking for is some kind of understanding that when to use and when not to use military force is a very difficult question. And when we do use it, we obtain something on the one side. We may stop attacks on innocent civilians as we actually did, for instance, in Libya and are also helping to do in Afghanistan by keeping Afghans safer from international terrorists. But on the other hand, we are then also very easily involved in long-term military operations, which are difficult and also impose a cost on us as allies for being there but, of course, also for the people living in these countries. That is my reflection on Rwanda and the dilemma we face when we have to make decisions to use or not use military force.

Then, more in general, I would like to say: NATO's purpose is to preserve peace and peace is a precondition for human rights. We will not have social progress, we will not have respect for freedom or will not be able to make almost any progress on human rights without peace. I am not saying that NATO is the answer to all the human rights challenges. We need different institutions, different efforts to promote human rights, to work on fighting racism, on equality between men and women, on education, on all the Development Goals. But if we do not have peace, we will not succeed. So at least NATO, for those allies involved, is a precondition for any progress on human rights.

The last thing I would like to say is, we also need – we can use different names for that – peacekeeping operations, at least a military presence in Europe, too, to help to stabilise and promote peace. We have that in the NATO mission in Kosovo, which includes 3,000 to 4,000 NATO personnel, to help stabilise that region and we have OSCE monitors in Ukraine to help to implement or to monitor the ceasefire in Ukraine. So I agree with you: This is not something we only need in Africa or Asia, it is also a tool we need to use in Europe.

De Maizière: Maïke Awino Rolf, you are a mediator and part of a Protestant peace organisation. Why are these two fields of work important for security and do you see NATO more in the role of a mediator?

Rolf: As you said, I am a practitioner. I work on the micro and on the macro level, which is a very fruitful combination, because it helps us to understand conflict dynamics and to develop strategies, on local and international level. We see that it is not enough to send armies somewhere because we need civil conflict prevention, we need peacekeeping, we need peacebuilding. We need to know that these measures are best to be implemented at an early stage. But we also need to understand that good work will be invisible, because good work means that no armed conflict will appear. Some people say that military means are necessary in dangerous situations, in highly escalated situations. Statistically, we see that cooperative and non-violent peace processes are much more successful in the long term, much more successful than peace processes that have been achieved by military means. There is an example of Peace Brigades International, who are promoting human rights in Mexico, in Honduras and in other countries. There is EIRENE – the German organisation, which is working for example in Mali and other countries. And their partner organisations are acting within the ongoing violent conflict. They are working on conflict-sensitive journalism and they are working with young people to prevent radicalisation. All this in the middle of an atmosphere of violence: because it stops escalation. This civil peacekeeping does not have a very big impact right now because it has very small funding. In Germany 55 million euros per year are spent on civil peace service and I will make a comparison: buying one more Eurofighter for the German army costs three times this amount. So, Mr Stoltenberg, you were talking about equal measures – military and non-military. But in terms of money, I can't see this equality here. Not yet. So I demand non-violent methods and measures in the conventional space, but also in the cyber space. In the lately published NATO report on security in cyber space, foreign policy measures do not even appear. The EU at least is working on a cyber-diplomacy tool and on an international level, we need some kind of Digital Geneva Convention or something like an Open Cyber Treaty, something like this. On the technical level, we need to focus on different strategies and not on so-called »active defence«. Let me end my statement by saying that deterrence, which is an argument of NATO, cannot lead to sustainable peace. Maybe deterrence was an argument 40 years ago; but even then it was problematic. Deterrence brings a high risk of escalation. Mr Stoltenberg, how does NATO build trust today? In conventional and digital space? And also for future generations?

Stoltenberg: First of all, I strongly believe that peace is about building trust and that is also the reason why I see NATO both as a political and, at the same time, as a military alliance; we are both. When NATO is working hard on agreements, for instance on arms control, that is also about building trust. And I totally agree that we have seen some serious setbacks and that we see that some of the trust in some of the institutions we have been able to build over some decades is now under pressure. But we have to remember that, for instance, when it comes to arms control, we have been able to reach some agreements especially between

United States and Russia that have significantly reduced the number of nuclear warheads in the world. The New START agreement, which was just now extended by President Biden and President Putin, has helped to reduce the number of long-range or strategic warheads from roughly 30,000 during the Cold War to 1,550. 1,550 is also a high number of nuclear warheads, but it is very much better than to have no limitation, no regulation, no arms control whatsoever. So one area where NATO is working to build trust is every issue related to arms control or nuclear conventional. As part of the NATO 2030 discussions, we also have raised the issue: How do you develop arms control when it comes to new destructive technologies, artificial intelligence, cyber and all these areas, where we see new destructive technologies that will fundamentally change the nature of warfare and where there are no regulations, no or very little international rules and at least no effective arms control. I would like to see more progress. But if you ask where is NATO working for trust, I think that arms control is a big domain where for decades we have been in dialogue, building trust and where at least over the years we have seen some significant milestones including the New START Treaty, the Non-Proliferation Treaty and other treaties which help us to at least limit an arms race, particularly a nuclear arms race.

I also believe strongly in mediation. The reality is that when NATO allies are involved in mediation in different conflicts – in Latin America or in the Middle East or elsewhere – most of them have decided to do that as individual allies or as groups of allies. They do not use NATO as a platform for conducting this mediation and I think that is fair enough. We, of course, support and welcome those efforts, even though they sometimes take place outside the NATO framework. NATO allies are heavily involved in different mediation efforts around the world and again: I know that Germany has been involved, I know that Norway, my own country, has been involved in different mediation efforts for decades – more or less successfully. I strongly believe this is important.

Then, of course, it is not for me to comment on exactly how much money Germany allocates to mediation efforts. But one of the reasons why I strongly believe in mediation and peace and diplomacy is that it is much cheaper to achieve peace than having a military conflict. The beauty, when we succeed in finding political solutions, in promoting diplomatic efforts, is that we are also reducing the need for military force, which has a high cost in both blood and treasure. But again, I use my example of Daesh [ISIS]: Mediation, diplomacy would not have worked against Daesh. We were forced to use military means. That is extremely expensive and we are involved in a military conflict, where innocent lives are lost. But sometimes you have to pay that price. Sometimes mediation, political efforts are not enough and then military means have to be used. Coming from a military alliance and having seen the effects of using military force, I also very much recognise the limitations and the risks of using military force. We should have a high threshold for using military force and therefore, I actually believe in deterrence. If deterrence is effective, we prevent the conflict. Again: NATO's purpose is not to fight a war. NATO's main purpose is to prevent war. In Europe we have been successful. This continent was ravaged



by war for centuries and now, for more than 70 years, we have had no war, no attack on any NATO ally. There are several reasons for that. One of the reasons is that any potential adversary knows that if one ally is attacked, the whole alliance will be there and that has prevented war. So for me, deterrence is a way to preserve peace and prevent the brutality and the tragedy of an armed conflict.

---

## Wie glaubwürdig sind die Kirchen?

Samstag, 15. Mai 2021, Saal Horizont, Messe Frankfurt  
Die Veranstaltung wurde während des 3. ÖKT live  
gesendet und für die Mediathek aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Dr. Christiane Florin, Redakteurin für Religion und Gesellschaft  
beim Deutschlandfunk, Köln  
Katrin Göring-Eckardt MdB, Fraktionsvorsitzende von Bündnis  
90/Die Grünen, Berlin  
Wolfgang Rösch, Generalvikar des Bistums Limburg  
Ulrike Scherf, stellv. Kirchenpräsidentin der Ev. Kirche in Hessen  
und Nassau, Darmstadt

Moderation:  
Arnd Henze, Theologe und Journalist, Köln  
Anwältin des Publikums:  
Diana S. Freyer, Hamburg

Henze: Wie glaubwürdig sind die Kirchen? Sie haben sicher nicht die Erwartung, dass wir in der nächsten Stunde auf diese Frage eine Antwort geben könnten. Niemand kann Glaubwürdigkeit für sich selber beanspruchen, sondern sie wird zugesprochen. Glaubwürdigkeit ist auch nicht der Durchschnittswert der Erfahrungen von den einen, die sagen, für mich habt ihr jede Glaubwürdigkeit verloren, und den anderen, die sagen, wir haben eigentlich ganz gute Erfahrungen gemacht. Das kann nicht gegeneinander aufgerechnet werden. Wenn jemand sagt, ich habe meine Kirche, die evangelische, die katholische, so erlebt, dass sie für mich nicht mehr glaubwürdig ist, dann ist da etwas zerstört worden. Wir merken das an den Austrittszahlen. Insofern suchen wir hier das Gespräch über Ihre Erfahrungen. Nutzen Sie im Publikum die digitalen Möglichkeiten dieses Kirchentages, im Beteiligungstool Mentimeter können Sie ab jetzt Ihre Fragen eintragen.

Ich möchte Ihnen unser Podium vorstellen: rechts von mir Katrin Göring-Eckardt, sie ist Fraktionsvorsitzende von Bündnis 90/Die Grünen im Bundestag, Mitglied der Synode der EKD, war auch schon mal Präses der Synode und vor zehn Jahren Präsidentin des Dresdener Evangelischen Kirchentages. Wolfgang Rösch ist Generalvikar im Bistum Limburg und war das 2014 zeitgleich mit Bischof Tebartz-van Elst, dessen Name sich als Skandalbischof eingepägt hat, weil er seine Glaubwürdigkeit mit vergoldeten Badezimmerarmaturen verspielt hat. Einen Platz weiter meine Kollegin Christiane Florin, Redakteurin beim

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

Deutschlandfunk in Köln, aber vor allen Dingen eine streitbare Katholikin. Sie hat vor einigen Jahren das Buch »Weiberaufstand« geschrieben, begleitet die Initiative Maria 2.0 mit viel Engagement und hat vor Kurzem das Buch »Trotzdem! Warum ich noch in der katholischen Kirche bin« veröffentlicht. Über dieses Trotzdem werden wir gleich sprechen. Ulrike Scherf ist die stellvertretende Kirchenpräsidentin der gastgebenden Landeskirche von Hessen-Nassau.

Ja, wie glaubwürdig sind die Kirchen? Diese Frage beantworten jeden Monatsanfang im Rheinland, in Köln, wo ich herkomme, Tausende von Menschen, die sich an ihren Computer setzen, um einen Austrittstermin bei den Standesämtern zu bekommen. Diese Austrittswelle ist fast so etwas wie eine Implosion, und die Zahlen betreffen ja beide Kirchen. Herr Rösch, das geschieht in Ihrer Nachbardiözese. Haben Sie das Gefühl, da bricht etwas weg, was Sie nie wieder zurückholen können?

Rösch: Die Kirchen erleiden da, verursacht durch eigene Dinge, ganz viele Verluste. Das geht einher mit einem anderen Schwund, dass die Kirche nämlich für die Religiosität vieler Menschen sehr an Relevanz verloren hat. Die interessante Frage für mich ist aber: Was hält die Menschen, die in der Kirche drin sind?

Henze: Trotzdem, bleiben wir mal bei denen, die austreten. Was ist da an Vertrauen verspielt worden?

Rösch: In dem konkreten Fall entsteht der Eindruck, dass die Kirche mehr den Selbsterhalt als das Aufarbeiten versucht, mehr das Verdecken von Dingen als die Transparenz. Das ist sicher der Punkt, weshalb viele Menschen austreten. Aber ich glaube, dass wir Bindungskraft verlieren, liegt an verschiedensten Sachen, an konkreten Anlässen, an einer grundsätzlichen Bewegung und daran, dass Institutionen insgesamt momentan eine Not haben.

Henze: Frau Florin, lassen Sie uns über die sprechen, die noch dringeblichen sind. Ihr Buch heißt »Trotzdem«, wie viel Trotz haben Sie noch und schlägt der irgendwann auch in Resignation um?

Florin: Dieses »Trotzdem« ist nicht gemeint im Sinne von Augen zu und durch – egal, was ist, ich bleibe dabei. Ich habe mir in dem Buch die Frage gestellt, natürlich auch angetrieben durch das, was ich als Journalistin recherchiert habe zum Thema sexualisierte Gewalt: Wie sieht es eigentlich aus mit der Komplizenschaft derer, die dabeibleiben, die nicht richtig scharf nachfragen? Ich habe dieses Buch auch geschrieben, um zu sagen: Ich will nicht Komplizin sein. Ich möchte, dass ehrlich gesagt wird, was geschehen ist. Ich möchte nicht mehr hören, wir sind erschüttert, betroffen, wir sind auf Augenhöhe mit dem Betroffenenbeirat, wir hören den Betroffenen jetzt zu. Ich möchte, dass den Betroffenen Gerechtigkeit widerfährt und dass jemand für das, was geschehen ist, Verantwortung übernimmt.

Ich bin ja in dieser Kirche sozialisiert. Meine moralischen Maßstäbe habe ich zum großen Teil aus dieser kirchlichen Sozialisation mitgenommen. Jetzt lege ich sie auf diese Kirche an und stelle nicht nur fest, dass man ihnen nicht genügt, sondern es ist das Gegenteil von dem getan worden, wozu man verpflichtet gewesen wäre. Es sind nicht einfach nur Fehler passiert, sondern Verbrechen.

Die sind vertuscht worden, die sind geduldet worden. Ich versuche die Dinge präzise, vielleicht auch scharf zu beschreiben und lasse mir nicht vorschreiben, was katholisch ist. Ich bin der Wirklichkeit verpflichtet und nicht dem Weihrauch und dem schönen Schein.

Henze: Herr Rösch, am letzten Wochenende haben Menschen in Hunderten Gemeinden Regenbogenbanner für die Segnung homosexueller Paare gehisst und damit gesagt, uns ist der Segen in einer katholischen Gemeinde etwas wert, ganz egal, was die Oberen sagen. Wie sehr haben Sie sich darüber gefreut?

Rösch: Ich war stolz, dass gerade unsere Jugend das Banner gehängt hat. Die Kirche ist ein Riesendampfer, und nicht nur bei der Diskriminierung von Frauen, sondern auch bei anderen Themen haben wir das Problem, etwas zu bewegen. Das ist eine sehr zähe Sache. Ich weiß nicht, ob man das Wort ziviler Ungehorsam benutzen muss. Aber wenn man wartet, bis der Letzte mitgekommen ist, wird nie was passieren. Wenn man spaltet und sagt, die anderen sind die Bösen, ich mache es richtig, dann kommen wir auch nicht weiter. Insofern finde ich es klasse, wenn Frau Florin mit Energie und einem heiligen Zorn da was verändern möchte, und ich merke gleichzeitig, ich habe eine andere Aufgabe, ich versuche zu integrieren, und ich glaube, wir brauchen beides.

Henze: Frau Scherf, in der evangelischen Kirche hören wir immer wieder dieses Seufzen: Mein Gott, wir werden in den Strudel der katholischen Missbrauchsdiskussion mit hinabgezogen. Dann kam letzte Woche die Nachricht, dass in der evangelischen Kirche der Betroffenenbeirat de facto aufgelöst wird. Haben wir zu lange, sozusagen im Schatten der katholischen Diskussion versucht, da irgendwie durchzuschlingern?

Scherf: Mich hat es zutiefst betroffen gemacht, auch wenn wir zumindest von der Zahl der Fälle her unterschiedliche Situationen in beiden Kirchen haben. Die strukturelle Frage müssen wir ganz ernst nehmen, insofern ist das auch ein wichtiges Thema für uns als evangelische Kirche, der wir uns stellen müssen und die wirklich schwierig ist.

Florin: Wenn ich Wörter höre wie Bestürzung oder Erschütterung, dann erwarte ich ja, jetzt mal Erschütterung im wahrsten Sinne des Wortes genommen, dass danach kein Stein mehr auf dem anderen bleibt. Aber was ich kritisiere, ist, dass diese Erschütterungsbekundungen zwar öffentlich abgegeben werden, sich de facto aber gar nichts verändert.

Beide Kirchen, der Rat der EKD und die Bischofskonferenz beziehungsweise jeder einzelne Bischof möchten beim Thema Missbrauch und Aufarbeitung oder dem, was sie dafür halten, das Heft selber in der Hand halten. Wenn mir ein Bischof sagt, wir wollen das rückhaltlos aufarbeiten, dann glaube ich das nicht. Das geht systemisch nicht. Die Institution, aus der die Täter hervorgegangen sind, die die Täter geschützt hat und bis heute schützt, die kann sich nicht selber aufarbeiten.

Göring-Eckardt: Ich würde sagen, es hat extrem viel Mühe gegeben und gekostet, und es gab den ehrlichen Versuch, sehr konsequent zu sein. Jetzt sind wir an einem Punkt angelangt, wo wir feststellen, das reicht nicht. Und deswegen ist es

notwendig, so wie die Bundesregierung einen unabhängigen Missbrauchsbeauftragten einzusetzen.

Henze: Auf evangelischer Seite scheint es ja zumindest noch so etwas wie einen gemeinsamen Nenner zu geben, hier versagt zu haben. Auf katholischer Seite fragt man sich, was eint sie eigentlich noch?

Rösch: Die MHG-Studie war ja die erste Studie, die systemisch die ganze deutsche katholische Kirche untersucht hat, und jetzt versucht die Bischofskonferenz so etwas. Die Diözesen sind unterschiedlich an das Aufarbeiten herangegangen. Wir haben diese Erschütterung gebraucht, sonst wären wir das tabuisierte Thema Missbrauch überhaupt nicht angegangen. Aber für die Opfer dauert alles zu lang. Wir versuchen intern, das System Kirche zu verändern, und wir haben einige Ansätze, aber wir merken, wie dieser Missbrauch ganz viele Themen hochspielt, die einfach nicht in Ordnung waren, und wo wir jetzt drankommen, Dinge zu verändern.

Florin: Wenn wir uns noch mal in die Situation des Jahres 2010 zurückversetzen, damals hat Klaus Mertes als Priester die Vorfälle am Canisius-Kolleg in Berlin publik gemacht. Und dann stellt sich der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz hin, in den Tagesthemen, glaube ich, und sagt, ja, es sind bedauerliche Einzelfälle, aber lange her – und jeder, der damals in der Bischofskonferenz war und vorher Personalverantwortung hatte, wusste, es sind keine bedauerlichen Einzelfälle und es ist auch nicht lange her, sondern es sind viele und es ist sehr akut. Mit dieser Masche konnte man acht Jahre bis zur MHG-Studie durchhalten, um dann zu sagen: Ja, es ist eben doch was Systemisches. Warum kann die Institution das jahrzehntelang vertuschen?

Rösch: Ich kann von mir persönlich sagen, dass ich mich seit 2010 verändere. Der erste Reflex damals war, das nicht wahrhaben zu wollen, genau wie Sie gesagt haben. In der Begegnung mit Menschen merkt man erst mal, wie dieses Tabu blind macht, und lernt, die Dinge von den Opfern und nicht von den Tätern, die Mitbrüder sind, her zu denken. Ich glaube, dass da schon einiges passiert ist, allein die Prävention in Gemeinden. Wir merken, dass diese Mauer des Schweigens bröckelt. In Pfarreien, in der Jugendarbeit, in Einrichtungen werden Standards systemischer Art gesetzt, die wirklich etwas verändern. Aber die Aufarbeitung wird uns noch über eine Generation begleiten.

Henze: Aus dem Mentimeter bekommen wir ganz viele Kommentare und Fragen.

Freyer: Ja, die Zuschauerinnen und Zuschauer beteiligen sich sehr aktiv. Wie glaubwürdig kann die katholische Kirche sein, wenn sie Frauen von Weiheämtern ausschließt? Müsste die Politik sich nicht lauter einmischen und fordern, dass in den Kirchen Aufarbeitung stattfindet? Kirche kann glaubwürdig sein, wenn es um Schutz für die Schwachen geht, um die Bewahrung der Schöpfung, und hier wird gefordert: Steht auf und macht dieses Engagement sichtbarer!

Scherf: Ja, auch Ökologie und die Bewahrung der Schöpfung sind zentrale Themen. Und die können wir nur glaubwürdig voranbringen, wenn wir das andere auch tun. Menschen hören zu, wenn sie spüren, wir sind ehrlich und geben zu, was nicht gut läuft, und wenn wir Möglichkeiten bieten, gerade in dieser Pandemie, wo viele eine ganz schwierige Zeit erleben.

Henze: Das Thema Klimapolitik: Die Kirchen haben gejubelt über das Verfassungsgerichtsurteil, das der Politik und der Gesellschaft ins Stammbuch geschrieben hat, ihr dürft den Klimaschutz nach 2030 nicht einfach der nachfolgenden Generation überlassen, das würde deren Freiheitsrechte verletzen. Und wenn man sich die Klimapolitik der Landeskirchen anguckt: Gibt es ein klares Konzept, dass wir im Jahr x wirklich so klimaneutral sind, wie es das Verfassungsgericht von der Politik fordert?

Scherf: Wir haben uns selbst Vorgaben gegeben, aber die sind noch nicht zu hundert Prozent mit Maßnahmen hinterlegt. Wir müssen herausfinden, wie schaffen wir das mit den Veranstaltungen, mit unseren Gebäuden, mit Einkauf? Das wird eine große Aufgabe. Aber ich halte es für wichtig, auch weiterhin den Aspekt der Bildung hochzuhalten und Kindern von klein auf ein Bewusstsein mitzugeben, was es heißt, die Schöpfung zu bewahren, und was sie ganz konkret im Alltag beitragen können.

Henze: Frau Scherf, das Verfassungsgericht sagt, ihr müsst definieren, wie die Klimaneutralität gesichert werden kann, damit wir die Belastung nicht der nächsten Generation aufladen. Da sind doch die Kirchen von ihrem Gebäudebestand her nicht nur in der Pflicht zu sagen, wir machen in Kitas bessere Bildungsarbeit, sondern: Wir machen verifizierbar, dass wir klimaneutral sind.

Scherf: Das eine wie das andere. Wir haben das Umweltmanagementsystem »Der Grüne Hahn«, das heißt, Kirchengemeinden prüfen ganz genau, wo sie nachhaltiger werden können.

Henze: Freiwillig!

Scherf: Im Moment ist es freiwillig, ja, aber wir werden einen Klimaschutzplan für die Kirchen erarbeiten und unseren Teil dazu beitragen mit ganz konkreten Maßnahmen. Das Bewusstsein, wie wir einkaufen, hat sich schon verändert, und die Verbindlichkeit, auf die Sie anspielen, die wird sich für uns auch noch verändern müssen.

Göring-Eckardt: Ich wünsche mir von meiner Kirche, dass sie sehr konsequent und Vorreiterin ist. Gleichzeitig weiß ich ganz genau, wenn wir das nicht politisch lösen, dann wird es nicht funktionieren. Natürlich kann man sagen: alle Kirchendächer, Denkmalschutz hin oder her, mit Solaranlagen ausstatten, aber man kann auch sagen, es muss eine generelle Solarpflicht geben in Deutschland für alle neuen Gebäude. Die Verbindlichkeit, die wir jetzt brauchen, muss politisch geregelt werden.

Rösch: Ich glaube auch, wir brauchen die Politik, und wir müssen mehr sein als nur die Summe der Freiwilligen oder Idealisten. Die Jugend geht momentan voran. Das hat eine globale Dimension. Kirche ist auch eine Weltorganisation und muss sich einbringen. Es betrifft nicht nur die Umwelt, sondern da steckt auch ein soziales Thema mit drin und eine spirituelle Dimension. Ich bin mir sicher, bei diesem Zukunftsthema wären viele Geistesverwandte in ganz anderen Lagen zu finden, die überhaupt nichts mit Kirche oder Spiritualität zu tun haben.

Henze: Frau Florin, was glauben Sie, wie schnell kann aus diesem guten Willen tatsächlich Handlung werden?

Florin: 2015 gab es die Enzyklika *Laudato si'* von Papst Franziskus, und der Reflex war typisch katholisch: Naja, wenn der Papst jetzt den Kauf von Energiesparlampen empfiehlt, ist das so verbindlich, wie wenn er Kondome verbietet? Solche Debatten werden dann erst mal geführt. Ich glaube nicht, dass Menschen wieder eine Bindung an die Kirche bekommen, wenn jetzt alle Kirchen mit Solar-dächern ausgestattet werden. Aber umgekehrt empfinden sie es natürlich schon als Widerspruch, dauernd die Bewahrung der Schöpfung anzumahnen und mit Heizungen von 1970 die Pfarrheime zu heizen. Diese Zukunftsthemen auf die Agenda zu bringen, wird wahrscheinlich für die Kirchen schwieriger, weil ihnen die Jugend abhandenkommt. Weil man ja wirklich von einem Generationenabbruch reden muss, und zwar in beiden Kirchen, wenn ich das richtig sehe.

Henze: Ich würde gern noch einen Aspekt ansprechen, der für die Glaubwürdigkeit auch ganz entscheidend ist. Wir hatten heute Morgen das Podium »Wie weiß sind die Kirchen?« und haben von Vielfalt, von Weltoffenheit geredet. Aber in allen vier Synoden, in denen ich Mitglied bin, gibt es keine People of Color. Wie glaubwürdig sind wir für eine Gesellschaft im Wandel, wenn wir in unserem Habitus, in unserem Erscheinungsbild doch eher der homogenen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts entsprechen?

Scherf: Wir haben in der evangelischen Kirche zumindest schon mal angestrebt, dass Frauen und auch jüngere Frauen in Leitungsämter kommen. Wir versuchen, Menschen mit anderen Lebensformen oder anderer sexueller Orientierung einzubeziehen, Geflüchtete kamen in Kontakt mit unseren Gemeinden. Mir schwebt wirklich vor, dass wir diese gesellschaftliche Vielfalt noch mehr in unseren Gemeinden und Leitungsgremien abbilden. Umso mehr fühlen sich Menschen, die in diesen vielfältigen Zusammenhängen leben, auch vertreten und im Blick. Das Bunte, das Internationale ist zumindest jetzt in der evangelischen Kirche nur bedingt möglich, und es wäre wünschenswert, mehr davon zu haben.

Florin: Ich glaube, das hat auch mit einer Verbürgerlichung in beiden Kirchen zu tun. Die Milieus derer, die sich noch in den Kirchen engagieren, sind sehr ähnlich.

Rösch: Wenn wir bunter wären, wäre es spannender. Eine bunte Gesellschaft ist erst mal nicht einfacher, sondern braucht die Auseinandersetzung – und davon haben wir zu wenig. Wir sind tatsächlich zu wenig divers, und diese Auseinandersetzung, dieses Ringen braucht es.

Henze: Menschen wie der Soziologe Aladin El-Mafaalani sagen, die bunte Gesellschaft wird eine Streit-Gesellschaft sein, weil die Tischordnung von mehr Menschen mit unterschiedlichen Wünschen natürlich neu ausgehandelt werden muss. Das würde auch die Kultur von Kirchen enorm verändern, wo ja Harmonie und der Kammerton, den wir da pflegen, sozusagen zum Eintrittsbillet gehören, um überhaupt dabei sein zu dürfen.

Göring-Eckardt: Nur durch Reibung entsteht Wärme, und ich glaube, dieses Bunterwerden macht uns für uns selbst interessanter, aber auch für die Gesellschaft. Wo finden wir Menschen, die anders als die meisten von uns ticken und diese Reibung erzeugen? »Schaut hin« heißt eben, überallhin zu schauen. Es geht nicht darum, dass wir ein Plätzchen am Tisch freiräumen, sondern dass wir die Tischordnung wirklich ändern.

---

## **Zukunft geht nur gemeinsam: Warum Klimaschutz alle Generationen braucht**

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am Freitag, 14. Mai 2021, Saal Meridian I, Messe Frankfurt.<sup>1</sup>

Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel, Berlin  
Luisa Neubauer, Klimaaktivistin, Fridays for Future, Berlin  
Daniela Ordowski, Bundesvorsitzende der Kath. Landjugendbewegung Deutschlands, Bad Honnef  
Prof. Dr. Dr. h. c. Ortwin Renn, Wissenschaftlicher Direktor des Instituts für transformative Nachhaltigkeitsforschung, Potsdam  
Prof. Dr. Uwe Schneidewind, Nachhaltigkeitsforscher, Oberbürgermeister von Wuppertal

Moderation:  
Dr. Katja Wildermuth, Intendantin des Bayerischen Rundfunks, München

Merkel: Ich grüße Sie alle sehr herzlich, die Sie an diesem besonderen Ökumenischen Kirchentag teilnehmen. Natürlich hätte ich uns lieber ein persönliches Zusammenkommen gewünscht in Frankfurt, aber ich freue mich, dass wir uns wenigstens auf diesem Weg austauschen können. In Zeiten stark eingeschränkter Kontakte spüren wir natürlich alle noch einmal mehr als sonst, wie wichtig das Gespräch ist, welches ureigenes menschliches Bedürfnis es ist, Gedanken, Freude und Sorgen auch zu teilen. Wir brauchen Austausch und Dialog wie die Luft zum Atmen – aus zahllosen persönlichen Gründen wie auch mit Blick darauf, politisch und gesellschaftlich die großen gemeinsamen Herausforderungen der Coronavirus-Pandemie, der Digitalisierung und des Klimawandels bewältigen zu können. Denn diese Herausforderungen betreffen uns alle. Sie stellen unsere bisherige Lebens- und Wirtschaftsweise auf eine harte Probe. Deshalb handelt es sich hier auch um wirklich dicke Bretter, die wir bohren müssen. Und um diese Menschheitsaufgaben meistern zu können, brauchen wir einen breiten und generationenübergreifenden Dialog. So wie das an Kirchentagen wie diesem gepflegt wird, und von vielen von Ihnen natürlich nicht nur an Kirchentagen, sondern auch über das ganze Jahr hinweg.

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts. Die Wortbeiträge der Bundeskanzlerin wurden seitens des Bundeskanzleramtes nicht autorisiert, sondern sind in Eigenverantwortung vorgenommen worden. Das Originalvideo ist zu finden unter: <https://www.bundesregierung.de/breg-de/media/thek/3-oekumenischer-kirchentag-2021-1914920>.



Sie wissen, es sind die vermeintlich kleinen Beiträge vor Ort, die letztlich auch der Lösung großer Aufgaben dienen. Evangelische und katholische Kirchengemeinden, Verbände, Vereine, Initiativen bringen Menschen zusammen, die sich gemeinsam für ein gutes Miteinander und eine gute Zukunft starkmachen. Und dabei gibt es so viele wunderbare Projekte, die auch andere wieder zum Mitmachen einladen. Dennoch können und müssen wir alle gerade auch beim Klimaschutz mehr tun, und das gilt für jede und jeden Einzelnen von uns und das gilt eben auch für die Politik, die ja die Rahmenbedingungen setzt. Das Bundesverfassungsgericht hat noch einmal sehr klargestellt, dass der Gesetzgeber eine Pflicht hat, die drohende Einschränkung der Grundrechte junger und künftiger Generationen infolge des Klimawandels zu begrenzen. Das heißt, hier haben die Kläger wirklich auch einen Punkt gesetzt, das muss man sagen.

Die Bundesregierung nimmt diesen Auftrag ernst, wir haben deshalb entschieden, uns noch ehrgeizigere Ziele zu setzen, indem wir das Etappenziel zur Emissionsreduzierung für 2030 um weitere zehn Prozentpunkte auf 65 Prozent anheben und das Ziel der Klimaneutralität statt im Jahr 2050 bereits im Jahr 2045 erreichen wollen. Damit wir uns diese Ziele aber nicht nur setzen, sondern sie auch tatsächlich erreichen, werden wir festlegen, dass immer dann ein Sofortprogramm ausgelöst wird, wenn wir vom Zielpfad abzuweichen drohen. Dieser Check wird nicht nur einmal alle zehn Jahre, sondern jährlich gemacht. Bei allem, was wir tun, wissen wir um unsere besondere Verantwortung als Industrienation wie auch um die Verantwortung anderer Industrieländer. Zum einen, weil die Industrieländer den Klimawandel sehr viel stärker als viele andere Staaten mitverursacht haben, zum anderen, weil wir auch in technologischer Hinsicht über die Mittel und Möglichkeiten verfügen, mit denen wir sowohl wirksamen Klimaschutz als auch wirtschaftliche und soziale Anliegen verfolgen können. Weniger wohlhabende Staaten haben es wesentlich schwerer, und deshalb war es sehr wichtig, dass die Industrieländer zugesagt haben, bis 2020 jährlich 100 Milliarden US-Dollar an öffentlichen und privaten Mitteln für die Klimafinanzierung zu mobilisieren. Und mindestens ebenso wichtig ist es, dass wir dieses Ziel bis 2025 fortschreiben. Zur Wahrheit gehört jedoch auch, dass wir insgesamt mehr leisten müssen, um diese Zusage tatsächlich jährlich einzuhalten – bis jetzt ist sie noch nicht eingehalten. Ich bin deshalb froh, dass Deutschland die Zusage, seine öffentlichen Mittel bis 2020 auf vier Milliarden Euro pro Jahr zu verdoppeln, mit über 4,3 Milliarden Euro bereits übererfüllt hat. Nur so können wir auch glaubwürdig auf die Einhaltung der Zusagen anderer Industrieländer drängen. Denn fest steht, wir alle – Industrie- wie Schwellenländer und Entwicklungsländer – müssen auf der ganzen Welt Treibhausgasemissionen reduzieren und dabei die Lasten gerecht verteilen, jedenfalls möglichst gerecht. Ich setze mich dafür auf europäischer und internationaler Ebene ein.

Weltweites und rasches Handeln ist auch mit Blick auf die Biodiversität gefragt. Der dramatische Verlust natürlicher Lebensräume und zahlreicher Tier- und Pflanzenarten bedroht auch unsere Lebensqualität. Wir brauchen – ich sage: endlich – eine Trendwende für einen tatsächlich wirksamen, nachhaltigen Artenschutz. Ein deutliches Signal in diese Richtung muss deshalb von der dies-

jährigen Vertragsstaatenkonferenz zur Biodiversität in China ausgehen. Deutschland drängt darauf, insbesondere gegen die weitere Entwaldung entschlossen vorzugehen und weitere Meeresflächen unter Schutz zu stellen. So wollen wir auch in Europa mehr Schutzgebiete ausweisen, nicht nur zu Wasser, sondern auch zu Lande. Das ist eines der Ziele der EU-Biodiversitätsstrategie. Und natürlich kommt dabei der Landwirtschaft als größtem Flächennutzer eine besondere Verantwortung zu. Wie es gelingt, den Agrarsektor sowohl wirtschaftlich als auch ökologisch tragfähig weiterzuentwickeln, ist eine keineswegs triviale Frage, und mit ihr befasst sich auch eine von der Bundesregierung eingesetzte Kommission. Auch da geht es um die Zukunft einer Branche, die Aus- und Einkommen bieten kann, und zum anderen um die Zukunft aller Menschen, um sie mit gesunden, sicheren und möglichst nachhaltig produzierten Nahrungsmitteln versorgen zu können.

Wenn unsere Erde lebenswert bleiben soll, dann sind in allen Bereichen und von uns allen Verhaltensänderungen zwingend erforderlich, und das heißt beim Konsumieren, beim Produzieren, beim Bauen und Wohnen, bei der Mobilität und der Ernährung. In vielen Bereichen haben wir uns auf den Weg gemacht, aber es reicht noch nicht. Nur wenn wir das verstehen und entsprechend handeln, können wir Ökologie und Ökonomie miteinander so in Einklang bringen, dass wir die Zukunft gewinnen, statt sie zu verbrauchen.

Und jetzt freue ich mich in diesem Sinne auf unser anregendes Gespräch und bedanke mich erst einmal für Ihre Aufmerksamkeit.

Wildermuth: Herr Professor Renn, Sie sind Soziologe und Volkswirt, Mitglied in Sachverständigenkreisen und Zukunftskommissionen und im ersten bundesweiten Bürgerrat für Klimapolitik. Sie sagen, der Klimawandel in seiner ganzen Bedrohung sei bei den Menschen oft noch nicht angekommen, was zum einen daran liege, dass nach wie vor nicht schonungslos und deutlich genug aufgeklärt werde, und zum anderen daran, dass diese fernen Ziele wie 2035 oder 2050 zu abstrakt seien, um eine Dringlichkeit des Handelns im Hier und Heute zu vermitteln. Muss also die Politik anders kommunizieren oder muss sie andere, kurzfristigere und greifbarere Ziele formulieren?

Renn: Zunächst einmal ist mir wichtig zu betonen, der menschengemachte Klimawandel ist keine Fiktion und auch keine wissenschaftliche Hypothese mehr, sondern er ist bereits ein Faktum. Die globalen Temperaturen steigen, der CO<sub>2</sub>-Gehalt ist 50 Prozent höher als in vorindustriellen Zeiten, die Gletscher tauen ab, die Intensität von extremen Naturereignissen nimmt zu.

Was bedeutet das für Deutschland? Zunächst einmal müssen wir die klimaschädlichen Gase drastisch reduzieren, gleichzeitig aber auch schon Anpassungen an den bereits laufenden Klimawandel vornehmen. Die Frage dabei ist: Wie dramatisch muss diese Reduktion ablaufen, wie effektiv muss sie sein und wie viel Zeit haben wir? Dazu gibt es einen bestimmten Ansatz, den Budget-Ansatz. Er besagt, wenn wir beispielsweise die Erwärmung auf 1,75 Grad begrenzen wollen, dann würde uns ab 2020 nach Berechnungen des Sachverständigenrates für Umweltfragen ungefähr ein Budget von 6,7 Milliarden Tonnen Kohle in Deutschland zustehen. Das ist eine fiktive Größe, aber sie gibt eine klare Orien-

tierung über die Menge an CO<sub>2</sub>, die wir noch insgesamt in die Atmosphäre entlassen dürfen, und den Zeitraum, der uns zur Verfügung steht, um die CO<sub>2</sub>-Emissionen netto auf null Prozent zu senken. Wenn wir uns an diese Orientierung halten – und das war auch der Grundsatz des Urteils des Bundesverfassungsgerichts –, dann verbleibt nur noch wenig Zeit. Wenn wir so weitermachen wie bisher, sind diese 6,7 Milliarden Tonnen schon 2029 aufgebraucht und wir würden ab diesem Zeitraum die Vorgaben der 1,5- oder 1,75-Grad-Grenze überschreiten. Wenn wir den Verbrauch nun linear abnehmen lassen, dann würde das Budget bis 2038 reichen. Mit diesen Zielwerten müssen wir uns zurzeit auseinandersetzen.

Ganz so schnell wird es nicht gehen: Wir wollen in den nächsten 30 Jahren, sogar möglichst in den nächsten 25 Jahren klimaneutral sein. Wenn wir jetzt mal 30 Jahre zurückgehen auf das Jahr 1990, da kamen 86 Prozent aller Energie, die wir in Deutschland verbraucht haben, aus fossilen Quellen, also Öl, Gas und Kohle. 30 Jahre später, also heute – ich nehme das Jahr 2019, denn 2020 unterscheidet sich vom Trend durch die Corona-Pandemie – liegen wir bei 77 Prozent fossiler Energieträger. Wir haben in den letzten 30 Jahren also nur relativ wenig fossile Energie eingespart, von 86 auf 77 Prozent. Das bedeutet, in Zukunft müssen wir wesentlich effektiver sein als in den letzten 20 Jahren. Natürlich gibt es Fortschritte. Wir haben vor allem im Strombereich heute schon einen Anteil der erneuerbaren Energien von rund 45 Prozent erreicht, das ist natürlich ein sehr guter Wert, aber er muss noch drastisch gesteigert werden, wenn wir nicht über die mit dem 1,75-Grad-Ziel oder sogar 1,5-Grad-Ziel kompatible Menge an Treibhausgasen hinauskommen wollen. Im Bereich der Wärme haben wir heute nur 15 Prozent erneuerbare Energien, im Verkehr sind es sogar nur 7,3 Prozent. In beiden Bereichen herrscht hoher Nachholbedarf.

Wir erleben zurzeit zwei große Visionen für die Umsetzung der Energiewende in der deutschen Diskussion. Die einen sagen, es geht vor allem um technische Innovationen. Wir können so weiterleben wie bisher, wir müssen nur alle Energie aus erneuerbaren Quellen generieren, dann haben wir das Ziel erreicht. Die andere Vision ist wesentlich radikaler: Wir müssen unsere Wirtschaft ändern, unseren Lebensstil ändern, wir müssen suffizient leben, also mit weniger auskommen. Nur dann können wir die Ziele der Energiewende erreichen. Und diese beiden Gruppen paralysieren sich ein Stück weit gegenseitig. Das heißt, die eine Gruppe arbeitet gegen die andere Gruppe und dann kommt es zu häufig emotional hoch aufgeladenen Diskussionen. Wenn wir in den letzten 30 Jahren nur so weit gekommen sind, den Anteil fossiler Brennstoffe von 86 auf 77 Prozent zu senken, dann bedarf es wesentlich größerer Anstrengungen, um in den nächsten 25 Jahren auf null zu kommen. Daher ist es unerlässlich, wenn wir das Ziel erreichen wollen, dass wir beide Visionen miteinander verbinden. Wir brauchen die technischen Innovationen und wir brauchen bessere Technologien. Aber wir müssen auch unsere Wirtschaft und Lebensweise auf den Prüfstand stellen. Frau Bundeskanzlerin hat eben auf die Wegwerfgesellschaft hingewiesen, man könnte auch den demonstrativen Konsum, den hohen Plastikverbrauch oder die Verschwendung von Lebensmitteln hier anführen. Alles

das muss auf den Prüfstand, und die gebotenen Änderungen müssen dann auch von jedem Einzelnen, von jeder Organisation, von jeder Wirtschaftseinheit und natürlich vor allem auch von der Politik getragen werden. Das Ganze gelingt nur, wenn es ein Gemeinschaftswerk wird. Ich möchte hier nicht verhehlen, dass dieser Weg auch schmerzhaft sein wird. Es ist wie bei der Pubertät, wir müssen da durch, damit es hinterher besser werden kann. So müssen wir auch die Transformation in eine nachhaltige Welt betrachten. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir in dieser künftigen Welt der Nachhaltigkeit besser und glücklicher leben können, als wir es bisher gewohnt sind. In der Nachhaltigkeitsdiskussion benötigen wir solche positiven Visionen und die können so ansteckend wirken, wie wir das in schmerzlicher Weise beim Coronavirus erlebt haben. Positive Leitbilder und Narrative nehmen uns ganz in Besitz. Mit diesem neuen Lebensstil, mit dieser neuen Lebensart leben wir besser als vorher. Wenn wir nur diesen Übergang geschafft haben, dann können wir für uns und natürlich auch für unsere Kinder und Enkel eine lebenswerte Zukunft erhalten. Und das wäre für mich die wichtigste Botschaft!

Wildermuth: Frau Neubauer, Sie haben das Urteil des Bundesverfassungsgerichts mit erstritten. Wie zufrieden sind Sie mit diesem Urteil und mit dem verschärferten Klimaschutzgesetz des Bundeskabinetts?

Neubauer: Vielen Dank, dass ich hier sein darf, schon das zweite Mal. Ich freue mich insbesondere hier zu sein, nachdem gerade zu Beginn dieses Kirchentages fast 90 kirchliche Organisationen mehr Klimagerechtigkeit gefordert haben. Sie sehen also auch hier, es geht sehr in die Breite, und das begrüße ich sehr! Zu Ihren Fragen: Einmal angefangen damit, warum so eine Klage notwendig ist. Ich glaube, es ist wichtig, den Kontext zu beachten. Die anderen, die mit mir geklagt haben, und ich hatten niemals vor, eine Verfassungsbeschwerde gegen die Bundesregierung einzureichen. Dass ich überhaupt Klimaaktivistin geworden bin, hatte ich auch nicht vor, denn genau wie viele andere junge Menschen in diesem Land dachte ich sehr, sehr lange, dass die Regierungen insgesamt, aber insbesondere unsere deutsche Bundesregierung, am Ende des Tages die Krisen im Griff haben und uns junge Menschen schützen werden, so wie man uns schützen müsste vor solchen Krisen. Das war meine tiefe demokratische Überzeugung. Deswegen habe ich gar nicht eingesehen, warum es notwendig wäre, für das Klima streiken zu gehen. In dem Sinne war es ein unglaublich großer Vertrauensbruch, als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler uns vorgerechnet haben, was alles gerade schief läuft, dass die Bundesregierung über Jahre, ja eigentlich Jahrzehnte, den Klimaschutz nicht nur verschlafen, sondern blockiert hat und die Klimakrise vorangetrieben hat durch unsere Emissionen und durch die andauernde Expansion. Und das sitzt sehr tief. Das heißt, Karlsruhe und auch die Schulstreiks, das Organisieren von so vielen Menschen in Deutschland, sind vor allem eine Konsequenz aus unglaublich großen Defiziten und einem, ich würde sagen Vertrauensbetrug an vielen Menschen, die dachten, man kümmert sich um sie so, wie man es machen müsste. Und in dem Sinne ist es natürlich großartig, dass Karlsruhe festgelegt hat, alle Generationen sind gleichberechtigt! Aber es macht mich, ehrlich gesagt, traurig, dass das überhaupt notwendig war.

Die Erkenntnis dieser Entscheidung, dass alle Generationen gleichberechtigt sind, ist revolutionär. Es klingt banal: Jede Generation hat gleiche Rechte. Aber letztendlich heißt es, dass ich einmal die gleichen Freiheiten und Rechte haben sollte, wenn ich zum Beispiel im Alter von Frau Merkel bin. Und das ändert die Herangehensweise von Klimapolitik fundamental, denn auf einmal kann man nicht mehr die heutigen Zumutungen durch Maßnahmen aufwiegen gegen die heutige Notwendigkeit, Klimaschutz zu betreiben, sondern auf einmal spielt die Zukunft tatsächlich eine offizielle, legitimierte Rolle in dieser ganzen Debatte. Und das ist wichtig. Was heißt das jetzt, nach Karlsruhe, nach diesen Klimastreiks und vor allem nach diesen großen Vertrauensbrüchen, die Menschen erfahren haben? Es braucht in meinen Augen eine grundsätzlich neue Herangehensweise, eine neue Art und Weise, wie Klimapolitik gemacht wird. Unter anderem eine neue Art von Ehrlichkeit und Transparenz, das Ende der leeren Worte und den Beginn echter Taten im Hier und Jetzt – das ist ganz entscheidend! Es geht darum, tatsächlich anzufangen, wie Herr Renn eben erwähnt hat, mit Budgets zu arbeiten, damit nachvollziehbar ist, womit eigentlich hantiert wird. Und es geht vor allem darum, die ehrlicherweise relativ leeren Zielsetzungen in der Zukunft zumindest zu ergänzen um tatsächliche Emissionsreduktionen – und die müssen im Hier und Jetzt stattfinden! Und natürlich braucht es dafür immer wieder den Bezug zum Pariser Abkommen. Die neuen Klimaschutzziele der Regierung entsprechen nicht dem 1,5-Grad-Ziel. Nachdem Karlsruhe entschieden hat, dass sich die Regierung mehr am Pariser Abkommen orientieren muss, ist es natürlich paradox, dass erneut Ziele verabschiedet werden, die dem nicht entsprechen. Das klingt nicht wie das, was nach Karlsruhe eigentlich notwendig wäre. Aber was mich an der Stelle so hoffnungsvoll stimmt, ist, dass immer mehr Menschen erkennen, dass sie gefragt sind und sich auch als politische Stimme verstehen. Immer mehr Menschen fangen an, sich zu organisieren und tatsächlich einzufordern, dass das, was Karlsruhe und so viele Tausend Wissenschaftler\*innen immer wieder bestätigen, tatsächlich umgesetzt wird. Und das gilt nicht nur für Deutschland, sondern auch über Kontinente hinweg. Frau Merkel, Sie hatten das auch erwähnt, es geht insbesondere darum, die globale Solidarität tatsächlich auf Füße zu stellen, und das heißt, die Klimafinanzierung massiv zu erhöhen und zu beweisen, dass wir wirklich meinen, was wir überall versprechen.

[...]

Wildermuth: Herr Professor Schneidewind, Sie sind Ökonom, Wissenschaftler und andererseits seit Kurzem auch Politiker, nämlich Oberbürgermeister der Stadt Wuppertal, und damit auch vertraut mit den Mühen der Umsetzung – und das merken wir gerade in den ersten Redebeiträgen – eines durchaus wissenschaftlichen und politischen Konsenses, was als Nächstes geboten ist. Aber trotzdem meine Frage auch nach Ihrer Erfahrung: Woran hakt es immer wieder in der Praxis? Gibt es Ansätze, die Ihnen Hoffnung machen?

Schneidewind: Das ist ja in den Wortmeldungen sowohl von Luisa Neubauer als auch von Ortwin Renn sehr deutlich geworden: Wie kriege ich eigentlich diese Kombination hin aus technischen Lösungen auf der einen Seite und massiven

Eingriffen in gewohnte Lebensstile, sei es die Mobilität, sei es die Ernährung, die Art des Lebens, auf der anderen Seite? Und das macht die kommunale Ebene zu einem zentralen Ort, denn dort sind die Menschen, dort schlägt sich unmittelbar nieder, wenn man Parkplätze zurückbaut, wenn man über eine neue Flächenpolitik und vielleicht weniger Ausbau des Wohnens nachdenkt. Es wird sehr, sehr deutlich, dass wir wirklich Experimentierorte brauchen, an denen erfahrbar wird, dass das eben nicht nur mit Einschränkung zu tun hat, sondern gerade auch mit einer neuen Lebensqualität vor Ort, insbesondere in den Städten. Und das passiert zurzeit an vielen Orten. Wir haben eine Reihe europäischer Städte, die viel weiter sind als viele deutsche Städte. Und eine große Herausforderung wird sein, auf Bundes- und Landesebene Rahmenbedingungen zu schaffen, um an ganz vielen, ganz konkreten Plätzen vor Ort deutlich zu machen, wie eine neue Mobilität zu höherer Lebensqualität in den Städten führt, wie eine Verbindung lokaler Landwirtschaft und Versorgung auch meinen persönlichen Lebensstil in positiver Weise beeinflusst und dabei die vielen Initiativen unterstützt, die jetzt schon vor Ort sind. Und das wird die große Herausforderung sein – sie ist gar nicht so technologisch, sondern braucht kluges Politikdesign über die Ebenen und viele Experimentierorte, an denen diese neue Zukunft als lebenswert wahrgenommen wird.

[...]

Ordowski: Seit Jahrzehnten machen sich Verbände für ambitionierte Klimapolitik stark, so auch die Katholische Landjugendbewegung Deutschlands. 1984 haben wir uns bereits mit dem Thema »Die Menschheit hat nur Zukunft, wenn die Schöpfung Zukunft hat« auseinandergesetzt. Es ist erschreckend, dass uns diese Thematik auch fast 40 Jahre später noch immer beschäftigt und die Zukunftsszenarien heftiger sind denn je. Dass junge Menschen momentan lernen, dass sie ihre Regierung erst verklagen müssen, damit diese sich für ihre Grundrechte einsetzt und die Klimakrise ernst nimmt. Trotzdem bin ich stolz, dass so viele junge Menschen, auch aus den katholischen Jugendverbänden, seit vielen Monaten auf die Straße gehen und der Politik die Richtung weisen. Diese jungen Menschen sollen jedoch auch erfahren, dass sie in der Politik gehört werden und dass man ihre Anliegen ernst nimmt. Sie sollen konkret sehen, dass sich ihr Engagement in den Verbänden lohnt, dass es sich lohnt, aus dem Glauben heraus politisch zu sein und Demokratie und Gesellschaft mitzugestalten. Denn Verantwortung für die Schöpfung zu tragen, berührt unsere ganze Lebensweise und unser verbandliches Selbstverständnis.

Als Katholische Landjugendbewegung Deutschlands sind wir Vertreter\*innen junger Menschen in den ländlichen Räumen. Wir setzen uns dafür ein, dass Landwirtschaft, Klimaschutz, Artenvielfalt und Internationale Entwicklung stets zusammengedacht werden. Landwirt\*innen spielen mit Blick auf den Klimawandel eine zentrale Rolle, denn sie sind Leidtragende und ebenso Treiber\*innen als auch zentrale Stellschrauben einer Transformation. Es braucht Rahmenbedingungen für eine zukunftsfähige und ressourcenschonende Landwirtschaft, die auch nachfolgenden Generationen erlaubt, ein gutes Leben zu führen. Dies bedeutet auch, dass Lebensmittel mehr wertgeschätzt werden müssen. Politisch

bildet die EU-Biodiversitätsstrategie 2030 einen wichtigen Meilenstein. Zusammen mit der Gemeinsamen Europäischen Agrarpolitik (GAP) muss allen Mitgliedsstaaten der EU eine ambitionierte, regional angepasste Landwirtschaftspolitik ermöglicht werden, die Klima, Umwelt und Biodiversität schützt sowie Landwirt\*innen fair für ihre gesellschaftlichen Leistungen entlohnt. Diese muss nun aber auch national ambitioniert verankert und umgesetzt werden. Das bedeutet vor allem aber auch, dass wir jetzt handeln müssen! Eine Autobahn zu bauen, darf nicht Vorrang haben vor dem Schutz eines Waldes. Diesen Luxus, solche Entscheidungen überhaupt noch in Erwägung zu ziehen, haben wir nicht. Und ich möchte natürlich auch im Kontext des 3. Ökumenischen Kirchentages noch einmal deutlich hervorheben, dass auch wir als Kirche unserer Verantwortung nachkommen müssen, laut und deutlich für eine ambitionierte Klimapolitik einzustehen. Denn die Klimakrise ist vor allem auch eine Frage der Gerechtigkeit gegenüber Menschen des Globalen Südens, die schon jetzt enorm unter den Folgen der Klimakrise leiden müssen, und gegenüber den zukünftigen Generationen.

Die Bundestagswahl steht bevor, und wir erwarten, dass alle Parteien in den Wettstreit um den besten konkreten Plan zur Erreichung des Pariser Abkommens treten. Denn für alle muss klar sein, Sorge für einen zukunftsfähigen Planeten zu tragen, sollte unser aller Fokus sein. »Schaut hin« heißt das Leitwort des diesjährigen Ökumenischen Kirchentages. Und genau das ist die Aufgabe der Stunde: Als junge Generation, als Katholische Landjugendbewegung Deutschlands kommen wir dem Auftrag nach und werden nicht leise, bis wir gemeinsam ambitionierte Klimapolitik betreiben. Denn wir geben uns nicht mit weniger zufrieden als mit einer gesicherten Zukunft.

---

# Gespräche

## **Zeit für Dialoge Das Veranstaltungsformat »Im Gespräch mit ...«**

Thomas Bastar, freier Journalist, Hamburg

Die Gesprächsreihe mit führenden Persönlichkeiten aus Kirche, Ökumene und des 3. Ökumenischen Kirchentages selbst bot für das Publikum acht Chancen, bekannte Persönlichkeiten in »Nahaufnahme« kennenzulernen. Bei früheren Kirchen- und Katholikentagen kamen prominente Sprecher\*innen in Hauptvorträgen zu Wort, jetzt waren die eingeladenen Gäste live aus dem Messezentrum in Frankfurt, die meisten aber von zu Hause und zum Teil aus weit entfernten Orten von Beginn an für Online-Dialoge zugeschaltet. Die Moderator\*innen – am Vormittag Gudrun Lux, am Nachmittag Dr. Uta Andrée und Nicolas Richter – befanden sich im Frankfurter WebCast Studio der Deutschen Bahn, die Anwalt\*innen des Publikums waren aus der Geschäftsstelle des 3. Ökumenischen Kirchentages in Frankfurt zugeschaltet. Bei allen Gesprächen waren zudem Gebärdendolmetscherinnen eingebildet, die von ihrem jeweiligen Standort aus übersetzten.

Beim Livestream der acht Gespräche wurden je 700 bis 2.500 Online-Teilnehmende gezählt. Die Zuschauer\*innen konnten über das Programm Mentimeter ihre Fragen einreichen und die Anwalt\*innen des Publikums stellten sie den eingeladenen Gästen. Das Interesse an Partizipation war dabei sehr unterschiedlich und reichte von einigen wenigen bis zu mehreren Dutzend Fragen. Ein Schwerpunkt des neuen Dialogformats lag auf der internationalen Ökumene. Hier konnten gleich drei Gesprächspartner\*innen aus Kenia, den USA und Italien gewonnen werden, die Gespräche fanden teilweise auf Englisch statt und wurden in einem zweiten Stream simultan ins Deutsche übersetzt.

Dr. Agnes Abuom, Vorsitzende des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf/Schweiz und erste Frau und Afrikanerin, die den Weltkirchenrat leitet, war live aus Nairobi zugeschaltet und wurde von Oberkirchenrätin Dr. Uta Andrée aus Kiel interviewt. Eine Herausforderung für die Kirchen sieht die Vorsitzende in der Umweltkrise: »Die Schöpfung der Welt ist bedroht, dazu ist Zusammenarbeit nötig. Wir haben die Welt skrupellos ausgenutzt, damit hängt der Klimawandel zusammen, aber auch der Waffenhandel und die Militarisierung der Gesellschaften.« Dagegen sei es wichtig, junge Frauen und Männer aus den verschiedenen religiösen Gemeinschaften zusammenzubringen. Ein anderes Thema, das den Ökumenischen Rat der Kirchen schon lange beschäftigt, ist der Kampf gegen Rassismus. »Wir können Rassismus nicht auf



einmal, sondern nur in kleinen Schritten überwinden«, sagte Aboum. Dazu gehöre auch, den Rassist\*innen zuzuhören und sie dazu zu bringen, »dass sie uns zuhören«. »Gibt es dabei Grenzen des Diskurses?«, fragte die Moderatorin. »Wir sollten niemanden disqualifizieren«, so Aboum, »die Leute disqualifizieren sich selber.«

Auch Prof. Azza Karam, die Generalsekretärin von Religions for Peace, war von einem anderen Kontinent live zugeschaltet, nämlich aus New York/USA. Religions for Peace, gegründet 1970, ist heute die weltweit größte interreligiöse Organisation, die sich für den Dialog zwischen den Religionen und für internationale Friedenspolitik engagiert. »Wir sind eine Art Vereinte Nationen der Religionen«, erklärte die Muslima Azza Karam. »Alle sind dort vertreten, die kleinen und die großen Religionen.« In ihren sehr abgewogenen Äußerungen war zu spüren, wie sie stets darauf bedacht ist, allen Seiten gerecht zu werden. Zu dem Konflikt in Israel und Palästina – wenige Tage vor dem 3. Ökumenischen Kirchentag hatten Raketenangriffe der Hamas auf Israel und die israelische Bombardierung des Gaza-Streifens begonnen – sagte sie: »Ich glaube, dass uns jeder Konflikt aufruft, uns zusammenzuschließen. Was wir im Heiligen Land sehen, ist das Ergebnis misslungener Führung. Hier ist die Religion missbraucht worden.« Nötig sei es, dass die religiösen Oberhäupter zusammenkommen und versuchen, Frieden zu stiften. »Wenn eine Gemeinschaft sich bedroht fühlt, dann bedeutet es, dass die ganze Region sich unsicher fühlt. Unsicherheit kann keinen Frieden stiften und keinen Krieg beenden. Wir müssen im Interesse aller Religionen und Seiten denken.« Lässt sich auch der Waffenhandel reduzieren mithilfe von Religionen? Azza Karam ist da verhalten optimistisch: »Die spirituelle Kraft der Veränderung kommt daher, dass alle Glaubensrichtungen zusammenarbeiten und sich für die Gerechtigkeit und Sicherheit aller Menschen einsetzen. Dann gibt es kein Ende mehr für die göttliche Gnade.«

Dr. Cesare Zucconi, Generalsekretär von Sant'Egidio, schaltete sich live aus Rom zu, das Gespräch fand dank seiner hervorragenden Sprachkenntnisse auf Deutsch statt. Vor mehr als 50 Jahren von römischen Schülern gegründet, hatte sich die Gemeinschaft Sant'Egidio zunächst in der Hausaufgabenhilfe für Kinder aus armen Familien in der Peripherie der Stadt engagiert. Da lag die Frage nahe, wie junge Menschen von der Kirche zu erreichen sind. Es sei vor allem wichtig, ins Gespräch zu kommen mit der heutigen jungen Generation, von der sich in Italien rund die Hälfte als nicht gläubig bezeichne, so Zucconi. Während der Corona-Pandemie habe seine Gemeinschaft die Suppenküchen für Obdachlose offen gehalten. Auf den Appell zur Mitarbeit hätten sich viele junge Menschen gemeldet. Viele seien auch heute noch dabei: »Die Erfahrung, bei den Armen zu sein, hat bei ihnen viele neue Fragen aufgetan.« Das habe er selbst als 15-Jähriger auch so erfahren: »Die Armen lehren uns, dass wir alle fragil und schwach sind. Sie erinnern uns daran, dass diese Welt, so wie sie ist, nicht richtig ist.«

Dass der Synodale Weg ein wichtiges Thema im Gespräch mit dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Dr. Georg Bätzing, sein würde, war naheliegend. Der Bischof des katholischen gastgebenden Bistums Limburg sagte, die Missbrauchsstudie habe die Themen vorgegeben, »Macht, Tabuisierungen in der Sexualität, eine männerbündische Kirche« wolle er dabei als Erstes angehen. Kurz vor dem 3. Ökumenischen Kirchentag war das Thema Segnungsgottesdienste für homosexuelle Beziehungen in der katholischen Kirche heftig umstritten. Die römische Glaubenskongregation hatte diese abgelehnt, eine Aktionsgruppe hingegen für den Montag direkt vor dem 3. Ökumenischen Kirchentag in möglichst vielen Kirchen dazu aufgerufen. Die Segnungsgottesdienste der vergangenen Woche lehnte Bischof Bätzing ab, weil er sie »als etwas Provokatives« wahrgenommen habe. In seiner Diözese werde aber derzeit beraten, was Menschen, die nicht kirchlich heiraten können oder wollen, stattdessen angeboten werden könne. Mit einer Form von Segen »würden die Menschen sehen, es bewegt sich etwas in der Kirche«, so der Bischof. Auch die Rolle der Frauen in der katholischen Kirche wurde diskutiert: »Was sagen Sie einer jungen Frau, die sich zur Priesterin berufen fühlt?«, wollten die Anwältinnen des Publikums wissen. »Ich kann niemandem versprechen, dass die Frage der Berufung von Frauen zum Priestertum innerhalb weniger Jahre geklärt werden wird«, so der Bischof. »Wir werden auch mit dem Synodalen Weg nicht in Bälde die Öffnung des sakramentalen Amtes in der Kirche haben.« Er nehme aber wahr, dass junge Leute die Argumente, warum das Amt nur Männern vorbehalten sei, nicht mehr annehmen. »Das ist ja das Dilemma, das ich in die Weltkirche und nach Rom signalisiere.«

Passenderweise folgte im Ablauf der Gespräche auf den Bischof der oberste Sprecher der katholischen Laien, Prof. Dr. Thomas Sternberg, Präsident des 3. Ökumenischen Kirchentages und Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Ziel des Synodalen Weges sei es, so Thomas Sternberg, Vertrauen wiederzugewinnen, das fast ganz zerstört sei – bis in Kerngemeinden hinein. Wenn der Papst in seinem Brief zum Synodalen Weg Evangelisierung annehme, so bedeute das für ihn »eine evangeliumsgemäße Umgestaltung von Kirche und Gesellschaft und von uns selbst«. Es berühre ihn zutiefst, wenn Menschen in seiner Umgebung die Kirche verlassen. »Es tut mir weh, auch dass die Gründerinnen von Maria 2.0 ausgetreten sind«, so Sternberg. »Für mich ist Kirche mehr als ein Verein, Kirche ist für mich Einstimmen in die 2.000-jährige Geschichte des Glaubens. Ohne Kirche wird dieser Glaube in zwei, drei Generationen nicht mehr da sein.«

Kirchenpräsident Dr. Dr. h. c. Volker Jung, der leitende Geistliche der gastgebenden Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, schlug zum Thema Ökumene einen Perspektivenwechsel vor: »Wir sind in vielen Dingen inhaltlich sehr nahe beieinander.« Offen seien noch die Fragen nach gemeinsamer Eucharistie/Abendmahl, das unterschiedliche Kirchenverständnis und das Amtsverständnis. Einheit in Vielfalt, nicht versöhnte Verschiedenheit wünsche er sich, betonte der

hessische Kirchenpräsident. »Vielleicht kommen wir weiter, wenn wir die Perspektiven wechseln: Die evangelische Kirche liebt die Vielfalt. Es tut uns gut zu fragen, was bedeutet uns Einheit? Bei der katholischen Kirche steht die Einheit im Mittelpunkt. Sie könnte mehr nach der Bedeutung der Vielfalt fragen.«

Auch zum Umgang mit homosexuellen Partnerschaften und den Themen der LGBT-Bewegung äußerte sich der oberste Repräsentant der hessischen Kirche. Segnungen und zum Teil auch Trauungen homosexueller Paare sind in fast allen evangelischen Landeskirchen möglich. Das Thema der Transidentität und Transsexualität werde vor allem von jungen Menschen an die Kirchenleitung herangetragen. »Wir sind die einzige Kirche, die bisher mit einer Broschüre Sensibilität dafür zu wecken versucht«, so Jung. Auf die Nachfrage, warum seine Landeskirche das tue, da es bei diesem Thema ja auch viel Gegenwind gebe, antwortete Jung, er habe von betroffenen Menschen schlimme Geschichten gehört: »Wenn wir sehen, dass Menschen ausgeschlossen werden, sind wir vom Evangelium her gefragt, uns diesen Menschen zuzuwenden. Dafür müssen wir eintreten.«

Bettina Limperg, Präsidentin des Bundesgerichtshofes und evangelische Präsidentin des 3. Ökumenischen Kirchentages, wurde von dem Münchner Journalisten Nicolas Richter interviewt. Zum wieder aufflammenden Konflikt zwischen Israel und Palästina, in dessen Gefolge es auch zu antisemitischen Ausschreitungen in Deutschland kam, sagte Bettina Limperg: »Thomas Sternberg und ich haben uns sehr deutlich positioniert: Antisemitische Ausschreitungen in Deutschland sind inakzeptabel. Man kann den israelischen Staat für seine Politik kritisieren, das muss selbstverständlich möglich sein; aber man darf das nicht mit antijüdischen Stereotypen oder gar antisemitischen Haltungen verbinden. Wir haben unsere Geschichte und dürfen da keinen Meter nachgeben. In keiner Weise ist es zu rechtfertigen, wenn solche Ausschreitungen in deutschen Städten und Gemeinden angezettelt werden.« Aus dem Publikum kam dazu die Frage, wie der gesellschaftlichen Polarisierung begegnet werden könne. Dafür, so Bettina Limperg, sei streitbares Gespräch, nicht »Cancel Culture« notwendig. Die Menschen sollten in kultivierter Art und Weise streiten: »Wir müssen miteinander reden. Alles andere führt in diese furchtbare Sprachlosigkeit, die dann in Auseinandersetzungen mündet, die mit anderen Mitteln als der Sprache ausgetragen werden.«

Das letzte Gespräch war ein Doppelinterview mit Landesbischof Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, dem Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), zusammen mit Mattea Weihe, der Pressesprecherin und kulturellen Mediatorin des Vereins Sea-Watch aus Berlin, dessen Seenotrettungsschiff »Sea-Watch 4« von der evangelischen Kirche mitfinanziert wird. Heinrich Bedford-Strohm erinnerte daran, dass eine Petition beim Dortmunder Kirchentag 2019 den Impuls dazu gegeben habe. Mittlerweile würden 800 Organisationen weit über Deutschland hinaus das Bündnis unterstützen, das Träger der Rettungsinitiative ist. Mattea Weihe beantwortete die Frage, ob es nicht

besser sei, die Fluchtursachen zu bekämpfen: »Menschen suchen Schutz, wir betreiben praktische Nothilfe vor Ort.« Ihre Organisation fordere politisch Bewegungsfreiheit für alle Menschen. »Denn rassistische europäische Migrationspolitik führt dazu, dass die Menschen überhaupt erst in die Boote steigen müssen.« Stattdessen sollten sie legal nach Europa reisen dürfen. Bischof Bedford-Strom ergänzte: »Konsequente Klimapolitik ist die beste Flüchtlingspolitik der Zukunft.« Denn die, die am wenigsten zum Klimawandel beitragen, etwa Menschen in Afrika, seien die ersten Opfer. Und was sagt er zur Forderung der Bewegungsfreiheit für alle Menschen? »Als Utopie teile ich das. Aber ich weiß auch, dass es viele Schritte dahin geben muss.« Eine Welt, in der Menschen solidarisch miteinander umgehen, und Menschen, die in einem Teil der Welt nicht mehr leben können, woanders aufgenommen werden, sei auch sein Ziel. Es brauche dafür aber Ordnung in einem guten Sinne. Mattea Weihe schlug vor, in zwei Jahren beim nächsten Kirchentag weiter zu überlegen, was noch mehr für die Menschenrechte getan werden könne. »Auf jeden Fall«, betonte der Landesbischof und fügte hinzu: »vor allem, weil der Kirchentag in Nürnberg, also in unserem Bayern, sein wird.«

Insgesamt war das neue Format »Im Gespräch mit ...« ein Gewinn für das Programm des 3. Ökumenischen Kirchentages. Es erlaubte kurzweilige Dialoge und brachte die Protagonistinnen und Protagonisten dem Publikum auch menschlich nahe. Zudem war trotz der nur knapp einstündigen Dauer der einzelnen Gespräche genügend Zeit für Antworten auf Publikumsfragen vorgesehen. Eine besondere Chance dieses Online-Formats war, dass auch Gäste aus Italien und Amerika, die ansonsten möglicherweise nicht eigens nach Deutschland angereist wären, zu Wort kommen konnten. Dieses Format würde bei folgenden Kirchen- und Katholikentagen sicher auch in Präsenz funktionieren, aber vielleicht ist das Online-Format auch eine gute Ergänzung des Programms. Aufgrund der besonderen Lage in der Corona-Pandemie entwickelt, könnte es dauerhaft eine Bereicherung des Programmangebots werden.

---

---

# BIBELARBEITEN

---

# Jüdisch-christlich-muslimische Bibelarbeit

## Wie sind deine Augen geöffnet worden | Johannes 9,1–12a

Die Veranstaltung wurde im Vorfeld des 3. Ökumenischen Kirchentages aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Prof. Dr. Anja Middelbeck-Varwick, Religionstheologin, Frankfurt am Main

Rabeya Müller, Imamin, Köln

Natalia Verzhbovska, Rabbinerin, Köln

Middelbeck-Varwick: Als Katholikin, als Jüdin, als Muslima möchten wir uns heute mit einem Text aus dem Johannesevangelium beschäftigen, mit einem Text, der gar nicht so ohne Weiteres verständlich ist, sondern in vielerlei Hinsicht möglicherweise sogar befremdlich wirkt.

Verzhbovska: In der jüdischen Bibel finden wir viele Geschichten, die etwas mit Heilung zu tun haben. Ein klassisches Beispiel ist die Heilung von Miriam, als Moses für sie betet und Gott bittet: »Heile sie!« Das ist das kürzeste Gebet in der jüdischen Bibel. Die Heilung in der jüdischen Bibel liegt immer bei dem Ewigen, obwohl natürlich zum Beispiel die Leviten damals auch manche Kenntnisse in der Medizin hatten. Die Frage in dem Text der Bibelarbeit ist für mich, ob die Heilung und Genesung des Menschen auch seine Religiosität, also die Basis für sein religiöses Verständnis, beeinflusst haben. Diese direkte Konnotation zwischen seiner Genesung und seinem Glauben, das ist genau das, was in den jüdischen Traditionen nicht steht.

Müller: Der Koran bezieht sich, wenn er von Wundern spricht – und es gibt eine Reihe von Wundererzählungen im Koran – in erster Linie tatsächlich auf die Tora und die Evangelien. Aber für Musliminnen und Muslime, und auch grundsätzlich in der islamischen Theologie, gilt der Koran selbst als ein Wunder: seine Form der Offenbarung und das, was er beinhaltet. Mir ist gleich der Gedanke gekommen, weil es in diesem Beispiel aus dem Neuen Testament um das Augenöffnen geht, dass auch eine Schrift einem die Augen öffnen kann. Deswegen lag der Fokus, als ich diesen biblischen Text gelesen habe, wesentlich stärker auf dieser Vorstellung, die Augen zu öffnen oder die Augen geöffnet zu bekommen.

Middelbeck-Varwick: Ich glaube, das liegt gar nicht so weit weg von dem, was diese Erzählung an der Stelle macht. Natürlich wird mit diesem Zeichen der Heilung auf das Zeichen verwiesen, was Jesus selbst ist. Ich habe mich gefragt: Inwiefern geht es eigentlich um den Blinden bei der ganzen Geschichte? Oder geht es

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

nicht – wie bei Johannes so oft – vielmehr darum, was Jesus selbst für eine Rolle spielt? Wird nicht die ganze Zeit auch darüber geredet, was über ihn als Mensch mit dieser Erzählung ausgesagt werden soll von Gott, der Zeichen tut, der sich selbst als das Licht der Welt bezeichnet? Am Anfang des Textes heißt es einfach: Er sah den Blinden dort sitzen, und dann heilt Jesus ihn ja schon. Er wird einfach von Jesus gesehen, und Jesus handelt gleich und tut etwas und fordert ihn aber auch auf, etwas zu tun. Zudem steigt der Text damit ein, dass die Leute, also die Jünger gleich fragen, was seine Schuld oder was die Schuld der Eltern sei. Jesus trifft hier gleich eine klare Aussage, indem er sagt, dass die Blindheit nicht auf Sünde oder auf Schuld zurückzuführen sei. Das wird von ihm zurückgewiesen und damit weist er vielleicht auch eine Position seiner Zeit zurück. Ob es beispielsweise einen Tun-Ergehen-Zusammenhang gibt zwischen dem, was einem Menschen widerfährt, und ob das eine Vorstellung einer Strafe Gottes impliziert.

Müller: Das sind eigentlich zwei Ebenen. Eine Ebene, die mir ganz drastisch auffällt, ist – ich denke, die haben wir alle, wenn wir uns mit Schriftenauslegung beschäftigen –, ob man die Schrift wortwörtlich nimmt oder ob das eine Metapher ist, die uns da nähergebracht werden soll. Das andere ist für mich auch die Schuldfrage. Ich finde sie interessant, weil sie oft gestellt wird, wenn irgendwo eine Krankheit in einer Familie oder unter Freunden auftaucht. Wer hat das verursacht? Warum ist das so und wer soll damit gestraft werden? Eine dritte Dimension, die sich mir zusätzlich auftut, bezieht sich tatsächlich auf die Figur Jesu. Jesus spielt im Koran eine sehr entscheidende Rolle. Er ist einer der größten Propheten, hat aber nicht die gleiche Bedeutung wie im Christentum – aber eine sehr große.

Verzhbovska: Ich hatte Schwierigkeiten mit diesem Text, weil ich zuerst keine hermeneutischen Prinzipien nutzen konnte für die Auslegung, denn er gehört nicht zur jüdischen Bibel. Aber andererseits war es für mich auch interessant, diesen Text zu lesen. Dieser blinde Mann trifft viele Gruppen von Menschen und dieses Wunder der Heilung hat irgendwie eine Dissonanz in die Gesellschaft gebracht. Mit diesen Gedanken habe ich mich lange beschäftigt: Warum hat eigentlich eine Heilung oder ein Wunder eine so große Störung zwischen die Gruppen gebracht? Warum ist es nicht einfach, ein Wunder zu akzeptieren? Eigentlich sollte die Genesung eines Menschen, der von Geburt an nichts gesehen hat und plötzlich sieht, doch zu einem großen Fest werden. Stattdessen sehen wir diese Geschichte der Spannung.

Die Rabbiner im Talmud sagen deutlich, dass ein Wunder nicht als Beweis genommen werden kann, um zum Beispiel eine Entscheidung zu treffen. Sie sagen, das Wunder sei etwas Außergewöhnliches, obwohl Gott durch dieses seine Präsenz in der Welt zeigt. Es sei wie ein Geschenk für die Menschen, um zu verstehen: Gott ist da, Gott ist nah, und es gibt nichts für ihn, das er nicht machen kann. Aber andererseits mahnten die Rabbiner zu Vorsicht. Denn wenn nur auf Wunder geschaut und gewartet wird, dann könnte das zu einer Passivität im Leben führen. Die jüdische Tradition und das Judentum als Religion stehen dafür, dass die Menschen mit der Erfüllung der Gebote und dem Bewah-



ren der Gesetze aktive Positionen im Leben einnehmen. Also einerseits kann der Glaube an Gott und das Vertrauen in Gott nicht von der Akzeptanz seiner Wunder, die er uns zeigt, getrennt sein. Andererseits ist es wichtig für uns als Menschen zu verstehen, dass diese Präsenz Gottes auch in anderer Form in unserem Leben erscheinen kann.

Müller: Wie ist das mit diesen Wundervorstellungen denn im Christentum?

Middelbeck-Varwick: Um eine wirkliche Wundererzählung geht es an der Stelle gar nicht. Dass Jesus jemanden heilt, dass Lahme gehen, Blinde sehen, das kommt ja an vielen Stellen in den Evangelien vor. Mir scheint das hier an der Stelle fast sekundär zu dem zu sein, was eigentlich erzählt werden soll. Ich glaube, ein Schlüssel des Textes liegt in der Aussage, dass an diesem Blinden, an dem, der wieder sehend wird, etwas von dem offenbar werden soll, wie Gott ist und wie Gott sich den Menschen zuwendet und zeigt – hier natürlich über die Offenbarung in Jesus Christus, in der Art und Weise wie Jesus sich diesen Menschen zuwendet. Die Heilung fügt sich ein in die Grunddimension, die auch zusammenklingt mit dem, was Natalia gesagt hat: Gott wendet sich den Menschen zu. Er will für die Menschen da sein, sie zum Licht führen.

Müller: Ich würde ganz gerne über diese Wundervorstellungen hinausgehen. Ich habe am Anfang schon gesagt, dass ich denke, dass die Möglichkeit, die Augen geöffnet zu bekommen oder sich die Augen öffnen zu lassen, auch etwas damit zu tun hat, dass man erhellt wird, dass man über seinen Horizont blicken kann. Und das ist eigentlich die islamische Pointe, die hinzukommt. Der Koran geht sehr häufig darauf ein, dass es wichtig sei, über Dinge nachzudenken, seinen Verstand zu benutzen und Erkenntnisse zu gewinnen. Diese Erkenntnisse sind nicht gebunden an Raum und Zeit. Das bedeutet, dass diese Erkenntnisse in allen Jahrhunderten von ganz vielen Menschen ganz neu gewonnen wurden. Im Grunde genommen sind wir angehalten, sie auch wieder zu gewinnen. Das heißt, dass wir bereit sein müssen, uns die Augen öffnen zu lassen. Man kann natürlich im Hinterkopf immer wieder die bisherigen Auslegungsmöglichkeiten haben. Aber ich glaube, dass man diese Texte auch auf sich wirken und in sich eindringen lassen kann, damit man einen Erkenntnisgewinn hat. Ich glaube – und das ist meine Vorstellung und auch meine Hoffnung –, dass diese Erkenntnis über Religionen hinweg auch oft gleich sein kann. Denn wenn sie etwas mit Menschlichkeit zu tun hat, mit der Beziehung zwischen Gott und Mensch und den zwischenmenschlichen Beziehungen, ist sie nichts, was in irgendeiner Weise einer Religion und ihrer Hermeneutik oder Tradition vorbehalten wäre. Wir leben in einem Zeitalter, wo wir erkennen müssen, dass viele Probleme einfach nur gemeinschaftlich bewältigt werden können. Daraus können oder sollten wir erkennen, wie wir das gemeinsam tun können. Und dafür sind solche Bibelarbeiten sehr erhellend.

Middelbeck-Varwick: Ich bin hängen geblieben an der Schlussfrage des Textes »Wo ist er?«<sup>2</sup> und dann noch mal im Text zurückgegangen. Jesus sagt: »Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.«<sup>3</sup> Dann ist er aber nicht mehr da.

<sup>2</sup> Johannes 9,12a

Aber der Mann kann sehen. Der Mann kann bezeugen, kann selbsterkennend werden und vielleicht auch zum Licht für andere werden. Denn er hat sich nicht selbst geheilt, sondern jemand anderer musste sich ihm zuwenden. Ich glaube, das ist vielleicht auch etwas für das interreligiöse Gespräch, ohne die Christologie oder die Aussagen über Jesus jetzt herausstreichen zu wollen. Ich möchte das Handeln am Anderen noch mal stark machen und das Füreinander- und Aufeinander-Angewiesensein. Ich glaube, dieses Licht des Füreinander-Seins, um miteinander diese Welt etwas heller zu machen, ist interreligiös durchaus anschlussfähig.

<sup>3</sup> Johannes 9,5

---

## Bibelarbeit für Kinder

### **Wie sind deine Augen geöffnet worden | Johannes 9,1–12a**

Die Veranstaltung wurde im Vorfeld des 3. Ökumenischen Kirchentages aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Elke Büdenbender, Verwaltungsrichterin, Berlin

Liebe Kinder, ich freue mich sehr darüber, dass ich heute mit euch über einen Text aus dem Johannesevangelium sprechen darf – und zwar über Johannes, Kapitel 9, die Verse 1–12. Ich will euch ganz offen sagen, dass ich mir vor diesem Treffen mit euch den Text noch nie selbst so ganz genau angeschaut habe. Sicher werde ich ihn in der Kirche einmal gehört haben und der Pastor hat dazu gepredigt. Aber auch ich musste jetzt noch einmal genau lesen und mir überlegen, was der Text wohl bedeutet. Die Geschichte, die wir jetzt zunächst hören, handelt von einer Heilung, einer Blindenheilung.

Liebe Kinder, als ich den Text gelesen habe, habe ich gedacht: Wie komisch fängt diese Geschichte denn an? Ich habe die Frage der Jünger nicht verstanden, was der Blinde oder seine Eltern falsch gemacht hätten und wofür er durch die Blindheit gestraft worden sei. Was kann denn das Kind, was können die Eltern dafür, dass es blind geboren wurde? Und ich habe bei mir gedacht, was hilft es einem Menschen, der blind ist, wenn irgendjemand danach fragt, ob er oder seine Eltern schuld daran sind?

Versuchen wir uns einen Moment vorzustellen, wir könnten nicht sehen. Wir können uns in einen Menschen, der blind ist, sicher nicht hineinversetzen, aber wir könnten für einen Augenblick die Augen schließen und »sehen«, was wir alles nicht sehen. Machen wir die Augen einmal zu.

Wir sehen nicht unsere Eltern, unser Zimmer, in dem wir sitzen, unsere Freundinnen und Freunde. Wir würden vielleicht ganz besonders unsere Ohren spitzen oder unsere Hände und Finger nutzen, um etwas zu »erkennen«, zu »erfassen«. Ich denke, vielleicht ist die Erfahrung interessant, aber doch wohl eher erschreckend. Die Vorstellung, für immer nicht mehr sehen zu können, davor haben die meisten Menschen Angst, auch ich. Wenn ein Mensch so geboren ist oder aufgrund einer Krankheit oder eines Unfalls blind wird, dann möchte er doch nicht als Erstes gefragt werden, ob er schuld ist an diesem Zustand. Ich würde es als gemein und herzlos empfinden, so gefragt zu werden. Und ich bin sehr erleichtert, dass Jesus das genauso sieht, denn er antwortet:

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

»Warum fragt ihr nach Strafe, es ist ganz anders. An dem Mann zeige ich, Gott tut Gutes.«

Aber was bedeutet das hier? Der Mann wurde mit einem Gebrechen geboren. Manche mögen nun sagen: Ja, aber das ist doch auch Gottes Werk. Gott hat diesen Menschen doch so geschaffen. Es ist doch nicht gerecht, dass der Mann von Geburt an nichts sehen konnte. Wenn er sehend geboren worden wäre, hätte Jesus ihn nicht heilen müssen.

Ich finde: Ja, so kann man denken, das kann ich nachvollziehen. Es gibt hier im Johannesevangelium keine andere Erklärung dafür, warum der Mensch blind geboren wurde, als die, dass Jesus sagt, an dem Mann zeige ich, Gott tut Gutes. Wisst ihr, ich glaube, Gott hat einen großen Plan. Er wollte und will uns Menschen zeigen, dass wir alle unterschiedlich und dennoch alle seine Geschöpfe sind. Und nur weil jemand anders ist, in diesem Fall blind, heißt das natürlich nicht, dass er ein schlechter oder schwacher Mensch ist oder gar Schuld an seinem Zustand hat. Diese Frage stellt sich hier nicht. Niemand darf den oder die andere deswegen höherstellen oder den Wert eines anderen Menschen wegen einer Unterschiedlichkeit herabsetzen. Das gilt ganz besonders, wenn ein Mensch an einem Gebrechen leidet, das ihn von anderen unterscheidet. Hier geht es vor allem, so meine ich, um unseren Umgang mit Menschen, die behindert sind oder an einer Krankheit leiden.

Wir können aber auch noch weitergehen und sagen: Auch Menschen, die anders aussehen als wir selbst – die dicker, dünner, größer, kleiner sind oder eine andere Hautfarbe haben –, sind dennoch Menschen wie du und ich.

Die Frage, warum ein Mensch mit einer Behinderung oder Krankheit geboren ist, wird in der Bibelstelle nicht beantwortet. Das können wir also nicht klären oder erklären. Aber, und das scheint mir fast das Wichtigste an der Geschichte zu sein, es sind wir, die trotz aller Nichterklärbarkeit eine Aufgabe bekommen, denn: Auf jede und jeden Einzelnen von uns kommt es an.

Dabei ist gar nicht wichtig, was zu der Erblindung führte, ob irgendjemand an einer Krankheit oder Behinderung selbst schuld ist oder ob ein anderer diese verursacht hat. Wir sollen nicht die Frage stellen: Was hat jemand vermasselt? Was hat er falsch gemacht? Was hat ein anderer ihr oder ihm angetan?

Denn in der Antwort Jesu »Wir haben eine Aufgabe von Gott: Wir zeigen die guten Werke von Gott. Ich bringe das Licht zu den Menschen« und »Kein Mensch soll im Dunklen leben«, in diesen Antworten liegt eine große Aufgabe für uns. Die Fragen, die wir uns stellen sollen, lauten: Was ist jetzt meine Aufgabe? Wie kann ich helfen? Es sind nämlich wir Menschen, die aufgefordert sind, zu helfen und unsere Fähigkeiten zu nutzen, um mit unseren Mitmenschen Gemeinschaft zu üben, Solidarität zu üben und, wenn es geht, zu heilen – und wenn Heilung nicht geht, trotzdem da zu sein für den oder die andere. Beispielsweise für eine Mitschülerin oder einen Mitschüler.

Ganz konkret hieße das: ihn oder sie in ein Spiel miteinbeziehen, ihm oder ihr auch helfen, sie oder ihn an die Hand nehmen, und dann – auch wenn es nicht darauf ankommt, ob ich etwas zurückbekomme – werde ich ganz oft selbst beschenkt und bereichert. Ein blinder Freund hört viel mehr, als ich vielleicht

höre, fühlt genauer, wie beispielsweise eine Skulptur »ausieht«, indem er sie anfasst und mit den Fingern beschreibt. Ich wiederum kann sehen und es für sie oder ihn in Worte fassen. So ergänzen wir uns und werden gemeinsam zu einem größeren Ganzen. Gemeinsam ist man immer stärker! Das tröstet auch mich selbst, und nicht nur den Freund, der an einer Behinderung oder Krankheit leidet. Und es macht mir Mut, nach vorne zu schauen, wenn ich sehe, dass meine Freunde, meine Familie und alle anderen für mich da sind.

Und wenn wir weiterdenken: Ihr alle kennt sicher Kinder in eurer Klasse oder in einer anderen Klasse an eurer Schule, die gehänselt werden, weil einige Kinder sie für blöd halten oder meinen, sie sähen nicht cool genug aus. Ihr alle wisst wahrscheinlich, dass das falsch ist und dass das gehänselte Kind darunter sehr leidet. Und trotzdem traut man sich oft nicht wirklich, sich dem entgegenzustellen und das andere Kind zu verteidigen, weil die, die ärgern, oft in der Überzahl sind. Das ist aber dann unsere Aufgabe, und wir suchen uns Mitstreiter\*innen, die uns dabei helfen.

Liebe Kinder, nun heilt Jesus den Blinden, denn er kann heilen, weil er das Licht der Welt ist, er ist Gottes Sohn. Hier zeigt er ganz deutlich, wie Gott durch ihn Gutes tut.

Der blinde Mann tut, wie ihm gesagt worden ist: Nachdem Jesus seine eigene Spucke mit Erde vermischt und ihm auf die Augen gelegt hat, geht der blinde Mann zu einem Teich und wäscht mit dem Wasser seine Augen ab – und dann kann er sehen!

Wenn wir uns die Geschichte genau durch den Kopf gehen lassen, trägt der Mann selbst dazu bei, dass er sehend wird. Er glaubt und vertraut darauf, dass Jesus das Richtige tut, und folgt seinen Anweisungen. Und dann kehrt er zurück. Das heißt, er ging als Blinder, kam zurück und sah.

Ich denke, wir können das auch in einem weiteren Sinn verstehen als eine Geschichte vom Glauben und davon, dass der Blinde der eigentlich Sehende ist. Denn er hat verstanden, was Jesus für die Welt bedeutet. Jesus ist das Licht der Welt, er hat dem Blinden das Licht gebracht. Kein Mensch soll im Dunkeln leben. Und wir sollen auch nicht im Dunkeln leben, sondern im Licht des Erkennens und des Glaubens. Und noch etwas anderes habe ich hier verstanden: So wie Jesus das Licht der Welt ist, können auch wir ein Licht sein. Nämlich dann, wenn wir für andere da sind, wenn wir sie akzeptieren, so wie sie sind. Dann können wir ein Licht in der Welt der anderen sein, auch wenn wir unseren Mitmenschen oder unseren Mitschüler selbst nicht von einer Krankheit oder einer Behinderung heilen können, wir können für ihn oder sie da sein.

Wir können hier erleben, dass wir Menschen trotz aller Unterschiedlichkeit gleich sind. Wenn wir einander vertrauen, schaffen wir alle zusammen eine Gemeinschaft, zum Beispiel eine Klassengemeinschaft, in der wir uns alle respektieren. Ein Miteinander, das Vertrauen schafft.

Wenn wir uns die Geschichte im Johannesevangelium weiter anschauen, was geschieht dann? Der Mensch ist geheilt von seiner Blindheit und kehrt zu den anderen Menschen zurück. Und nun? Freuen sie sich, ihn zu sehen und zu sehen, dass er von seiner Blindheit geheilt ist?

Ich stelle mir die Nachbarn vor, wie sie da zusammenstehen und miteinander reden – vielleicht tratschen sie geradezu. Sie sehen plötzlich den ehemals blinden Mann und fragen sich: Ist er es oder ist er es nicht? Sie reden über den Mann, als ob er nicht dabei wäre. Einige sind ganz misstrauisch. Während die einen sagen, das ist doch der Mann, der blind war, behaupten andere: Nein, das ist er nicht! Sie können es nicht glauben. Und der Mann meldet sich selbst zu Wort und sagt: Doch, ich bin es! Dann gerät er in eine Art Verhör, die Nachbarn fragen ganz kritisch: Wieso kannst du jetzt sehen? Und dann erzählt der Mann seine Geschichte, er erzählt ganz genau, wie Jesus ihn geheilt hat. Nun wollen die Nachbarn Jesus sehen, aber der Mann weiß nicht, wo er ist.

Wären wir auch so misstrauisch? Vielleicht ja, denn es ist eine ganz ungewöhnliche Geschichte, dass jemand, der schon immer blind war, plötzlich sehen kann.

Wenn wir die Geschichte von der Heilung ganz zu Ende lesen, erfahren wir, dass auch noch die Eltern des Mannes gefragt werden, ob er wirklich schon immer blind gewesen sei, und seine Eltern geradezu verängstigt auf Jesus verweisen. Auch sie trauen sich nicht zu glauben. Und dann wird der Blinde wieder gefragt. Je öfter er gefragt wird, umso mehr steht er zu Jesus. Auch wenn er sich nicht erklären kann, wie er geheilt wurde, so lässt er sich seinen Glauben an Jesus nicht mehr nehmen.

Und so ist es auch eine Geschichte von Glauben und Hoffnung. Das finde ich sehr ermutigend. Denn jede und jeder von uns hat doch schon einmal Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit oder Mutlosigkeit erlebt. Aber ich darf darauf vertrauen, dass Gott Gutes tut und ich Menschen an meiner Seite habe, etwa die Eltern, Großeltern, Freunde oder auch eine Lehrerin oder einen Lehrer, die mir wieder Hoffnung geben und mich ermuntern. Das ist doch eine frohe Botschaft.

---

## Dialogbibelarbeit

### **Wie sind deine Augen geöffnet worden | Johannes 9,1–12a**

Die Veranstaltung wurde im Vorfeld des 3. Ökumenischen Kirchentages aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Bischof Dr. Michael Gerber, Fulda  
Bischöfin Prof. Dr. Beate Hofmann, Kassel

Die Bibelarbeit wurde an zwei verschiedenen Orten aufgezeichnet – in der ökumenischen Bahnhofsmision am Bahnhof Kassel-Wilhelmshöhe und in der Neuen Brüderkirche in Kassel. Dort wurden Gespräche mit den Mitarbeitenden und Besucher\*innen der Bahnhofsmision sowie mit Pfarrer Stefan Nadolny und Geflüchteten geführt. Diese Gespräche, die thematisch unterteilenden Sprecheransagen der einzelnen Bibelpassagen sowie die eingespielte Musik der Band Palaver Rhababa sind aufgrund der Textfülle und des spontanen mündlichen Charakters in diesem abgedruckten Text nicht wiedergegeben. Im Folgenden ist der Dialog zwischen Bischof Dr. Michael Gerber und Bischöfin Prof. Dr. Beate Hofmann aufgeführt, der wesentliche Erkenntnisse aus der Beschäftigung mit dem Bibeltext wie auch ihre Eindrücke aus den Gesprächen enthält. Diese Bibelarbeit ist für uns ein Beispiel dafür, wie durch das digitale Format neue Zugänge zum biblischen Text möglich werden und sich in die Weite zivilgesellschaftlicher Räume übertragen lassen. Schaut hin. Diese Bibelarbeit hat hingeschaut und hingehört.

Hofmann: In der Geschichte, mit der wir uns in dieser Bibelarbeit beschäftigen wollen, geht es um Erfahrungen von Sehen und Gesehenwerden oder Nicht-Sehen und Nicht-Gesehenwerden. »Schaut hin«, das ist das Leitwort des 3. Ökumenischen Kirchentages. In der biblischen Geschichte im Johannesevangelium wird erzählt, was passiert, wenn Jesus einen Menschen sieht, und wie das sein Leben und die Menschen um ihn herum verändert. Außerdem ist die Frage »Wer hat Schuld?« eine Frage, die viele Menschen beschäftigt, wenn ihnen selber Not oder ein Unglück widerfährt oder wenn sie das bei anderen Menschen erleben. Wie erlebst du diese Schuldfrage?

Gerber: Ich glaube, dass viele Menschen damit hadern, besonders wenn sie in eine Situation hineingekommen sind, die sie sich wahrlich nicht ausgesucht haben. Warum ist mir das passiert? Hätte es nicht anders laufen können? Aber ich hoffe, es gelingt ihnen immer wieder, Wege zu gehen, nach vorne zu schauen.

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

Was ist jetzt möglich? Und ich habe auch den Eindruck, das ist der Ansatz, auf den Jesus in der Bibelstelle abzielt.

Hofmann: Im Moment erleben wir ja, dass Menschen das Gefühl haben, irgendjemand muss verantwortlich sein für diese Corona-Pandemie, irgendjemand muss schuld sein. Mich hat bei den Erfahrungen, die uns Menschen hier in der Bahnhofsmission erzählt haben, beeindruckt, dass sie diese Schuldfrage zwar stellen, aber dann auch immer wieder wegschieben und sagen, dass das, was sie erlebt haben oder was ihnen widerfahren ist, jedem Menschen passieren könnte. Es geht nicht um Schuld, sondern es geht darum, wie ich damit umgehe.

Gerber: Es ist sicherlich wichtig, dass wir in unserer Gesellschaft immer wieder die Schuldfrage stellen. Das holt uns ja bei vielen Themen ein, ob das in der Gesellschaft ist oder gerade auch in der Kirche. Wir dürfen, glaube ich, dankbar sein, dass wir gesellschaftlich auch entsprechende Mechanismen haben, wo diese Fragen gestellt werden. Aber zugleich müssen wir auch aushalten, dass bei vielen Themen, wie jetzt eben bei Corona, die Situation so komplex ist, dass die einzelnen Gründe, warum etwas jetzt genau an diesem Punkt ist, nicht immer ganz einzuholen sind und die Wirklichkeit viel umfassender ist.

Hofmann: Was bedeutet es, dass jemand Schuld hat? Heißt es, ich bin für den Rest meines Lebens gestraft, oder heißt es, ich übernehme Verantwortung für das, was passiert ist, und ziehe daraus Konsequenzen?

Gerber: Ich halte es für sehr wichtig, Verantwortung zu übernehmen. Das gehört auch zu uns als Person. Ich bin nicht nur Getriebener, sondern ich übernehme auch Verantwortung für das, was ich tue. Trotzdem gehört gerade zur biblischen Botschaft, nicht zuletzt auch zu der Szene, über die wir heute sprechen, der Neuanfang dazu. Es gibt einen Neuanfang. Es gibt eine neue Wirklichkeit und es darf einen neuen Lebensabschnitt geben. Das erfährt der Blinde, und das erfahren hoffentlich auch auf ihre Weise die Menschen, die hier zur Bahnhofsmission kommen.

Hofmann: Für mich ist der spannendste Punkt in diesem Text, dass Jesus eben nicht zurückschaut und fragt, warum ist das passiert, sondern wozu ist es passiert? Was kann aus dieser Situation noch werden? Und das eröffnet völlig neue Möglichkeiten. Was mich an dieser biblischen Geschichte auch fasziniert hat, ist, wie viele Arten des Sehens darin vorkommen, und jede hat ein anderes griechisches Wort. Am Anfang geht es darum, dass Jesus den blinden Menschen sieht, im Sinne von Wahrnehmen. Dann kommt die Situation, dass der Blinde, der eben bisher nicht sehen konnte, sehen kann, im Sinne von: Er sieht Farben, er sieht Bilder, er sieht die Welt um sich herum, er hat Sinneseindrücke. Das ist wieder ein anderes Wort. Dann gibt es die Szene am Ende, wo es um die Nachbarn dieses Menschen geht, der geheilt worden ist. Die sehen immer noch den, der er war, oder nehmen ihn als den wahr, der er vorher als Bettler war. Da steht wieder ein anderes Wort im Griechischen. Das hat mich beschäftigt. Wen nehme ich wahr? Was sehe ich im Sinne meiner Sinneseindrücke? Was sehe ich in Menschen? Wofür halte ich sie? Was fantasiiere ich vielleicht auch in sie hinein?

Gerber: Christsein hat ja auch viel mit einer Schule des Wahrnehmens zu tun. Bei vielen spirituellen Ansätzen geht es auch darum, was nehme ich wahr. Mir ist es



selber sehr wichtig geworden, in Situationen erst einmal nüchtern hinzuschauen. Auch nicht zu schnell zu deuten, sondern zu unterscheiden: Was nehme ich wahr und was ist meine eigene Art der Interpretation? Ich glaube, gerade in unserer heutigen Gesellschaft, in der so unterschiedliche Wahrnehmungen aufeinanderprallen, ist es wichtig, das zu schulen und zu spüren.

Wir haben alle unsere unterschiedliche Art und Weise, wie wir Dinge wahrnehmen. Wo kann das durchaus auch komplementär sein? Also, wo bin ich unterwegs und kann dem oder der anderen so begegnen, dass ich spüre, er oder sie nimmt das ganz anders wahr, und vielleicht hilft mir das, meinen Horizont zu öffnen. Diese Spannung liegt in der Geschichte: Wird der ehemals Blinde nachher anders wahrgenommen oder wer ist hier am Ende eigentlich noch mit Blindheit geschlagen?

Hofmann: Was sehe ich, wenn ich sehe? Mich haben diese unterschiedlichen Weisen des Sehens an eine biblische Geschichte erinnert, in der es auch um das Sehen oder Nicht-Sehen geht. Es ist die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Der Mann liegt niedergeschlagen von den Räubern am Wegesrand und es kommt ein Priester und er sieht und geht vorüber. Es kommt ein Levit und er sieht und geht vorüber. Dann kommt der Samariter und er sieht. Und das, was er sieht, packt ihn, trifft ihn so, dass er gar nicht anders kann, als von seinem Esel herunterzusteigen und sich um den, der da unter die Räuber gefallen ist, zu kümmern. Mich beschäftigen die Situationen, in denen wir fähig sind, so zu sehen, dass wir Not wahrnehmen, dass wir andere Menschen als die wahrnehmen, die sie sind und sein wollen. Und wo sind Situationen, wo wir sozusagen auf Nicht-Hinschauen und Nicht-Hinsehen schalten müssen oder schalten wollen, weil wir uns auch nicht berühren oder betreffen lassen wollen? Die Botschaft des 3. Ökumenischen Kirchentages »schaut hin« heißt für mich, seht nicht nur, was da ist, sondern nehmt es auch wahr. Lasst euch berühren und überprüft auch immer wieder, was ihr wahrnehmt.

Gerber: Mir hilft es immer wieder, das ganz bewusst zu üben. Die Erfahrung heute am Bahnhof war für mich so eine Übung. Normalerweise wäre ich an diesem Bahnhof ausgestiegen und mein Ziel wäre irgendeine Straßenbahn oder was auch immer. Jetzt hatten wir die Begegnungen mit den Menschen in der Bahnhofsmision – Begegnungen mit Menschen, die wir sonst übersehen hätten. Wir durften erleben, was für Geschichten dahinterstecken, und ich merke, dass mich solche Situationen sensibel machen für andere Situationen, in denen ich das nicht so explizit übe, aber dann aufmerksamer bin.

In der Schriftstelle heißt es außerdem, dass Jesus am Schabbat heilt, und das provoziert seine Umgebung, wie auch in anderen Schriftstellen. Warum die Heilung am Schabbat? Ich glaube, dass dahinter noch eine andere Botschaft steckt. Der Schabbat, der siebte Tag ist der Tag, an dem – nach dem Schöpfungshymnus – Gott das Schöpfungswerk vollendet. Wenn Jesus am Schabbat heilt, dann möchte uns die Schrift darauf aufmerksam machen, dass das, was wir sechs Tage lang tun, das, was von uns gefordert ist und wozu wir herausgefordert sind, immer bruchstückhaft bleibt. Bei allem, was wir versuchen, wir spüren unsere Grenzen. Und diese Botschaft, dass Jesus am Schabbat heilt und wir damit das

Handeln Gottes erfahren, entlastet uns. Und es sagt uns auch, wir brauchen es am Ende nicht selber mit all unserer Kraft und Anstrengung rund zu bekommen, sondern da ist ein anderer, der dafür sorgt, dass es rund wird.

So passt es jetzt ganz gut, dass wir miteinander um den Segen bitten, um den Segen, der uns befähigt und ermächtigt, das zu tun, was von uns gefordert ist. Gerade jetzt in dieser Corona-Situation und in vielen anderen Situationen. Wir bitten um den Segen, aber auch darum, erfahren zu dürfen, dass ein Anderer vollendet, wo wir an unsere Grenzen kommen.

Hofmann: Segen heißt, Gott sieht mich, Gott erhebt sein Angesicht auf mich. Um dieses Sehen, Gesehenwerden, Wahrnehmen und Neu-sehen-Lernen ging es in dieser Bibelarbeit. Für dieses Einüben ins Sehen erbitte ich jetzt Gottes Segen auf Ihrem Weg. Gott segne dich und Gott behüte dich, Gott lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Gott erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.

Gerber: Und so segne dich und euch alle der gute und barmherzige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist. Amen.

---

## Bibelarbeit

### **Wie sind deine Augen geöffnet worden | Johannes 9,1–12a**

Die Veranstaltung wurde im Vorfeld des 3. Ökumenischen Kirchentages aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Malu Dreyer, Ministerpräsidentin, Mainz

Wir sehen die Szenen aus Johannes 9,1–12a wie durch eine Kamera. Die Linse fängt zuerst Jesus ein, der mit seinen Jüngern auf dem Weg ist. Als unsere Kamera auf ihn und seine Jünger schwenkt, ist alles ruhig. Nur ein Mann, der von Geburt an blind ist, ist offenbar mit ihnen auf der Straße. Bereits in diesem ersten Satz der Geschichte verrät uns der Erzähler mehr, als man mit bloßem Auge erkennen kann: Denn wie sollte sichtbar sein, dass der Mann, der hier in den Blick kommt, seit Geburt blind ist? Die Jünger setzen das aber wie selbstverständlich voraus. Und sie fragen gleichsam reflexartig: Wer ist daran schuld? Er selber? Die Eltern? Irgendjemand muss es ja sein. Ohne nachzudenken, folgen Jesu Freunde der in der Antike weit verbreiteten Auffassung, dass Leiden eine Strafe für begangene Sünden sei. Das aber weist Jesus entschieden zurück: Blindheit ist keine Folge von Schuld! Überhaupt ist die Schuldfrage hier fehl am Platz. Dem können wir nur aus vollem Herzen zustimmen. Als aufgeklärte Zeitgenossen und Zeitgenossinnen erklären wir Handicaps ganz nüchtern naturwissenschaftlich. Und doch ist das Muster, Schuldige zu suchen und uns eine Sache buchstäblich vom Leibe zu halten, nicht verschwunden. Wer kennt das nicht: Etwas geht schief, und sofort wird gefragt: Wer war es? Will sagen: Ich nicht, mit mir hat das nichts zu tun!

In der Corona-Pandemie erleben wir gerade auf erschreckende Weise, wie verletzend und wie gefährlich ein solches Denken sein kann. Auf der Suche nach Erklärungen für die Pandemie werden Verschwörungsmythen verbreitet, die menschenverachtende Denkt raditionen wiederaufleben lassen: antisemitische Stereotypen ebenso wie die Verachtung von Sinti und Roma. Dabei bleibt es nicht bei Worten und Tweets; ein solches Denken schlägt um in Gewalt.

Jesus dagegen sagt seinen Jüngern klipp und klar: Es gibt keinen Tun-Ergehens-Zusammenhang zwischen Sünde und Behinderung. Die Frage nach dem Schuldigen lenkt überhaupt in die falsche Richtung. Es geht nicht um einen Blick zurück, sondern darum, was man aus einer bestimmten Lage machen kann. In unserer Geschichte will Jesus in der Begegnung mit dem blinden Mann ein Zeichen setzen.

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

In unserer Geschichte, so sagt es Jesus, sollen »die Werke Gottes« an dem Blinden »offenbar werden«. Das ist ein schwieriger Satz. Was sind die »Werke Gottes«? Und was heißt: »an ihm«? Die ersten Leser und Leserinnen des Johannesevangeliums dürften noch verstanden haben, worauf der Verfasser des Evangeliums hinauswill. Denn in dem Wort »Werke« hören sie das »Schöpfungswerk«, von dem Gott sah, dass es sehr gut war.

Gottes gute Schöpfung soll also in diesem blinden Menschen erkennbar werden. Und Jesus fährt fort: »Wir müssen, solange es Tag ist, die Werke dessen vollbringen, der mich gesandt hat; es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann.« Beim ersten Lesen bleibt auch die Botschaft dieses Satzes dunkel. Was will Jesus, was will der Verfasser des Johannesevangeliums hier sagen? Schauen wir genau hin, jedes Wort hat sein eigenes Gewicht. »Wir«, so hebt Jesus an, »wir«, das sind in der erzählten Geschichte er und seine Jünger. Ausdrücklich schließt sich Jesus in die Gemeinschaft ein, denn der Irdische ist nicht Gott. Er ist derjenige, durch den die Menschen Gott erfahren und erkennen können. »Wir«, das sind aber auch diejenigen, für die der Verfasser des Johannesevangeliums schreibt, mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Tod Jesu. Sein Buch richtet sich an eine Gemeinde in Bedrängnis. Er schreibt, wie es im ersten Schluss in Kapitel 20 Vers 31 heißt, »damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes«. Aber auch wir, die wir das Johannesevangelium heute lesen, sind mit diesem »Wir« angesprochen. Auch wir sollen überzeugt werden, dass Jesus der Gesandte Gottes ist, das Licht der Welt, der Weg, die Wahrheit und das Leben für die Menschen.

»Wir müssen die Werke Gottes tun«, sagt Jesus zu seinen Jüngern. Wir müssen sie »vollbringen«. Die Menschen sind beteiligt am Schöpfungswerk Gottes; wir haben Jesus zufolge die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass Gottes Schöpfung gut bleibt, dass sie dem entspricht, wie sie einst geschaffen wurde.

Den Klimawandel zu stoppen, unsere Gesellschaft und die Globalisierung gerecht zu gestalten, Frieden zu schaffen – so können wir die Forderung Jesu für unsere Gegenwart übersetzen. Das sind die großen Aufgaben unserer Zeit, in der Politik wie in unserem tagtäglichen Leben. Das alte Gebot Jesu, zum Mitschöpfer einer guten Schöpfung zu werden – in weltliche Sprache übersetzt: nachhaltig zu leben und zu wirtschaften – ist hochaktuell! »Solange es Tag ist«, sollen wir Menschen die Werke Gottes tun; denn, so fährt Jesus fort, »es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann.«

Ist das die Ankündigung der Apokalypse, des nahen Welteneendes? Nein, Jesus ist nicht verliebt in den Untergang. Ihm geht es um das Leben. Sein Satz verknüpft den Gedanken der kosmischen Schöpfung, die zwischen Tag und Nacht unterschieden hat, mit der menschlichen Erfahrung, dass jedes Leben endlich ist. »Nutze die Zeit, in der du Kraft hast zum Handeln!«, ruft er uns damit zu. Und er versichert den Seinen: »Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.«

Moment mal: In der Erzählung selbst spricht der irdische Jesus zu seinen Jüngern. Er ist als Licht Gottes in der Welt. Aber schon zur Zeit des Johannesevangeliums lebte Jesus doch gar nicht mehr. Ist mit seinem Tod das Licht der

Welt ausgegangen? Ist die Welt in Gottesferne? Nein, so ist die Aussage Jesu bei Johannes definitiv nicht zu verstehen. Jesus ist immer dann in der Welt, wenn die Menschen sich an ihn erinnern und seinem Beispiel folgen. Dann ist Gott sichtbar, dann gewinnt menschliches Leben Sinn.

Durch Christen und Christinnen soll Gott mitten in der Welt wirksam und erkennbar werden. Und der johanneische Jesus verheißt: »Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben.«<sup>2</sup> Was für ein großartiges Versprechen! Haben die Jünger die Botschaft ihres Lehrers verstanden? Wir erfahren es nicht, denn wir sehen schon die nächste Szene.

Jesus spuckt auf den Boden, geht in die Knie, knetet seine Spucke mit dem Sand zusammen zu einem »Teig«. Jetzt wird es magisch, mögen Sie denken, auch wenn das alles für unsere Ohren nicht besonders appetitlich klingt. Doch die Erklärung für dieses Tun dürfte nicht in magischen Kräften Jesu oder in der medizinischen Wirkung des Speichels zu suchen sein, wie wir sie etwa bei der Heilung eines Taubstummten im siebten Kapitel des Markusevangeliums erleben. Johannes bewegt sich vielmehr in der Landschaft der Heiligen Schrift, was die Gemeinde, für die er schreibt, verstanden haben dürfte. Denn dieser Teig erinnert an die Schöpfung Adams aus Lehm. Für die Schriftkundigen enthält das Wort den klaren Hinweis: Gleich setzt Jesus mit diesem Menschen einen neuen Anfang.

Dazu geht er auf den Blinden zu und streicht ihm das Spucke-Sand-Gemisch über die Augen. Dafür muss er ganz nah an ihn herantreten, direkt die schwache Stelle am Körper dieses Menschen berühren. Es ist kein Abstand mehr zwischen ihnen; im Kern erleben wir eine geradezu intime Begegnung zwischen diesen beiden Menschen. Man hält als Leser oder Leserin für einen Moment den Atem an: Weiß der Blinde, wer da auf ihn zukommt? Will er das überhaupt? Es ist ja hier nicht wie bei dem Blinden in Betsaida, den andere Menschen zu Jesus bringen mit der Bitte, ihn zu berühren.<sup>3</sup> Auch nicht wie beim blinden Bettler in Jericho, der Jesus anfleht, sich seiner zu erbarmen.<sup>4</sup> Was Jesus und den Blinden im Johannesevangelium zusammengebracht hat, wissen wir nicht; darauf kommt es Johannes offenkundig gar nicht an. Und wir werden jetzt auch nicht zu Zeugen und Zeuginnen einer magischen Wunderheilung, denn die Geste allein bewirkt noch nichts. Erst muss der junge Mann selbst aktiv werden: »Geh und wasch dich in dem Teich Schiloach!«, sagt Jesus zu ihm. Und der Erzähler fügt erklärend hinzu: »Das heißt übersetzt: der Gesandte.«

»Geh und wasch dich« – das ist wieder eine Aufforderung, die die johanneische Gemeinde aus der Heiligen Schrift kennt: Naaman sollte sich auf Geheiß des Propheten Elischa sieben Mal im Jordan waschen, um seinen Ausschlag los-

<sup>2</sup> Johannes 8,12

<sup>3</sup> Vgl. Markus 8,22–26

<sup>4</sup> Vgl. Markus 10,46–52

zuwerden.<sup>5</sup> Es ist das Wort eines Propheten – und als Prophet wird der Blinde Jesus später zuerst beschreiben. Der Schiloach wird ebenfalls mehrfach im Ersten Testament erwähnt. Als Teil der Wasserversorgung in der Jerusalemer Davidsstadt ist er seit 2004 auch archäologisch belegt. Damals wurde am Ausgang des Hiskia-Tunnels neben der Teichanlage aus osmanischer Zeit, die schon lange den Namen »Schiloach-Teich« trägt, eine weitere Teichanlage aus hasmonäisch-römischer Zeit entdeckt, bei der es sich nach jüngsten Forschungen um den Ort unserer Geschichte handeln kann.<sup>6</sup> Der Evangelist, der sein Buch auf Griechisch schreibt, übersetzt das hebräische »Schiloach« mit »Schaliach«, Gesandter. Er kann das tun, weil im Hebräischen die Konsonanten beider Wörter dieselben sind. Der Schaliach aber ist für ihn niemand anderer als Jesus selbst. Er ist der Gesandte Gottes, der den Durst der Menschen stillt, die an ihn glauben.<sup>7</sup> In Jesus findet der Blinde Heilung.

Doch kehren wir zurück zu der Erzählung. Wortlos befolgt der blinde Mann die Anweisung Jesu. »Er wusch sich und als er zurückkam, konnte er sehen.« Es ist die radikale Wende in seinem Leben – aber kein Wort kommt dem zuvor Blinden über die Lippen. Kein Freudenschrei, kein Lobpreis wird überliefert. Es gibt nur die nüchterne Feststellung des Erzählers, dass der Mann mit nun sehenden Augen in seine gewohnte Umgebung zurückkehrt. Und damit kommen wir auch schon an einen neuen Ort; die Kamera schwenkt gleichsam auf diejenigen, die zu seinem Umfeld gehören. Sie sehen seine Veränderung, sie tuscheln und streiten darüber: »Die Nachbarn und jene, die ihn früher als Bettler gesehen hatten, sagten: Ist das nicht der Mann, der dasaß und bettelte? Einige sagten: Er ist es. Andere sagten: Nein, er sieht ihm nur ähnlich.« Diese Sätze bilden gewiss nicht das Zentrum der Erzählung. Und doch bin ich als Politikerin in der Vorbereitung dieser Bibelarbeit immer wieder über sie gestolpert. Dieser Mann, von dem hier gesprochen wird, war ganz sicher ein Mensch, der auch als körperlich Blinder ganz viele Talente hatte. Vielleicht konnte er ein Instrument spielen. Vielleicht konnte er Vogelstimmen fein unterscheiden. Vielleicht hatte er einen besonderen Geruchssinn. Oder eine mathematische Begabung. Aber für die, die ihn tagtäglich sahen, war er offenbar nur der Bettler. Ein für alle Mal. Abgestempelt und chancenlos. Das reizt zum Widerspruch.

Wer blind ist, nimmt die Welt anders wahr. Er oder sie braucht vielleicht einen Blindenhund oder eine Assistenz. Aber wer blind ist, kann deshalb trotzdem lernen, lesen, eine Ausbildung machen, studieren, beruflich auf eigenen Füßen stehen, eine olympische Goldmedaille gewinnen. Kein Handicap muss und kein Handicap darf mehr dazu führen, ausgeschlossen zu sein! Es ist eine Errungenschaft unserer Zeit, dass Menschen mit einer Behinderung endlich einen rechtlich garantierten Anspruch auf gleichberechtigte Teilhabe haben

<sup>5</sup> Vgl. 2 Könige 5,10

<sup>6</sup> Vgl. Theobald, Michael (2017): Die Bibel. Einheitsübersetzung. Stuttgarter Neues Testament. Kommentierte Studienausgabe, Stuttgart: Katholisches Bibelwerk.

<sup>7</sup> Vgl. Johannes 7,37f.

und auf eine selbstbestimmte Lebensführung. Dass die gleiche Würde aller Menschen sich endlich auch in gleichen Rechten ausdrückt.

Mein Ziel als Politikerin ist eine Gesellschaft ohne Barrieren – ohne Barrieren in den Köpfen, ohne Barrieren in der Verständigung und natürlich ohne Barrieren in der alltäglichen Bewegung. Da sind wir auf gutem Wege, aber bei weitem noch nicht am Ziel. Ich bin wirklich davon überzeugt: Eine inklusive Gesellschaft ist möglich. Dazu muss jedes Land die Menschenrechte, wie sie in der UN-Behindertenrechtskonvention formuliert sind, konsequent umsetzen. Und wir müssen alle zusammen diejenigen unterstützen, die es in besonderer Weise betrifft: die Menschen mit Behinderung selbst, aber auch Eltern, die sich für ein behindertes Kind entscheiden. Ich weiß: Das ist ein sehr sensibler Punkt, an dem wir als Gesellschaft immer wieder zur Unterstützung gefordert sind, gerade weil die Möglichkeiten der vorgeburtlichen Medizin immer größer werden.

In unserer Geschichte erleben wir den zuvor Blinden jetzt als einen starken jungen Mann, der zu den Menschen in seiner Umgebung ganz klar sagt: Ich bin es, ich bin derjenige, den ihr kennt. Und plötzlich wird er zum Gesprächspartner auf Augenhöhe. Seine Nachbarn und Bekannten bedrängen ihn, sie wollen wissen: »Wie sind deine Augen geöffnet worden?« Diese Frage zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Geschichte. Dass Jesus ihm die Augen geöffnet hat, wird allein sechs Mal wiederholt<sup>8</sup>, damit sich das in den Köpfen der Leser und Leserinnen ganz sicher festsetzt. Bemerkenswert ist, dass der vormals Blinde offenbar weiß, dass der Mann, dem er sein Augenlicht verdankt, Jesus heißt. Das wird fast beiläufig erwähnt, dem Namen wird offenbar zu diesem Zeitpunkt keine besondere Bedeutung zugemessen. Die Frage, die die Nachbarn an den jungen Mann richten, enthält aber für diejenigen, die die Heilige Schrift kennen, wieder einen entscheidenden Hinweis. Die johanneische Gemeinde hört im Hintergrund die Verheißung des Heils für Zion aus Jesaja 35,4f.: »Seht, euer Gott! [...] Er selbst kommt und wird euch retten. Dann werden die Augen der Blinden aufgetan und die Ohren der Tauben werden geöffnet.«

In Jesu Handeln erkennen seine Anhänger also die Zeichen der messianischen Zeit. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum die Pharisäer so aufgebracht sind über das, was der junge Mann berichtet. Denn sie bestehen in Kapitel 9 Vers 32 darauf: »Noch nie hat man gehört, dass jemand die Augen eines Blindgeborenen geöffnet hat.« Noch nie – gemäß den Evangelien aber ändert sich das mit Jesus. So soll allen klar werden: Jesus ist der, der kommen soll, denn durch ihn – ich zitiere aus Matthäus 11,5 – können »Blinde wieder [sehen] und Lahme gehen; Aussätzige werden rein und Taube hören; Tote stehen auf«.

Wo aber ist dieser Jesus? Mit dieser Frage der Nachbarn lässt der Ökumenische Kirchentag die Geschichte enden. In der Bibel aber geht die Erzählung noch ein ganzes Stück weiter bis zu ihrem Höhepunkt in Vers 39. »Da sprach Jesus: Um zu richten, bin ich in diese Welt gekommen: damit die nicht Sehenden sehen und die Sehenden blind werden.« Bei diesem Richten geht es nicht um ein

<sup>8</sup> Vgl. Johannes 9, Verse 14, 17, 21, 26, 30, 32

Strafgericht, als das die Worte bis heute oft gelesen werden, sondern um eine Botschaft an die junge christliche Gemeinde: Der johanneische Jesus unterscheidet zwischen denen, die im Auferstandenen Sinn und Ziel ihres Lebens sehen können, und denen, die das nicht können. Aber die Seiten sind nicht ein für alle Mal in Stein gemeißelt. Wer sich berühren lässt von Jesu Botschaft, dem werden immer wieder die Augen geöffnet. Wer sich aber seiner Sache zu sicher ist, der wird blind in seinem Beharren und in seinem Eifer, Recht zu haben. Der christliche Glaube ist ein dynamischer Prozess. Zweifel und Blindheit gehören immer wieder dazu. Am Ende aber steht für Jesus nicht die Drohung der Verdammnis, mit der auch die Kirche über Jahrhunderte Angst verbreitet hat, sondern die Zusage des Lebens. »Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben«<sup>9</sup> – dieser Satz ist ein Schlüsselsatz des ganzen Johannes-Evangeliums.

<sup>9</sup> Johannes 10,10



---

## Bibelarbeit in Leichter Sprache

### **Wie sind deine Augen geöffnet worden | Johannes 9,1–12a**

Die Veranstaltung wurde im Vorfeld des 3. Ökumenischen Kirchentages aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Nils Lorenz, Bewohner der v. Bodelschwingschen Stiftungen  
Bethel, Bielefeld  
Dr. Johanna Will-Armstrong, Pastorin, Bielefeld

Lorenz:

Hallo! Herzlich willkommen zu unserer Bibelarbeit in Einfacher Sprache.

Will-Armstrong:

Schaut hin!

Wir grüßen Sie und euch ganz herzlich aus Bethel in Bielefeld.

Lorenz:

Wir sind Johanna Will-Armstrong und ...

Will-Armstrong:

... Nils Lorenz.

Die Posaunenmission Bethel begleitet uns musikalisch.

Lorenz:

Kennen alle Bethel?

Kannst du Bethel kurz und einfach erklären?

Will-Armstrong:

Das machen wir zusammen.

Bethel heißt auf Deutsch »Haus Gottes«.

Lorenz:

Bethel ist aber nicht nur ein Haus.

Hier werden seit 150 Jahren viele Häuser gebaut.

Will-Armstrong:

Für Menschen mit Behinderungen.

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

Für alte oder kranke Menschen.  
Für Menschen, die Unterstützung brauchen.  
Krankenhäuser, Schulen, Kirchen und vieles mehr.  
Bethel ist ein Stadtteil von Bielefeld.  
Bethel ist Diakonie.  
Diakonie heißt:  
Gott dienen, indem man anderen hilft.

Lorenz:  
Bethel bietet Menschen Begleitung und Unterstützung an.  
Nicht nur in Bielefeld.  
Auch in vielen anderen Städten.

Will-Armstrong:  
»Für Menschen da sein«:  
Dafür stehen wir hier ein.

Lorenz:  
Viele Häuser in Bethel haben einen Namen aus der Bibel.  
Das ist etwas besonders.

Will-Armstrong:  
Kennst du das Haus Siloah?

Lorenz:  
Klar! Gegenüber habe ich mal gewohnt.  
Komm mit ...

Schau hin! Da sind wir: Siloah.

Will-Armstrong:  
Ein Haus Siloah gibt es in Bethel schon lange.  
In diesem Haus lebten damals nur Mädchen.  
Sie hatten Epilepsie und andere Handicaps.  
Sie waren oft unruhig und sehr laut.

Lorenz:  
Das hier ist Haus Siloah heute.  
Hier leben Männer und Frauen mit Autismus und anderen Handicaps.

Will-Armstrong:  
Siloah ist ein Name aus der Bibel.  
So heißt ein Teich in Jerusalem.  
Der Teich bekommt Wasser aus einer Quelle. Trinkwasser.  
Wasser ist lebenswichtig für die Menschen in Jerusalem.

Unser Siloah in Bethel hatte früher auch mit Wasser zu tun.  
Auch hier wurde Wasser wie in einem Teich gesammelt.  
Das war lebenswichtig für die Menschen in Bethel.

Lorenz:

Mit dem Wasser von Siloah sind wir schon ganz dicht an unserer Bibelgeschichte.

Will-Armstrong:

Die Geschichte erzählt von Jesus und einem blinden Mann.  
Jesus schickt ihn zum Teich Siloah.  
Der Mann wäscht sich dort seine Augen.  
Dann kann der Mann sehen.  
Wir lesen euch den Anfang der Bibelgeschichte:

Lorenz:

»Jesus sieht einen Mann.  
Der Mann ist blind – schon immer.  
Die Freunde von Jesus fragen:  
Warum ist der Mann blind?  
Ist das eine Strafe von Gott?«<sup>2</sup>

Will-Armstrong:

Menschen suchen Gründe.  
Warum ist der Mann blind?  
Es muss doch einen Grund haben.  
Auch in Bethel fragen Menschen:  
Warum habe ich ein Handicap?  
Warum bin ich krank?  
Die Menschen in der Bibelgeschichte sagen:  
Wer blind ist, der wird von Gott gestraft.

Lorenz:

Das ist kein guter Grund.  
Ich finde das falsch.  
Ich kenne Menschen in Bethel.  
Sie sagen:  
Mein Handicap, meine Krankheit – das gehört zu mir.  
Ich erinnere mich:  
Das war auch für mich wichtig.  
Es hat klick gemacht.  
Und dann habe ich mein Handicap akzeptiert.  
Meinen Autismus.

<sup>2</sup> Johannes 9,1–2, Übertragung in Leichte Sprache

Will-Armstrong:

Kannst du das erklären?

Wie ist das: Autismus?

Lorenz:

Das ist schwierig.

Ich sage oft:

Kennst du einen Autisten – kennst du einen Autisten.

Autismus ist bei jedem anders.

Ich rede mal von mir:

Ich kann mich gut verrückt machen.

Will-Armstrong:

Ach Nils, das kann ich auch gut – mich verrückt machen.

Aber jetzt denke ich wieder an die Geschichte und den blinden Mann.

Da fällt mir jemand anders ein.

Ich nenne sie Andrea.

Sie ist auch blind.

Sie ertastet mein Gesicht.

So sieht sie Menschen.

So kann sie Menschen begreifen.

Das Handicap ist keine Strafe.

Das sagt Andrea.

Ich bin ganz erleichtert.

Auch Jesus sagt:

Blindsein ist keine Strafe von Gott.

Liest du uns die Bibelgeschichte weiter?

Lorenz:

»Jesus sagt:

Warum fragt ihr nach Strafe?

Es ist ganz anders.

An dem Mann zeige ich:

Gott tut Gutes.

Wir haben eine Aufgabe von Gott:

Wir zeigen die guten Werke von Gott.

Ich bringe Licht zu den Menschen.

Ich bin das Licht der Welt.

Kein Mensch soll im Dunkeln leben.«<sup>3</sup>

Will-Armstrong:

Das finde ich wichtig:

Jesus sagt:

<sup>3</sup> Johannes 9,3–5, Übertragung in Leichte Sprache

Es geht nicht um Strafe.  
Es geht nicht um Fehler, die Menschen gemacht haben.

Lorenz:

Wir haben eine Aufgabe von Gott.  
Jedes Leben hat einen Lebenszweck.  
Jeder hat Anteil am Leben.  
Jeder kann etwas tun.  
Alle bekommen eine Aufgabe.  
Auch der blinde Mann hat jetzt eine Aufgabe.  
Er wird wichtig.  
Für Jesus und für uns.

Will-Armstrong:

Aber der blinde Mann wird nicht angesprochen.  
Jesus redet über ihn.  
Er hat keinen Namen.  
Jesus zeigt etwas an ihm.  
Ich kenne das.  
Ich war im Krankenhaus.  
Der Arzt kommt.  
Er soll mir helfen.  
Aber er redet nicht zu mir.  
Er redet über mich.

Lorenz:

Aber: Der blinde Mann hört doch, was Jesus sagt.  
Es geht um ihn.  
Ich denke: Er spürt auch, dass Jesus ihn ansieht.  
Jesus geht nicht vorbei.  
Er achtet auf ihn.  
Und Jesus sagt:  
Auch der blinde Mann hat eine Aufgabe.  
Er kann etwas.  
Jesus sagt: Ich traue dem Mann etwas zu.  
Ja! Menschen mit Handicap sollen eine Aufgabe haben.  
Ich mache eine Arbeit.  
Die Arbeit kann ich gut.  
Ich mache das besser als andere.  
Ich kann mich sehr gut konzentrieren.  
Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis.  
Das findet auch mein Chef.

Will-Armstrong:

Ich glaube:

Jesus sieht die Möglichkeiten.  
Jesus sieht mehr.  
Jesus sieht weiter.

Hören wir weiter zu:  
»Jesus geht zu dem blinden Mann.  
Jesus macht einen Brei:  
Aus Spucke und Erde.  
Den Brei legt Jesus auf die Augen von dem Mann.  
Dann sagt Jesus dem Mann:  
    Gehe zum Teich Siloah.  
    Und wasche dich im Teich.  
Der blinde Mann geht zum Teich.  
Und wäscht sich.  
Da kann der Mann sehen.«<sup>4</sup>

Lorenz:

Jesus legt dem Mann die feuchte Erde auf die Augen.  
Da überschreitet Jesus eine Grenze.  
Dass mich jemand anfasst:  
Das will ich nicht.  
Jemand tut etwas mit mir.  
Und ich werde nicht gefragt.

Will-Armstrong:

Mir geht es da anders.  
Ich denke an meine Mutter:  
Sie hat mich gestreichelt.  
Sie hat ihre Spucke auf dem Mückenstich verteilt.  
Das hat immer geholfen.  
Sie hat nicht gefragt.  
Sie hat gesehen – da ist etwas passiert.  
Mein Kind weint.  
Ich helfe.  
Ich bin da.  
Ganz nah.

Lorenz:

Trotzdem: Ich finde das schwierig.  
Aber ich gebe zu: Jesus tut dem Mann Gutes.  
Er lässt ihn etwas Gutes spüren.  
Das gibt dem Mann Vertrauen.  
Er kann sich auf den Weg machen.

<sup>4</sup> Johannes 9,6–7, Übertragung in Leichte Sprache

Er wäscht sich die Augen.  
Dann sieht der Mann.  
Jesus schickt den Mann los.  
Er traut ihm zu:  
Der Mann wird den Weg zum Teich finden.

Ich frage mich:  
Welche Motivation hat der blinde Mann?  
Was erwartet er?  
Wie findet er den Weg?  
Woher hat er das Vertrauen dafür?

Will-Armstrong:  
Ich sehe ein Bild.  
Der blinde Mann steht auf.  
Er geht den Weg zum Teich.  
Wie geht er wohl?  
Aber: So ändert sich etwas.  
Er ist beteiligt.  
Er bricht auf.  
Ich merke: Keiner ist zu alt für Veränderung.  
Der Mann ist offen dafür:  
Sein Leben kann sich ändern.  
Dafür strengt er sich an.

Lorenz:  
Jesus hat erst über den Mann gesprochen.  
Aber jetzt ist der Mann selbst dabei.  
Er verändert sich.  
Jesus traut ihm das zu.  
Das leuchtet mir ein:  
Mir traut jemand etwas zu – das macht mich stark.

Will-Armstrong:  
Ich frage mich:  
Was sieht der Mann zuerst?  
Sich selbst im Wasser?  
Oder den Himmel, die Büsche und Blumen?  
Sie spiegeln sich auch im Teich.

Lorenz:  
Ich glaube: Der Mann sieht auf die Menschen.  
Sie haben zugesehen.  
Sie kennen ihn.  
Aber sie verstehen nicht.

Sie erkennen nicht.  
Sie sind jetzt wie blind.

Will-Armstrong:

Wir hören weiter die Bibelgeschichte:  
»Die Nachbarn sehen den blinden Mann.

Einige sagen:

Das ist ja der blinde Mann.

Andere sagen:

Das ist falsch.

Der Mann sieht nur so aus wie der blinde Mann.

Die Nachbarn fragen den Mann:

Wieso kannst du plötzlich sehen?

Der Mann sagt:

Jesus hat einen Brei auf meine Augen gelegt.

Dann hat er gesagt:

Wasche dich im Teich.

Das habe ich getan.

Jetzt kann ich sehen.

Die Nachbarn fragen den Mann:

Wo ist Jesus?«<sup>5</sup>

Lorenz:

Die Nachbarn sagen keinen Namen.

Der Mann ist der blinde Mann.

Darauf legen sie ihn fest.

Auf dieses Handicap.

Sie verstehen nicht:

Was ist passiert?

Will-Armstrong:

Sie müssen zuhören.

Jetzt kommt der Mann zu Wort.

Er erzählt seine Geschichte.

Er weiß genau:

Das hat Jesus gemacht.

Jesus hat mich losgeschickt.

Ich bin meinen Weg gegangen.

<sup>5</sup> Johannes 9,8–12a, Übertragung in Leichte Sprache



Lorenz:

Ich ahne:

Der Mann hat so viel noch nie geredet.

Und: Die Nachbarn fragen ihn jetzt.

Das ist mir auch wichtig:

Ich erzähle meine Geschichte.

Ich erzähle von meinem Handicap.

Ich arbeite ehrenamtlich für die Öffentlichkeitsarbeit in Bethel.

Da erzähle ich Besuchern gerne meine Geschichte.

Ich will selbst für mich sprechen.

Das sollen nicht andere tun.

Will-Armstrong:

Aber dafür brauchst du auch Mut.

Dafür brauchst du Selbstvertrauen.

Lorenz:

Ja. Dabei hilft mir meine Frau.

Sie traut mir das zu.

Meine Familie.

Meine Freunde.

Dabei hilft mir auch Jesus.

Will-Armstrong:

Die Bibel-Geschichte endet mit der Frage:

Wo ist Jesus?

Lorenz:

Ich verstehe die Frage so:

Wie stehe ich, wie stehst du zu Jesus?

Wie vertraue ich Jesus?

Damit ich meinen Weg gehen kann.

Der Teich Siloah ist frisches, fließendes Wasser.

Das bedeutet: Das Wasser bewegt sich.

Es ist lebendig.

Auch Jesus und der Mann bewegen sich.

In der Bibelgeschichte geht es darum:

Es kommt etwas in Fluss.

Wie Wasser.

Will-Armstrong:

Jesus zeigt uns:

Wir sollen uns nicht gewöhnen.

Unser Leben kann sich verändern.

Wir gehen auf unserem Weg.

Mit unseren Gaben.  
Mit dem, was Jesus uns zutraut.  
Und am Ende sind wir verändert.  
Wie frisch gewaschen.

Lorenz:

Dafür brauchen wir Geduld und Mut.  
So wie der Mann.  
Er ist ein Beispiel:  
Sein Leben ändert sich.  
Jesus hilft.  
Aber: Der Mann hilft sich auch.  
Er hat seine Aufgabe.  
Wir hören noch viel von ihm in der Bibel.  
Er tritt ein für Jesus.  
Er sagt, wer Jesus ist.  
Jesus vertraut ihm.  
Das macht den Mann stark.

Will-Armstrong:

Das ist uns wichtig in Bethel:  
Menschen mit Handicap werden stark.  
Sie trauen sich etwas zu.  
Sie haben eine Aufgabe.

Lorenz:

Das ist unsere Bibelarbeit.  
Wir freuen uns:  
Der Kirchentag traut uns das zu – eine Bibelarbeit.  
Wir feiern jetzt hier in Bethel: Kirchentag.

Will-Armstrong:

Und: Wir freuen uns auf den nächsten Kirchentag.  
Im Jahr 2023.

Lorenz:

In Nürnberg.  
Dann sehen wir uns.

Will-Armstrong:

Jetzt ist aber genug.

Lorenz:

Das Wichtigste fehlt noch!

Will-Armstrong:  
Der Segen!

Lorenz:  
Gott schaut auf dich.  
Gott lässt sein Licht für dich scheinen.  
Gott wird immer bei dir sein.

Will-Armstrong:  
So segne dich der gute Gott,  
Vater, Sohn und Heiliger Geist.  
Amen.

---

## Bible Studies

### **I will establish my covenant with you | Genesis 6:12–22**

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag.<sup>1</sup>

Erzbischof Dr. Panti Filibus Musa, Präsident des Lutherischen Weltbundes, Hannover

I do not know about you, but I remember the story since early childhood in a small village. The church had just been introduced to my community in my early years. Yet I recall my Sunday School teachers who first introduced us to the Bible story of creation, how it was corrupted by evil and then how God decided to respond with a flood. But I also recall my grandmother who, during tales in the moonlight, told non-biblical stories of the creation and emergence of evil that share certain similarities with the Bible story.

It has been amazing for me to realise as a President of the Lutheran World Federation (LWF) that – wherever you go, regardless of the region you are, Africa, Asia, Latin America, Europe, North America – you will always hear that women were the key persons, telling these stories first, and thereby becoming pivotal in the faith journey of most of us.

In the years when I was growing up, women were everywhere in the church. But not in the ordained ministry. It was unthinkable at that time that a woman would be ordained as a pastor. Today, I rejoice at the fact that we have moved past this situation. It is still not a given, we still face challenges and questions. But they do not deter us from our conviction that there is no valid theological reason to continue excluding women from the ordained ministry. In Christ we are equals, and because we are equals, we are equally eligible to live out our vocation to serve the people of God in the ministry of Word and Sacrament.

But back to my childhood: I remember how I »saw« in very tangible ways what my Sunday school teacher was reading for us. The Ark and how it was built, like a house on the top of a big boat. The pairs of animals walking into the Ark – sometimes I wondered where they would all fit. The old Noah with his wife and their children. I suffered and felt anxious when hearing about the flood, with waters mounting and mounting, destroying everything. I sensed how dramatic the situation was, the tipping point at which the world was once altogether, where all could have been wiped out and destroyed. I got a sense, already then, that life is not self-evident, that there is a threat to life. And I heard, already

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

in my early childhood, that the biggest threat to life, according to this story, is us, humankind. The flood was a consequence of the corruption of humankind.

And so, I read this biblical story to this very day – as a story whose focus is not primarily on a tale about our early days as humankind, but a description of who we have been since time immemorial, how God sees us, the relationships that hold us, and how there is something in us that pushes us to the edge, sometimes even knowingly, putting everything at risk.

The opening of our Bible passage is disturbing. It speaks about the corruption of »the earth«. Most scholars would clearly link this corruption back to Adam's fall, which is narrated only few chapters earlier. With that Fall, the whole meaning of God's creation, which was described as being »good« after each day of creation, has changed. The fine architecture that God put in place for life to blossom and flourish received a fundamental blow. Things were no longer as they were meant to be. The original design was damaged because of original sin.

To me, it is especially important to make the connection which the biblical texts establish very clearly, but which in the history of interpretation of this text often gets lost or side-lined: verse 13 qualifies very explicitly the concept of corruption by connecting it to its visible fruit: violence. God does not refer to corruption as an abstract thing, but God takes an issue with the violence it triggers. We read about God's decision to flood the world because human's corruption has filled the earth with violence – to restore the goodness of creation. This takes us back to the story of Cain and Abel, where, too, the first expression of sinfulness is violence, even against one's own brother.

I believe it is important to hold these two concepts together: corruption, or human sinfulness, and violence. It is human violence that makes God revolt. Many interpretations have gone into why God felt like destroying the earth, thereby trying to fill the concept of »corruption« with some tangible content and examples. It is interesting how much interpreters seemed to know about the life of those early times as they came up with those examples. I want to stick to what the text says: God could not stand the violence that sprung from the corruption of humans.

You are gathering under the theme »take a look« (schaut hin). And this is what God does in our biblical story, as God observes human violence spreading and unfolding. God does not look away. God looks at it. I am very grateful for the theme of the Kirchentag and its timely imperative to take a look. To look at things, even if they are deeply painful, ugly or unpleasant. The alternative would be to look away, to ignore, pretend it does not exist, to silence or to condone.

Pope Francis has been speaking poignantly of the »sin of indifference« during these past years, challenging with what he deplors as something that seems to be spreading and expanding lately, with people, communities and entire societies just looking away, for instance from where violence is taking place. For the sake of peace, »tolerance« or being politically correct, we often look away from violence. But what sort of peace could this be if it tolerates violence in its midst?

Dear friends, violence does not cease to exist by simply stopping or failing to name it; it spreads further. Evil does not disappear by ignoring it; it expands.

Oppression does not end by looking away from it. On the contrary: it is by looking at violence, evil and oppression that we have the chance to at least take it up, address it and maybe also transform it.

Let me bring here as example, the situation in my country Nigeria that is well known to many of you. For over a decade now, we have witnessed unprecedented violence in form of religious insurgency, banditry, criminal activities of »herdsmen«, kidnapping for religious reasons or for ransom and gender-based violence. Many communities are left without homes or even places of worship that are central to their spiritual and communal life.

When religious insurgency started in the northern part of the country, some people in government and public sector seem to have assumed that these atrocities would just die out. But the less action, the more the level of insecurity in the country. On its part, the churches have continued their efforts to respond to the painful situation through diaconal action and advocacy for peace in collaboration with other religious bodies and human rights organisations. The church also responded through public statements, press conferences and sometimes defiance by way of peaceful protests.

Therefore, we in The Lutheran World Federation will continue to name the unspeakable violence that the people of Syria, Yemen, Afghanistan, Myanmar, Mexico and so many other countries are facing these days. We may not have the tools to bring this to an end. Yet, this should not prevent us from naming it, denouncing it and thereby presenting it as wrong and contrary to God's design and consequently calling for an end to corruption and violence.

This also applies to what we have seen unfolding in the Mediterranean during the last years. Credible sources speak of 21,500 human lives that have been lost because of the absence of a regulated framework for migration and for seeking refuge. Until early March this year we deplored the loss of already 236 more human lives as they drowned seeking something, they could call a dignified life, a future, hope. I am grateful for the strong voice that the Evangelical Church in Germany has had during these years, naming this untenable situation and offering practical support to people both on the Mediterranean, as well as in your country Germany.

Nowadays, it is the global inequality in vaccination against COVID-19 which concerns us. 75 percent of the vaccines administered until now have been used in only ten countries in the world. This is an expression of structural corruption and violence that may cost thousands of lives.

But additionally: it will keep the whole world unsafe: because until all are safe, no one is safe. Again: indifference, a lack of solidarity, which eventually becomes suicidal. This is true for COVID, true for climate change, and for so much more. Therefore: look at it, take a look. This is always the point of departure to get things right again. Evil does not disappear by not naming it; it spreads further.

Start from scratch again? God's disappointment and anger about humans' corruption and how it denies and destroys life violently is huge. Like an artist who sees the work of his or her hands not fully reflecting what was in his or her

mind, so does God consider tearing it down. If it does not become what it was meant to be, let it not be at all ...!

But no, it is not the destructive, annihilating impulse that prevails. While speaking of »wiping out«, God takes steps and precautions not to do so. God does not want the annihilation of God's creation. God wants a new beginning. Everything, every animal and creature that God had created is meant to continue to be alive, however in a world »rebooted«, helped to come closer to its initial and final intention: to bring forth life anew.

I see here a beautiful parallel to what we see God doing much later, when God offered his own Son Jesus Christ, God's only Son, so that the world could find life (John 3). Jesus Christ, his death on the cross and his resurrection became the fullest expression of God moving beyond disappointment and frustration over human's corruption and violence, yes, of God breaking the vicious cycle of violence, that never ending spiral of which human beings do not seem to be able to break out. For the sake of life, God moves beyond the wounds inflicted by human violence, wounds God feels in his own flesh on the cross of Golgotha, and remains focused on God's fundamental vocation as a creator. They shall find life ...

We know the continuation of the story with the rainbow at the end of it as a symbol of the new covenant, and God's promise of self-containment, not to wipe away creation but to offer new beginnings for the world and humankind to come closer to its original meaning and vocation, for life to be transformed towards more justice, more peace, towards being reconciled.

The flood, so we learn, apparently did not change humankind much. But it changed God. That is the entry point offered to us every day anew. Christ, the Crucified and Risen, is the sign and seal over this promise.

Take a look ... at what this old story tells us. About our fallen nature and its propensity towards violence. A violence that we do not only inflict to each other, but also to the whole creation. In unprecedented dimensions, therefore pushing us at the edge of catastrophe – then depicted as a flood, today experienced as drought, unusual rainfall, unsettled seasons, rising temperatures and desertification that increases tension as people move to new communities in search for water and fertile farmlands. Many of our ponds are now drying out, something we never imagined would happen in our lifetime.

Violence is haunting us, with the whole creation groaning as it cannot take violence anymore. Take a look: God does not like this at all, because it contradicts so fundamentally all the design of God's creation. Where there is violence, life is threatened. And God's creation is all about bringing forth life! Take a look: God pulls us back. There is no inevitability in corruption and violence, it is not what we are ultimately made for. God offers new beginnings interrupting a spiral of violence which would eventually consume everything.

Take a look: at the sign of the cross, which was put on your forehead at the moment you were baptised, and therefore brought into that journey of ongoing transformation, living deeper into God's call and will, and therefore unfolding the full richness of human life. Do not look away. But take a look!

---

## Dialogbibelarbeit

### **Mit Dir will ich meinen Bund aufrichten | Genesis 6,12–22**

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am  
14. April 2021, Paulskirche, Frankfurt/Main.<sup>1</sup>

Prof. Dr. Christl M. Maier, ev. Theologin, Alttestamentlerin,  
Marburg  
Prof. Dr. Thomas Söding, kath. Theologe, Neutestamentler,  
Bochum

Maier: Bibelarbeiten sind das Herzstück des Kirchentages.

Söding: Bibelarbeiten atmen den Geist des Glaubens, der uns verbindet.

Maier: Zusammen wollen wir eine schwierige Geschichte aus dem ersten Buch der Bibel lesen. Nach uns die Sintflut – diese Parole hört man oft. Wir folgen ihr nicht! Wir machen das Gegenteil. Wir gehen mit unserer Bibelarbeit zurück bis vor die Sintflut.

Söding: Wir wollen mithilfe der Bibel überlegen, warum es überhaupt nötig ist, eine Arche zu bauen, die der Rettung dient. Wir brauchen heute viele dieser Archen. Und wir brauchen die Bibel, um sie bauen zu können.

Maier: Machen wir uns an diese geistige und zugleich geistliche Arbeit des Lesens eines Textes, der gleich zu Beginn mit dem Sehen auf das Leitwort des Kirchentages »schaut hin« Bezug nimmt. Gott schaut genau hin auf die Erde und sieht nichts Gutes. Dabei hatte Gott doch sein Schöpfungswerk in den höchsten Tönen gepriesen: »Siehe, es war sehr gut!«<sup>2</sup>. Und nun, nach nur fünf Kapiteln Erzählung muss Gott feststellen: Die Erde ist verdorben, weil alles Fleisch, alle Menschen und Tiere nicht so lebten, wie Gott es eigentlich für sie vorgesehen hatte. Was in den Schöpfungserzählungen als »gut«, ja als »sehr gut«, beurteilt wird – ein friedliches Zusammenleben von Mensch und Tier, unter menschlicher Führung zwar, aber ohne Blutvergießen und mit nur pflanzlicher Nahrung für alle; eine gleichrangige Partnerschaft von Mann und Frau als Gottes Ebenbilder; ein gutes Leben im Garten voller Fülle, den es zu bebauen und bewahren gilt – das alles wird in kürzester Zeit verdorben. Warum nur? Was ist schiefgelaufen? Die biblische Erzählung versucht eine Antwort, die viele Facetten hat: Weil die Menschen das göttliche Gebot übertreten, um selbst Weisheit zu erlangen und um über Gut und Böse zu entscheiden; weil Adam über Eva herrscht; weil Kain nicht ertragen kann, dass Gott das Opfer seines Bruders

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

<sup>2</sup> Genesis 1,31



annimmt, seines aber nicht und er seinen Bruder Abel kaltblütig erschlägt; weil Lamech nur das eigene Wohl als Maßstab anerkennt und schon für eine Bagatelle tötet. Und weil in der Entwicklung der Menschheit, die sich gemäß dem göttlichen Befehl über die Erde ausbreitet, sich ausdifferenziert in verschiedene Berufe, die Städte baut, Musik und Kultur schafft, nach kurzer Zeit erkennbar wird, dass die menschliche Bosheit zunimmt und alles Dichten und Trachten ihres Herzens immer nur böse ist. Gegenüber dieser zutiefst pessimistischen – und in der Hebräischen Bibel singulären – Beurteilung der Menschen hält Genesis 6,12 »alles Fleisch« für verantwortlich: Das Leben von Mensch und Tier ist voller Gewalt – untereinander und gegeneinander. Deshalb weiß sich Gott nicht mehr anders zu helfen, als eine Flut zu schicken, die alle Lebewesen ertrinken lässt – alle außer Noah und seine Familie und ein Paar jeder Tierart.

Die Sintflutgeschichte erzählt allerdings nichts vom Ende der Welt, sondern von einem zweiten Anfang, der nötig ist. Einem »Great Reset« – wie es derzeit in der Pandemiekrise heißt. Sie erzählt von veränderten Bedingungen für Menschen, Tiere und für die ganze Erde, und von einer Wandlung von Gottes Sicht auf die Welt, von Gottes veränderter Haltung zu seiner Schöpfung.

Söding: Und da wird es spannend! Gibt es einen solchen Neuanfang? Ich bin gelernter Neutestamentler. Ich brauche das Alte Testament, ich brauche die Genesis, das erste Buch Mose, ich brauche die Noah- und die Sintflutgeschichte, ich brauche die Arche und den Regenbogen, um die Jesusgeschichte entdecken zu können, die Geschichte der Auferstehung, die Geschichte der jungen Kirche. Ich sehe im Neuen Testament die unbändige Hoffnung darauf, dass alles gut werden kann. Aber ich lese auch im Neuen Testament von der großen Skepsis, ob dies nicht eine einzige Illusion ist. Umso wichtiger ist es, die Hoffnung, die nicht erst im Neuen Testament, sondern auch schon im Alten Testament eingeschrieben ist, genau zu verstehen. Wenn ich mir die Augen von Jesus öffnen lasse, wie er in den Evangelien dargestellt wird, erkenne ich zwei entscheidende Voraussetzungen, wider alle Hoffnungslosigkeit doch zu hoffen. Die eine Voraussetzung: Die Hoffnung ist nicht darin begründet, dass es doch gar nicht so schlimm sei, dass all die Nöte, die Krisen, die Katastrophen, im Grunde nur eingebildet seien. Nein, im Gegenteil: Die Hoffnung sensibilisiert für das, was schlimm ist. Es gilt also, die Augen für das Unheil zu schärfen, das die Welt und uns selbst ätzen und stöhnen lässt. Und die andere Voraussetzung: Es gilt, den Blick auf Gott zu richten, nicht, um die Hände in den Schoß zu legen, sondern um die Weite der Schöpfung zu erkennen, ohne die es keine Erlösung geben kann.

Maier: Was sieht der Schöpfer der Welt, wenn er auf uns und unsere Gegenwart blickt? Global gesehen, wenig Gutes: Viele Landschaften sind verseucht oder zerstört, viele Tierarten von Ausrottung bedroht, Ressourcen werden verschwendet, das Klima ändert sich und sogenannte Naturkatastrophen sind Folgen menschlichen Handelns. Es läuft wieder so einiges nicht, wie es sollte. In unserem Text geht es um eine Perspektive von außen. Um ein schonungsloses Wahrnehmen dessen, was wir Menschen mit unserem Lebensstil und unserer Fähigkeit, die Erde zu beherrschen, angerichtet haben. Es geht um eine nüchterne Bestandsaufnahme dessen, was unser überwiegend noch gutes Leben in

Deutschland für Folgen für den Rest der Welt hat. Die Sintflutgeschichte erzählt ein Menschheitsdrama. Sie bündelt eine kollektive Erfahrung von der Bedrohung der Welt durch die Katastrophe. Ursprünglich stammt die Geschichte aus dem Zweistromland, in dem die jährlichen Fluten von Euphrat und Tigris lebendige Erfahrung waren und – je nach Stärke – Segen oder Fluch bedeuteten. Eine Pointe der biblischen Fassung ist, dass nicht verschiedene Gottheiten um den Erhalt der Menschheit streiten, sondern dass der eine Gott, den Juden und Christen verehren, sich wandelt, dass er umdenkt und rettet und schließlich nach der Flut verspricht, die Erde zu bewahren. Eine weitere Pointe ist: Es sind die Menschen – repräsentiert durch Noahs Familie –, die den göttlichen Plan eines riesigen Kastens aus Holz, Schilf und Pech ausführen, einer Arche, in der ihr Leben und das der Tiere bewahrt werden können. Wir haben diesen Ausschnitt gewählt, weil wir, angeregt vom biblischen Text und ihn weiterdenkend, die Gründe für den Zustand unserer Welt genauer anschauen wollen. Weil wir uns fragen, was eigentlich unser Plan für das Überleben der Menschheit ist. Wissen wir noch, was wir tun?

In der Sintflutgeschichte sind zwei Erzählstränge ineinander verweben. In dem von uns gewählten Ausschnitt steht nichts von Zorn und Strafe, aber etwas über Tat und Folge: Weil die Erde durch die Lebewesen mit Gewalt angefüllt wurde, wird Gott diese Lebewesen mitsamt ihrem Lebensraum verderben. Über Gottes Motivation schweigt der Text an dieser Stelle; er gibt die göttliche Gefühlsregung gar nicht preis. Da ist der ältere Erzählstrang auskunftsfreudiger. Er beschreibt Gott als zutiefst betrübt und in seinem Innersten erschüttert: »Es reute Adonaj, dass er die Menschen gemacht hatte auf Erden, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen«, heißt es in Genesis 6,6. Das hier verwendete Verb *n-ch-m* heißt »etwas bereuen« im emotionalen Sinn und, durchaus wörtlich, im leiblichen Sinn »tief aufseufzen«. Buber/Rosenzweig übersetzen es mit »da leidete IHN« – Gott ist seine Schöpfung leid.<sup>3</sup> Gottes Reue ist ein nüchternes, planendes Umdenken, ein Umsteuern in eine andere Richtung. Gott überdenkt seinen eigenen Entschluss, die Menschen zu schaffen, um den Ackerboden zu bebauen. Man könnte sagen: Der erste Plan ist gescheitert. Gott nimmt mit der Familie Noahs einen zweiten Anlauf. Der jüngere Erzählstrang, zu dem unser Textausschnitt gehört, begründet Gottes Rettungsabsicht mit Noahs Tun. Es heißt dort: »Er war ein gerechter, untadeliger Mann unter seinen Zeitgenossen; er ging mit Gott.«<sup>4</sup> Noahs Leben war nicht losgelöst von Gott wie das Leben Adams, Kains und Lamechs. Was bedeutet das für uns? Können wir darauf hoffen, dass Gott unsere Welt retten wird? Leben wir gerecht und mit Gott? Sind wir gut genug, klug genug und fähig, eine Arche zu bauen, um unser Überleben zu sichern? Wie hoch wird der Preis sein, den wir dafür zahlen müssen? Was müssen wir investieren, in diesen »Great Reset«?

<sup>3</sup> Vgl. Ebach, Jürgen (2001): Noah. Die Geschichte eines Überlebenden. Biblische Gestalten Band 3, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. S. 42.

<sup>4</sup> Genesis 6,9

Söding: Ehrlich gesagt, weiß ich gar nicht, ob dieser Begriff so gut ist. Er kommt ja vom Weltwirtschaftsforum und will die Covid-Krise als Chance für einen Neustart nach einem Herunterfahren des kapitalistischen Wirtschaftssystems nutzen. Ich fürchte nur, dass es einen Resetknopf, wie am Computer, in unserer Welt gar nicht gibt. Es ist klar: Wir brauchen eine globale Strategie der Pandemie-Bekämpfung, die lokal greift. Wir brauchen eine nachhaltige Klimapolitik, die verbindliche Ziele festschreibt und Sanktionen enthält, die auch tatsächlich durchgesetzt werden. Wir brauchen eine globale Gerechtigkeitsdynamik, die aus ganz vielen Einzelinitiativen besteht. Für all das brauchen wir die Expertise der Wissenschaft, die Rationalität einer effektiven Verwaltung, die Entscheidungen einer vorausschauenden Politik. Aber ich fürchte, das wird nicht reichen. Es wird nicht reichen, weil es zu viel Korruption gibt, zu viel nationalen Egoismus, zu viele kurzfristige Ziele, die hoch attraktiv scheinen, aber langfristig verheerende Folgen haben, und zu viele Ursachen aus der Vergangenheit, die weit in die Zukunft ausstrahlen. Und dann frage ich mich: Was kann der Beitrag der Theologie und der Kirchen sein, um die Krise zu bewältigen, um realistisch und optimistisch zu sein und neue Chancen zu eröffnen? An starken Tönen, die das gegenwärtige Elend kritisieren, fehlt es ja nicht. Aber reicht das? Ich lese die Bibel mit der Sintflutgeschichte so, dass sie weder Panik macht noch alarmistisch wirkt, sondern zum Realismus ruft. Sie stellt eine reale Bedrohung vor Augen, die viele nicht wahrhaben wollen. So hat übrigens auch Jesus dem Evangelium zufolge die Geschichte gelesen, im Blick auf seine eigene Zeit und im Blick auf die Zukunft, in der, so die Hoffnung, Gott noch einmal ihn, den Menschensohn, schicken möge: »So wie es in den Tagen des Noah gewesen ist, wird es auch in den Tagen des Menschensohnes sein. Sie aßen, sie tranken, sie heirateten und wurden verheiratet – bis zu dem Tag, da Noah in die Arche ging und die Sintflut kam und alles vernichtete.«<sup>5</sup> Das Problem ist das »Weiter so«. Das Problem ist auch, einfach wieder von vorn beginnen zu wollen. Wichtig ist es aber vielmehr, Lehren aus den Krisen zu ziehen und Frühindikatoren zu etablieren. Menschen mit Sinn für Gott und sein Reich, heißt das, müssten dieses Sensorium haben, weil sie über den Tag hinaussehen und nicht in jeder Katastrophe schon das Ende der Welt erkennen. Die Bibel kennt solche Gestalten: Noah ist eine Gestalt, Rahab und Rut sind zwei andere, Maria Magdalena gehört dazu und in ihren besten Momenten sind auch Petrus und Paulus dabei. Es sind Menschen, die mit Gottes Hilfe Probleme analysieren, aber auch Probleme zu lösen beginnen, und sei es erst nur im Kleinen.

Maier: Die Sintflutgeschichte ist fiktiv, nicht historisch, aber symbolisch mit Blick auf die folgende Geschichte Gottes mit seinem Volk, das sich auf Abraham gründet, der wie Noah ein gerechter und Gott gehorsamer Mensch ist. Die Arche ist wie ein Schutzraum, abgegrenzt von anderen Räumen, ein Ort, an dem Menschen Ruhe, Hilfe in ihren Nöten und göttlichen Zuspruch finden. Dieser Raum ist Menschenwerk, Ergebnis menschlichen Handwerks. Aber sobald Noah, seine Familie und die Tiere ihn betreten haben und Gott ihn verschließt,

<sup>5</sup> Lukas 17,25–26; vgl. Matthäus 24,37–38

können die Menschen nichts mehr tun – sie müssen warten, bis Gott wieder ihrer gedenkt. Noah und seine Familie handeln, aber dann überlassen sie sich Gott – im Vertrauen auf Gottes Versprechen, dass er mit ihnen einen Bund schließen und ihr Leben bewahren und ihr Weiterleben sichern wird. Das scheinbar Widersprüchliche wird hier zusammengedacht: Noah muss handeln, um zu überleben, er muss all seine Kraft und sein Wissen einsetzen, um diesen rettenden Raum zu bauen und einzurichten, er muss allerlei Vorkehrungen treffen – nur um sich dann ganz auf Gott zu verlassen. Auch darin spiegelt sich unsere Erfahrung: Wir tun, was wir können, aber wir haben letztlich nicht in der Hand, was daraus werden kann. Zeiten wie diese, mitten in der Katastrophe, lehren uns Geduld und Gottvertrauen.

Ende gut, alles gut? Ich hatte zu Beginn über Gottes Reue, sein Umdenken gesprochen. Am Ende der Geschichte zeigt sich: Die Menschen haben sich durch die Sintflut nicht geändert, aber Gott hat sich geändert. Gott verspricht, das Leben auf der Erde nicht noch einmal zu vernichten. Gott schränkt also seine Handlungsmöglichkeiten freiwillig ein; er begrenzt seine Allmacht zugunsten seiner Schöpfung – und nimmt uns damit, ob wir wollen oder nicht, in die Verantwortung.<sup>6</sup> Aber in eine Verantwortung mit dem, wenn man so will, Back-up des Segens Gottes in seiner Selbstverpflichtung uns gegenüber. In unserem Mythos von der Flutkatastrophe wird der Herzensumsturz Gottes als Bundesschluss beschrieben: Gott verpflichtet sich selbst gegenüber den Menschen, den Tieren und der Erde, »dass hinfort nicht mehr alles Fleisch ausgerottet werden soll durch die Wasser der Sintflut und hinfort keine Sintflut mehr kommen soll, die die Erde verderbe«<sup>7</sup>. Es ist die Erneuerung des Schöpfungsauftrages an uns, die Erde zu bauen und zu bewahren. Das Zeichen dieses Bundes ist der Regenbogen.

Söding: Und unter diesem Regenbogen versammeln wir uns – in der christlichen Ökumene und weit darüber hinaus.

<sup>6</sup> Vgl. Jeremias, Jörg (2015): *Theologie des Alten Testaments*. Göttingen: Vanderhoeck & Ruprecht, S. 344.

<sup>7</sup> Genesis 9,11



---

# SCHWERPUNKTTHEMEN

---

## Schwerpunkt Ökumene

### **Eucharistie und Abendmahl multilateral überdacht**

Samstag, 15. Mai 2021, Saal Horizont, Messe Frankfurt  
Die Veranstaltung wurde während des 3. Ökumenischen Kirchentages live gesendet und für die Mediathek aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Dr. Andrea Grünhagen, Pastoralreferentin in der Selbständigen Ev.-Luth. Kirche und Kirchenhistorikerin, Hannover  
Prof. Dr. Friederike Nüssel, ev. Theologin und Systematikerin, Heidelberg

Erzpriester Martinos Petzolt, Griech.-orth. Gemeinde Würzburg  
Prof. Dr. Thomas Söding, kath. Theologe und Neutestamentler, Bochum

Prof. Dr. Andrea Strübind, baptistische Theologin und Kirchenhistorikerin, Oldenburg

Moderation:

Joachim Frank, Chefkorrespondent der DuMont Mediengruppe, Köln

Frank: In katholischer Tradition ist die Liturgie, wie das Zweite Vatikanische Konzil lehrt, Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens.<sup>2</sup> In der *Confessio Augustana* ist von der konstitutiven Bedeutung des Abendmahls für die eine heilige christliche Kirche die Rede: »Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche, dass das Evangelium einträchtig im reinen Verständnis gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden«<sup>3</sup> und »Es ist nicht zur wahren Einheit der christlichen Kirche nötig, dass überall die gleichen, von den Menschen eingesetzten Zeremonien eingehalten werden«<sup>4</sup>. Zwei zentrale Textbeispiele, die zeigen, wie zentral unsere Fragestellung von jeher war und bis heute ist. Auf diesem Kirchentag kommt mit einem großen Wort ein weiteres definitorisches Moment hinzu: Abendmahl feiern in ökumenischer Sensibilität.

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

<sup>2</sup> Vgl. Konstitution über die Heilige Liturgie, *Sacrosanctum Concilium* Nr. 10.

<sup>3</sup> *Confessio Augustana* Nr. 7.

<sup>4</sup> Ebd.

Das Zeugnis dieses Kirchentages, sagt der Kirchentag von sich selbst, gewinnt an Glaubwürdigkeit, wenn in den konfessionellen Gottesdiensten eine ökumenisch sensible liturgische Praxis eingeübt wird. Eine Handreichung des Kirchentages dazu ist so grundsätzlich wie praktisch, sie reicht von der Bedeutung der Gegenwart Christi in den Abendmahlsgestalten von Brot und Wein bis dahin, wie mit diesen Mahlgaben Brot und Wein umzugehen sei, also was man konkret hinterher damit macht, und vor allem: Wer darf überhaupt mitfeiern?<sup>5</sup> Wer ist geladen zum Tisch des Herrn? Christen sind nicht nur gehalten, ökumenisch sensibel zu sein, sondern auch pandemisch sensibel: Wie geht Abendmahl unter Corona-Bedingungen? Geht Abendmahl vielleicht auch online? Über solche Fragen möchten wir sprechen, und zwar tatsächlich multilateral oder interkonfessionell, also mit Vertreter\*innen verschiedener christlicher Kirchen. Worauf kommt es in Ihrer Kirche an, dass Christinnen und Christen zum Abendmahl oder zur Eucharistie hinzutreten dürfen? Frau Strübind, wollen Sie beginnen?

Strübind: Ich bin baptistische Theologin. Die Baptisten sind eine protestantische Kirche, die aus der englischen Reformation entstanden ist. Wie viele andere Kirchen der täuferischen Tradition praktizieren wir allein die Gläubigen- oder Erwachsenentaufe, und das ist ein besonderes Charakteristikum. Das Abendmahl ist nach baptistischem Verständnis eine von Christus für die ihm Nachfolgenden eingesetzte Feier, in der die heilsgeschichtlichen Grundlagen und das eschatologische Ziel der Gemeinschaft der Glaubenden mit dem Herrn und untereinander vergegenwärtigt werden. Das Mahl bestätigt jedem und jeder, die es im Glauben empfängt, die Annahme durch Christus und die Vergebung aller Schuld durch seinen Tod am Kreuz. Im Zentrum der Mahlfeier stehen also die durch Christus gewirkte Gemeinschaft und die Einheit der Glaubenden, in der alle sozialen Unterschiede und Trennungen aufgehoben sind und das kommende Friedensreich und seine Gerechtigkeit antizipiert werden. Die Gegenwart Christi als Retter und Richter wird nicht nur in den Elementen von Wein und Brot, sondern, so könnte man sagen, als pneumatische Präsenz im gottesdienstlichen Vollzug der ganzen Mahlfeier geglaubt und bekannt. Und deshalb reichen wir uns auch das Brot und den Wein durch die Reihen, also mit einem Segensgruß von Schwester zu Bruder.

Baptisten feiern das Abendmahl mit allen, die dem Evangelium glauben, und als Mahl des Herrn bildet die Gastgeberschaft Jesu Christi die Grundlage für die praktizierte ökumenische Gastfreundschaft. Wer sich und sein Leben Christus anvertraut hat, der ist zur Teilnahme am Sakrament der Wegzehrung eingeladen, unabhängig von seiner konfessionellen Zugehörigkeit. Diese Praxis des offenen Abendmahls hat sich aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden durchgesetzt. Vorher war die Gläubigentaufe ein Kriterium für die Teilnahme am Mahl. Aber durch den ökumenischen Lernprozess ist deutlich geworden, dass Christen und Christinnen in allen Konfessionen zu finden sind, und deshalb sind alle eingeladen. Das Wich-

<sup>5</sup> Vgl. »Kommt und seht!« Ökumenisch sensibel Abendmahl und Eucharistie feiern. Materialheft zur Gestaltung konfessioneller Gottesdienste, Frankfurt 2021.



tige, was ich festhalten möchte, ist, dass das Gesamtgeschehen der Mahlfeier, nicht die einzelnen Elemente, die Gläubigen stärken, und ich finde, dieser Blick auf die gesamte Mahlfeier ist sehr wichtig – als Gemeinschaftsmahl, als Bekenntnismahl und natürlich auch als Gedächtnismahl.

Petzolt: Die eucharistische Liturgie ist der Höhepunkt einer Vielzahl verschiedener Gottesdienste in unseren griechisch-orthodoxen Gemeinden, vor allem am Herrentag, der ohne Eucharistie kaum denkbar ist. Göttliche Liturgie nennen wir nur die Eucharistiefeyer, und wir drücken damit aus, dass sie ein Dienst des ganzen Volkes ist. Wir gedenken des gesamten Heilswerkes Christi und darin besonders seines heilbringenden Leidens am Kreuz und der Auferstehung und erbitten von Gott, er möge den Heiligen Geist herabsenden auf uns und auf die Gaben von richtigem Brot und rotem Wein, dass sie uns werden Leib und Blut Christi. Nicht das biblische Zitat oder die Erinnerung, sondern der Heilige Geist selbst wandelt die Gaben und lässt Christus gegenwärtig werden. So sehr dieses liturgische Geschehen ein dialogisches Geschehen des ganzen Kirchenvolkes ist – bei uns ist es verboten, dass ein Priester alleine für sich Liturgie feiert –, so ist doch die Kommunion ein sehr persönlicher Akt der Verbindung des oder der Gläubigen mit Gott in der eucharistischen Gegenwart Christi.

Nur wer sich vorbereitet hat mit Fasten, völliger Nüchternheit ab Mitternacht, mit persönlichen vorbereitenden Gebeten am Vortag, mit Beichte und Versöhnung im überschaubaren Zeitfenster und sich im Rahmen unserer menschlichen Möglichkeiten für würdig hält, tritt zur Kommunion, eingedenk der Mahnung des Apostels Paulus zum Abendmahlsbericht: Wer also unwürdig von dem Brot isst und aus dem Kelch des Herrn trinkt, macht sich schuldig. Aus dem Gesagten ergibt sich, dass ein allgemeines Mahl aller und ohne entsprechende Dispositionen in der orthodoxen Praxis und Tradition eigentlich nicht vorgesehen ist. Der einladende Priester ruft: »Mit Gottesfurcht, Glauben und Liebe tretet herzu« und nennt die Bedingungen: die sehnsüchtige Liebe, den wahren apostolischen Glauben, die in den sieben ökumenischen Konzilien als richtig, also orthodox bezeichneten Glaubenssätze und die Gottesfurcht vor dem unfassbaren göttlichen Mysterium der Vereinigung Gottes mit den Menschen.

Nüssel: Für mich ist aus evangelischer Perspektive zunächst wichtig, den Auftrag der Kirchen in Erinnerung zu bringen. Die Kirchen und damit jede einzelne Christin und jeder einzelne Christ sind berufen, das Evangelium weiterzusagen. Das Evangelium wiederum ist die Botschaft von der Versöhnung und ausgerichtet auf das Reich Gottes, das Jesus verkündet hat und für das er mit seinem gesamten Leben eingetreten ist. In der Feier des Abendmahls geht es um einen Vorgesmack auf das Reich Gottes und um die Erfahrung der Versöhnung schon jetzt – und zwar der Versöhnung mit Gott und untereinander. Beide Dimensionen gehören zusammen und sind ganz wichtig für die Feier des Mahls. Unter irdischen Bedingungen geschieht diese Darstellung von Versöhnung notgedrungen immer fragmentarisch. Gleichwohl sind Abendmahl und Eucharistie der tiefste Ausdruck der Gemeinschaft, die Gott den Menschen schenkt und zu der er in Christus und in seinem Geist einlädt. Kirche ist nach evangelischem Verständnis dann katholisch, wenn sie als Leib Christi versöhnte Gemeinschaft

Bilder vom 3. Ökumenischen Kirchentag



Frère Alois predigt beim Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt über den Dächern Frankfurts. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Musikalische Begleitung des Gottesdiensts zu Christi Himmelfahrt durch SoulTrain. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Beim Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt spricht Ambote Luzolo über die Erfahrungen von Fremdsein und Zusammengehörigkeit. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Gedenken zu Beginn mit Rabbiner Julian-Chaim Soussan und den Stadtdekanen Achim Knecht (l.) und Johannes zu Eltz (r.). (© 3. ÖKT)



Ulrike Greim und Gesa Grandt (v.l.n.r.) führen als Moderationsteam im ÖKT-Studio die Teilnehmenden durch vier Tage digitalen ÖKT. (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)



OB Peter Feldmann begrüßt die Teilnehmenden des 3. ÖKT in Frankfurt. (© 3. ÖKT/Jan Quirnbach)



Festveranstaltung zur Eröffnung des 3. ÖKT mit einem Grußwort von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Jooni Hwang begleitet die Festveranstaltung des 3. ÖKT musikalisch. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)





Volker Bouffier zu Gast bei der Festveranstaltung des 3. ÖKT.  
(© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Orchester und Band der Neuen Philharmonie Frankfurt proben für das Ökumenische Oratorium EINS. (© 3. ÖKT/Jan Lurweg)



Christian Schöne als Saulus/Paulus und Uta Runne als Jonia im Ökumenischen Oratorium EINS. (© 3. ÖKT/Jan Lurweg)



Als »virtueller Chor« tritt der Kinderchor der Frankfurter Domsingschule im Oratorium auf und unterstützt die Solist\*innen Christian Schöne, Anna Prokop und Uta Runne (v.l.n.r.). (© 3. ÖKT/Jan Lurweg)



Christl M. Maier und Thomas Söding bei ihrer Dialogbibelarbeit in der Frankfurter Paulskirche. (© 3. ÖKT)



Nora Gomringer nutzt das digitale Format ihrer Bibelarbeit für eine Live-Schaltung zum Bau der Arche in Mesopotamien. (© 3. ÖKT/Nora Gomringer)

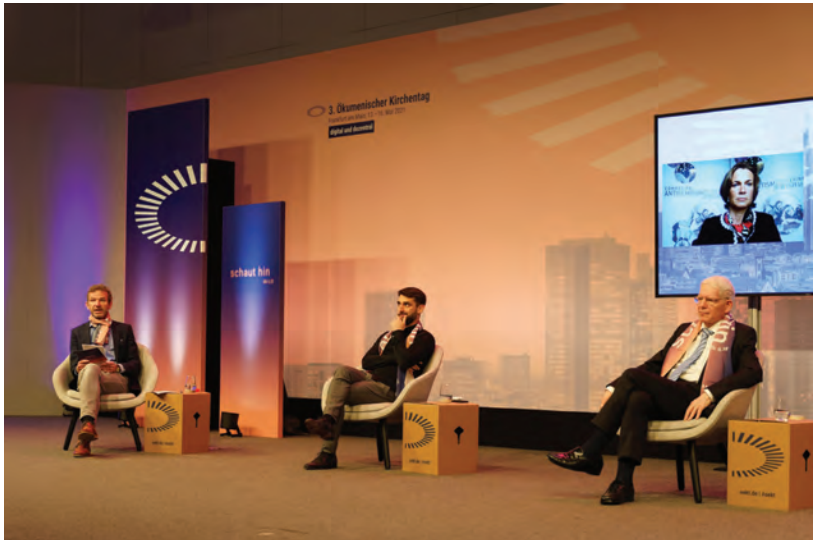




Aufzeichnung des Hauptpodiums »Zukunft geht nur gemeinsam« mit Angela Merkel, Luisa Neubauer, Daniela Ordowski, Ortwin Renn, Uwe Schneidewind und Katja Wildermuth. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Christiane Florin im Gespräch mit Wolfgang Rösch beim Hauptpodium »Wie glaubwürdig sind die Kirchen?« (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)



Hauptpodium »Was tun wir gegen Antisemitismus?« mit Joachim Frank, Benjamin Fischer, Josef Schuster und Katharina von Schnurbein (v.l.n.r.).  
(© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Beim Format »Im Gespräch mit ...« stellt sich ÖKT-Präsidentin Bettina Limperg den Fragen des digitalen Publikums. (© 3. ÖKT/Jan Quirnbach)



Hauptpodium »Wie gelingt Friedenssicherung in einer unsicheren Welt?«: NATO-Generalsekretär Jens Stoltenberg in der Diskussion mit Thomas de Maizière, Maïke Awino Rolf, Elisabeth Kaneza, Alina Giesen und Carolin Hillenbrand (im UZS). (© 3. ÖKT)



Digitale Fragestunde: »Im Gespräch mit...« Kirchenpräsident Volker Jung. (© 3. ÖKT/Peter Bongard)



Gabriele Roettger und Anika Rehorn (v.l.n.r.) halten das Gebet am Morgen am Mainufer. (© 3. ÖKT/Nils Berkey)



Diskussion zu Sterbehilfe und Suizid beim Podium »Abschied in Würde« mit Claudia Bausewein, Ulrich Lilie, Barbara Schneider, Kerstin Schlögl-Flierl und Michael Sahr (v.l.n.r.). (© 3. ÖKT/Philip Wilson)





Der 3. ÖKT zeigt Flagge in »Mainhattan«. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Aufnahmeterrain auf dem Eisernen Steg für die ÖKT-Studio-Stunde zur religiösen Vielfalt. (© 3. ÖKT/Nils Berkey)



Kirchenpräsident Volker Jung und Bischof Georg Bätzing (v.l.n.r.) an einem der neun Buchstaben des Stadtpaziergangs »schaut hin – Frankfurt«. (© 3. ÖKT/Peter Bongard)



Aufzeichnung des Gebets am Mittag mit Stefan Diefenbach und Inke Rondonuwu am Frankfurter Osthafen. (© 3. ÖKT/Nils Berkey)



Felix Goldinger spricht beim Podium »Gemeinsam im Netz? Technologie kennt keine Konfessionen«. (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)



Wie einige weitere Veranstaltungen findet das Podium »For Future! Wege aus der Klimakrise« mit Maria Mast, Annalena Baerbock, Johannes Wallacher und Marie-Luise Wolff (im UZS) als Videokonferenz statt. (© 3. ÖKT)



Julian-Chaim Soussan im Austausch mit Isolde Karle während der Aufzeichnung des Podiums »Üb\*-Er\*Leben«. (© 3. ÖKT/Jan Quirnbach)



»Mutig Hetze und Gewalt begegnen«: Spoken Word Artistin Sanna Hübsch in der ÖKT-Studio-Stunde zu zivilcouragiertem Handeln. (© 3. ÖKT/Jan Quirnbach)





Desinfizieren, Abstand halten, Kontakte nachverfolgen: Herzlichen Dank an unsere ehrenamtlichen Helfenden! (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)



Für die Aktion »schaut hin – packt an!« engagieren sich Helfende, die ursprünglich zum 3. ÖKT nach Frankfurt kommen wollten, in ganz Deutschland in sozialen Aktionen. (© 3. ÖKT/Hanna Röwer)



»schaut hin – packt an!«: Posaunenandacht des Stadtposaunenchor Elmshorn vor der dortigen Seniorenresidenz. (© 3. ÖKT/Stadtposaunenchor Elmshorn)



Vorbereitung auf den Schlussgottesdienst unter Corona-Bedingungen: Ein Helfer klebt QR-Codes für die Kontaktnachverfolgung. (© 3. ÖKT/Ursula Lerche).



Erzpriester Martinos Petzolt als Podiengast bei »Eucharistie und Abendmahl – Multilateral überdacht«. (© 3. ÖKT/Dirk Purz)



»Zwischen Meinungsfreiheit und Hate Speech – Gesprächskultur im Netz«: Hanna Jacobs, Benjamin Krause, und Gernot Meier (v.l.n.r.). (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)





»Ein Tisch«. Interaktive Kunstinstallation auf der Hauptwache im Schatten der St. Katharinenkirche. (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)



Gemeinsam am Tisch: ÖKT-Präsidentin Bettina Limperg, der Präses der Synode der Ev. Kirche in Hessen und Nassau Ulrich Oelschläger, ÖKT-Präsident Thomas Sternberg und Ingeborg Schillai, Präsidentin des Bistums Limburg (v.l.n.r.). (© 3. ÖKT/Peter Bongard)



Miriam Küllmer-Vogt und Werner Thomas von den gastgebenden Kirchen pflanzen an der Bockenheimer Anlage einen Baum der Hoffnung. (© 3. ÖKT/Jan Lurweg)



»Auf eine Pommes mit ...«: Marit Günther im Gespräch mit Doly Kadavil vom Projekt »Meet'n Frites – Schwestern Pommes«. (© 3. ÖKT)



Podium aus dem Home Office: »Europäische Soziale Marktwirtschaft« mit Sylvie Goulard. (© 3. ÖKT/Dirk Purz)



Caro Keller diskutiert auf dem Podium »Rechtsterrorismus in Deutschland – Wie weiter mit der Aufklärung?« (© 3. ÖKT/ Dirk Purz)



»In Gottes Haus sind viele Wohnungen«: Clownin Gisela Matthiae zu Gast in der ÖKT-Studio-Stunde zu Glaube und Spiritualität. (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)

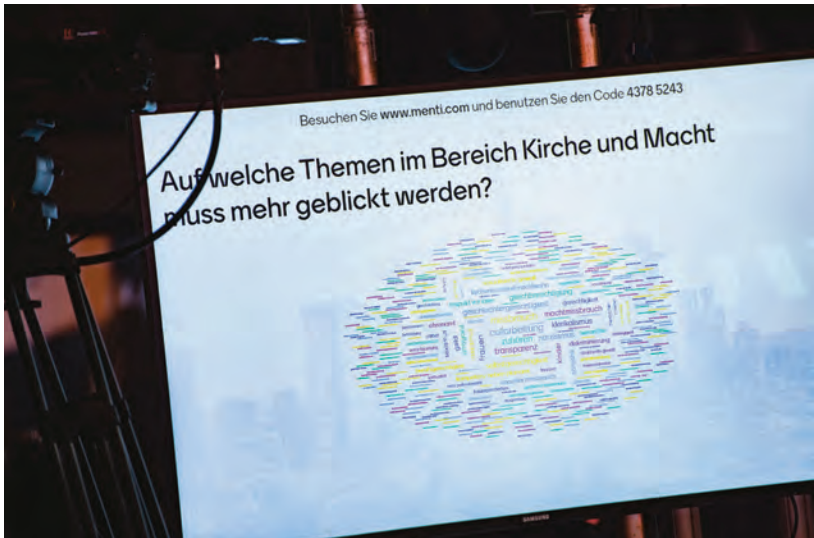


»Öffne meine Augen für eine inklusive Kirche«: Die Dragqueen Jessica Walker beim Gebet am Abend. (© 3. ÖKT)





Das ÖKT-Studio backstage. (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)



Online Beteiligung des Publikums in der ÖKT-Studio-Stunde zu Kirche und Macht. (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)





»Kommt und seht!«: Am Samstagabend des 3. ÖKT werden das Abendmahl in der Freien Evangelischen Gemeinde Frankfurt mit Pastor David Schultze, ... (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)



... Eucharistie im Dom St. Bartholomäus mit Stadtdekan Johannes zu Eltz, ... (© 3. ÖKT/Philip Wilson)



... orthodoxe Vesper in der Griechisch-Orthodoxen Kirchengemeinde Prophet Elias mit Kantor Michail Kalaitzis ... (© 3. ÖKT/Dirk Purz)



... und das Abendmahl in der Evangelischen Gemeinde Riedberg mit Pfarrerin Kirsten Emmerich ökumenisch sensibel gefeiert. (© 3. ÖKT/Peter Bongard)



Gregorios Sorovakos, Anna-Nicole Heinrich und Heinrich Bedford-Strohm (v.l.n.r.) freuen sich nach Besuch der orthodoxen Vesper über ein Geschenk. (© 3. ÖKT/ Dirk Purz)



Corinna Dobra und Jonas Schramm führen durch das Kulturprogramm »In die Nacht«. (© 3. ÖKT)



»Gesucht und gefunden! Perlen des kreativen ÖKT«: Kinder- und Jugendtanztheater Thérès Hauser aus Hanau. (© 3. ÖKT)



»Gesucht und gefunden! Perlen des kreativen ÖKT«: Im Kulturprogramm präsentiert Julia Krause-Harder eine genähte Weltkarte. (© 3. ÖKT)





Im Kulturprogramm läuft Martin Luther mit der ökumenischen Pilgergruppe »Mut tut gut« von Worms nach Frankfurt am Main. (© 3. ÖKT)



Im Sendestudio des 3. ÖKT laufen die Fäden zusammen. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Anika Rehorn beim Segen zur Nacht an der Frankfurter Hauptwache. (© 3. ÖKT/  
Jan Lurweg)



Der Schlussgottesdienst an der Weseler Werft mit Publikum vor Ort und Übertragung  
im ZDF. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)



Einstimmung auf den Schlussgottesdienst an der Weseler Werft mit Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. (© 3. ÖKT/Fabian Weiss)



Kirchenpräsident Volker Jung, Erzpriester Radu Constantin Miron und Bischof Georg Bätzing (v.l.n.r.) als Liturgen beim Schlussgottesdienst. (© 3. ÖKT/Malte Unger)





Julia Helmke und Marc Frings freuen sich zusammen mit Claudia Nothelle (v.l.n.r.) auf den Schlussgottesdienst. (© 3. ÖKT/Malte Unger)



»schaut hin – blickt durch – geht los«: Sr. Katharina Ganz predigt beim Schlussgottesdienst. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)





Die Bläser\*innen dürfen auch beim 3. ÖKT nicht fehlen: das Blechbläserensemble Rhein-Main beim Schlussgottesdienst. (© 3. ÖKT/Dirk Purz)



Trotz Regen und Pandemie begeistert: Teilnehmende beim Schlussgottesdienst. (© 3. ÖKT/Philip Wilson)

nicht nur verkündet, sondern auch lebt und danach strebt, Grenzen zu überwinden. Darum ist für mich das Streben nach Gemeinschaft am Tisch des Herrn ein ganz natürliches, wenn nicht überhaupt das natürlichste christliche Anliegen und es gehört für mich auch zum Zeugnis des Glaubens. Nach evangelischem Verständnis ist die Teilnahme am Abendmahl gebunden an Glauben und Taufe, weil dadurch die Christen mit Christus im Leib Christi verbunden und in ihn eingebunden sind. Die Gemeinschaft bringen wir evangelisch vor allen Dingen dadurch zum Ausdruck, dass wir das Abendmahl in einem Kreis feiern und uns hinterher die Hände reichen. Und die wichtigste Vorbereitung vor dem Mahl, aber auch in der Feier ist sicherlich, sich mit seinen Nächsten zu versöhnen und nach Versöhnung zu streben.

Grünhagen: Das Thema Abendmahl und Abendmahlsgemeinschaft ist für die Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche (SELK) sehr wichtig, denn es ist unmittelbar mit der Entstehungsgeschichte dieser Kirche verbunden. Es gab vor 200 Jahren Lutheraner, die die vom preußischen König Friedrich Wilhelm III. verfügte Union zwischen lutherischer und reformierter Kirche zur evangelischen Kirche nicht mit vollziehen wollten. Der König verstand das als Rebellion und es folgte eine zehnjährige Verfolgungszeit für die damals sogenannten Altlutheraner. Manche kennen die SELK auch heute eher unter dem Begriff Altlutheraner. Maßgeblich ist für uns der Grundsatz, dass die Abendmahlsgemeinschaft verbindliche Kirchengemeinschaft ist, und eingeladen sind deshalb zu diesem Sakrament getaufte Christinnen und Christen, die der SELK oder einer ihrer Schwesterkirchen angehören. Eine gastweise Zulassung ist allerdings auch unter seelsorgerlichen Aspekten möglich. Wir hatten hier schon mehrfach die Frage: Wer lädt eigentlich ein? Wer ist der Gastgeber? Es könnte sein, dass diese Frage eine am Ende gar nicht unbedingt hilfreiche Scheinalternative ist, um die Frage nach der Abendmahlsgemeinschaft zu beantworten. Beispielsweise könnten wir uns alle hier sogar sofort auf Luthers Kleinen Katechismus einigen, wo es heißt, das Abendmahl sei von Christus selbst eingesetzt. Genauso wichtig ist aber theologisch die Frage nach der Gabe des Abendmahls. Das ist nach dem Verständnis der lutherischen Bekenntnisschriften natürlich auch Christus, aber genauer gesagt sein geopferter Leib und sein vergossenes Blut. Da wäre eben wichtig, sich darüber einig zu sein, was man hier eigentlich empfängt. Dazu kommt die Frage: Was bewirkt diese Gegenwart Christi? Hier wäre ja für konfessionelle Lutheraner die Konkordienformel im siebten Artikel wichtig, mit der Aussage, dass es eben seine Stiftungsworte sind, die fortwährend gelten, dauern, wirken und heute noch schöpferisch sind, und dass der Pfarrer sie an Christi Stelle spricht.

Söding: Die Eingangsfrage war: Was ist wichtig, wenn Eucharistie gefeiert wird? Und ich möchte sagen, aus katholischer Sicht ist wichtig, dass Eucharistie gefeiert wird. Die Gemeinden werden richtig sauer, wenn z. B. der Priestermangel dazu führt, dass in der eigenen vertrauten Kirche sonntags eine andere Form von Gottesdienst stattfindet, die doch auch ihren eigenen Wert hat. Warum ist das so wichtig? Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist die Bedeutung der Eucharistiefeyer in den katholischen Gemeinden eigentlich noch gestiegen. Die

allermeisten Gottesdienstteilnehmenden gehen üblicherweise auch zur Kommunion. Das ist tief in der katholischen Seele verwurzelt. Ich kann mich persönlich noch ganz genau an den Tag meiner Erstkommunion erinnern, bei der ich auf einmal ganz im Mittelpunkt stand, weil ich doch irgendwie glauben konnte, dass Gott etwas mit mir vorhat. Für diese wichtigen Momente kommt die Gemeinde zusammen. Es sind Getaufte, es sind Menschen, die glauben, ohne dass man vorher ein Examen ablegen müsste, ob man tatsächlich auch den Katechismus beherrscht. Auf der einen Seite kennt das Kirchenrecht durchaus relativ strenge Regeln der Teilnahme. Auf der anderen Seite schlägt das katholische Herz aber vor Ort. Vielfach ist es doch sehr viel weiter, sodass diejenigen, die den Glauben teilen, auch sicher sind, nicht zurückgewiesen zu werden, wenn sie zum Tisch des Herrn treten. Es gibt auch ein Statement, das vor einiger Zeit die allermeisten katholischen Bischöfe gesetzt haben, nämlich im Blick auf die sogenannten konfessionsverbindenden Ehen, bei denen klar gesagt wurde: Wenn ihr euch im Glauben einig seid, dann könnt ihr gemeinsam an der katholischen Eucharistiefeyer teilnehmen. Das ist nicht das Ende des Weges, aber es ist ein erster guter Schritt.

Frank: Sie haben gerade gesagt, die Katholiken\*innen werden richtig sauer, wenn keine Eucharistiefeyer stattfindet. Man hat aber seit Jahren bei ökumenischen Begegnungen, auf Kirchentagen oder Katholikentagen, immer das Gefühl, die Leute werden auch richtig sauer, wenn andere nicht eingeladen sind. Also, wann kommt endlich das gemeinsame Abendmahl? Diese Frage kenne ich seit 20 Jahren. Jetzt haben sie im Ökumenischen Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen das Papier »Gemeinsam am Tisch des Herrn«<sup>6</sup> geschrieben. Darin steht im Wesentlichen, dass die Lehrunterschiede nicht mehr so groß sind und man eigentlich sagen kann, die Mahlgemeinschaft ist so wichtig, dass wir sie schon jetzt haben könnten. Und daran hat man sich ja gewissermaßen auch in der Vorbereitung auf den Ökumenischen Kirchentag orientiert. Dann ist der Vatikan dazwischen gegrätscht, von wegen: Kirchengemeinschaft ist essenziell. Ohne Kirchengemeinschaft keine Abendmahlgemeinschaft. Es genügt noch nicht mal das, was Sie eben angedeutet haben: persönlich zu einer Meinung zu kommen; zu sagen, ich teile das, was da geglaubt wird, und ich entscheide nach meinem Gewissen, daran teilzunehmen. Selbst das geht nicht. Ist das jetzt sozusagen das Ende?

Nüssel: Zunächst würde ich gerne die Errungenschaft herausstellen, die in diesem gemeinsamen Papier erreicht wurde, und ich möchte an der Stelle auch herausstellen, dass das in dem Arbeitskreis selbst ein sehr langer Prozess war, man hat es sich gar nicht leichtgemacht. Das Papier trägt nur die Früchte nach vorne, die in vielen Studien errungen worden sind. Ich möchte darum hier gerne festhalten, dass der Konsens, der hier erreicht wurde, an historischer Tiefe in keiner

<sup>6</sup> Vgl. Leppin, Volker/Sattler, Dorothea (Hrsg.) (2020): *Gemeinsam am Tisch des Herrn / Together at the Lord's table*. Ein Votum des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen / A statement of the Ecumenical Study Group of Protestant and Catholic Theologians. *Dialog der Kirchen*, Bd. 17, Freiburg/Göttingen: Herder/Vandenhoeck & Ruprecht.

Weise der Gemeinsamen Rechtfertigungslehre nachsteht, die wir unterzeichnet haben. Das ist ein wirklich großer Fortschritt, den man jetzt nicht verspielen darf. Und dann ist zu sehen, wie man das Erreichte in der weiteren Debatte, auch im Blick auf das Verhältnis von Kirchengemeinschaft und Abendmahls- oder Eucharistiegemeinschaft, weiterträgt. Aber den Diskurs mit der römisch-katholischen Kirche bzw. mit der Kurie darüber, ob hier eigentlich noch nennenswerte Unterschiede bestehen oder nicht, den müssen wir jetzt eben führen und der wird auch geführt.

Söding: Ich möchte Friederike Nüssel ausdrücklich zustimmen. Und als Zweites, wenn ich das noch sagen darf: Der Ökumenische Arbeitskreis, über dessen Dokument wir hier sprechen, sagt nicht, dass wir volle Kirchengemeinschaft und volle Eucharistie- oder Abendmahlsgemeinschaft haben, sondern dass wir auf dem Weg sind, und auf diesem Weg kann man weiter gehen, als bislang gegangen wurde. Der Vatikan braucht da noch ein bisschen. Ich bin positiv gestimmt, dass die Gespräche, bei denen sich auch die Deutsche Bischofskonferenz noch stärker engagieren muss, als das bislang der Fall war, am Ende doch zu einem guten Ergebnis führen.

Frank: Jetzt haben Sie ja beide von der engen Partnerschaft geredet. Da sind aber eine ganze Reihe von Konfessionen und Kirchenfamilien gar nicht mit einbezogen, und deswegen schauen wir mal, wie das die Konfessionsgeschwister am Rand oder an der Seite dieses Weges betrachten.

Grünhagen: Ich würde sagen, es ist ausgesprochen hilfreich, dass in einer so tiefgehenden Weise und so vertrauensvoll zusammengearbeitet wurde. Meine persönliche Einschätzung ist, dass ich eher die Position der Glaubenskongregation teilen würde, dass es im Moment noch nicht möglich ist, eine gegenseitige Einladung zur Teilnahme auszusprechen.

Frank: Warum nicht?

Grünhagen: Darum geht es ja. Warum? Das ist jetzt wieder eine Besonderheit, die sich im lutherisch/römisch-katholischen Dialog gezeigt hat. Die SELK ist nicht Mitglied des Lutherischen Weltbundes, sondern des Internationalen Lutherischen Rates (ILC). Auf dieser Ebene werden die Dialoge mit der römisch-katholischen Kirche geführt. Da haben plötzlich die römisch-katholischen Dialogpartner die Erfahrung gemacht, dass es nicht nur darum ging, dass sie Dinge benannt haben, sondern zunächst einfach anders benannt haben. Und das ist umgekehrt auch passiert, dass also durchaus von lutherischer Seite Dinge angefragt und benannt wurden, weshalb auch wir meinen, dass möglicherweise noch einige Schritte und Runden gedreht werden müssten, bis es so etwas wie eine gegenseitige Teilnahme an Abendmahl und Eucharistie geben könnte.

Strübend: Also, ich bin sehr dankbar für dieses Dokument, weil ich darin etwas erlebe an biblisch fundierter Zusammenstellung und vor allen Dingen auch den Facettenreichtum der Abendmahlslehre im Neuen Testament mit Bezug zum Alten Testament. Dann die historische Entwicklung und die Aufnahme der gesamten ökumenischen Dialoge, die bisher erfolgt sind. Und das finde ich großartig. Ich finde in zwei, drei Aspekten ist das wirklich ein großer Schritt nach vorn. Ich möchte vor allem erwähnen: das Problem des Amtsverständnis-

ses, der Apostolizität, die hier, und das finde ich einen großartigen Gedanken, gebunden wird an die geistige Wirksamkeit und die Treue zur apostolischen Lehre. Und ich finde, hier ist man aus einer gewissen Engführung des Verständnisses der apostolischen Sukzession herausgekommen. Ich könnte noch weitere Aspekte nennen, zum Beispiel die sehr starke Betonung des Gemeinschaftscharakters und des Gesamtgefüges des Abendmahls und nicht allein die Konzentration auf die Elemente und die Präsenz Christi in den Elementen. Ich finde, es ist ein Dokument, das auch für Denominationen, die nicht beteiligt waren, einen entscheidenden Schritt nach vorne gegangen ist, besonders im Blick auf das Amtsverständnis.

Petzolt: Das Papier stellt sehr schön auch die Vielschichtigkeit der Entwicklung zu der Eucharistie dar, wie wir sie heute verstehen, und das kann ich alles nachvollziehen. Zumal alles ja historisch exakt ist, auch exegetisch und kirchengeschichtlich belegbar. Aber wir haben eben unsere eigene Rezeptionsgeschichte und die ist für uns maßgeblich verbindlich. Vor allem das, was wir als Palamismus oder Hesychasmus bezeichnen. Die Grundfrage, wie kann der Mensch mit Gott in Verbindung treten, denn Gott und Menschen sind völlig anders, und wie können sie Gemeinschaft haben? Und da spielt die Person Jesu Christi eine entscheidende Rolle, er ist Sohn Gottes und Mensch geworden und bildet die Brücke. Wie kann ich also an Christus teilhaben und damit an Gott selbst teilhaben? Das ist eine so spezifische Vorstellung und ein sehr spezifisches Thema, das nicht einfach in den Mahlcharakter und in der Gemeinschaft aufgeht. Es ist etwas sehr Individuelles, Persönliches.

Nüssel: Wenn Sie mich fragen, was für mich der Moment ist, in dem das Geheimnis am meisten greifbar wird, dann sind es die Einsetzungsworte in Verbindung damit, dass mir dann die Elemente gereicht werden mit den Worten »Christi Leib, für dich gegeben, Christi Blut, für dich vergossen«. Das ist ein Geheimnis und es übersteigt meine Vernunft. Das erfahre ich auch in jedem Moment, in dem ich das feiere. Aber jede Feier ist auch ein Gemeinschaftserlebnis. Es gehört für mich auch zu den Höhepunkten, gerade in der Ökumene, wenn solche Gemeinschaft gelebt und gefeiert werden kann, und auch da erfahre ich den Geheimnischarakter und dass das eine Gemeinschaft ist, die ich mir selber nicht bauen kann.

Frank: Wir haben jetzt auf dem Ökumenischen Kirchentag die etwas besondere Situation, dass wir nur ganz wenige Präsenzgottesdienste haben. Die Probe aufs Exempel wird also nur an einigen wenigen Stellen gemacht. Der Vatikan wird nicht so viel Gelegenheit haben zu überprüfen, was da jetzt in Deutschland passiert an der einen oder anderen Stelle. Aber trotzdem: Glauben Sie, dass das Zeugnis hier auf dem Ökumenischen Kirchentag uns voranbringt oder voranbringen kann? Oder wird so etwas wie Wildwuchs ausbrechen?

Söding: Gott kann sich den Menschen in vielen Sprachen mitteilen und Jesus Christus ist gegenwärtig. Deswegen fand ich die Grundentscheidung für den heutigen Abend gut, vor Ort einen evangelischen, einen katholischen, einen orthodoxen, einen freikirchlichen Gottesdienst zu feiern, so wie in diesen Kir-

chen Gottesdienst gefeiert wird. Schaut hin, geht, erkennt, wo und wie der Herr da ist, und esst und trinkt, was euer Glaube euch sagt.

Frank: Das ist doch der entscheidende Unterschied: »Schaut hin, guckt euch das an!« oder »Geht hin, also geht auch zum Abendmahl!« – ja oder nein? Und in der Runde habe ich schon herausgehört, dass da nicht alle einer Meinung wären.

Grünhagen: Das haben wir gerade jetzt wieder gelernt bei dem Gedenken an Luthers Erlebnis in Worms: Das in Gott gebundene Gewissen ist ein ganz hohes Gut. Deshalb finde ich es auch wunderbar, dass das gerade von römisch-katholischer Seite für die konfessionsverbindenden Ehen so benannt wird. Gleichzeitig ist damit natürlich auch implizit eine gewisse Anerkennung verschiedener Aussagen verbunden, wenn man an der Kommunion teilnimmt, ohne dass diese explizit ausgesprochen werden müssen. Ich halte es auch für einen großen Reichtum, wenn man sich gegenseitig erst einmal seine Schätze zeigen kann, wenn man einen respektvollen Umgang miteinander einübt. In der Handreichung fand ich ganz bemerkenswert, dass sie auf Dinge hinweist, die ja auch über diesen Kirchentag hinaus im ökumenischen Kontext unendlich wichtig sind, zum Beispiel auf den Umgang mit den Relikta, also mit den übrig gebliebenen Abendmahlsgaben. Ein würdiger Umgang damit ist vielen Christinnen und Christen ein Anliegen. Möglicherweise drücke ich mit dem, was ich tue, wie ich handle, schon etwas aus, was unter Umständen nicht ökumenisch sensibel ist. Das zu erkennen, finde ich, ist schon mal unendlich wertvoll, und ich würde, eben weil der Grundsatz lautet, Abendmahlsgemeinschaft ist Kirchengemeinschaft, nicht teilnehmen können. So kann ich es nur für mich sagen.

Frank: Schauen wir auf die Corona-Situation. Da etablieren sich Formen wie das Online-Abendmahl: Jemand feiert Gottesdienst, ich nehme zu Hause teil, richte Brot und Wein zurecht und habe dann ein Online-Abendmahl. Da gibt es sehr unterschiedliche Vorstellungen und das hat ja auch etwas Demokratisches. Sind Sie dabei?

Grünhagen: Ich selber habe das noch nicht erlebt. Aber es gab eine Umfrage unter den Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, ob sich unter Corona so etwas entwickelt hat. Ich war völlig überrascht, dass sich dieses Online-Abendmahl in ganz vielen Freikirchen tatsächlich etabliert hat. In einer Antwort dieser Umfrage hieß es sogar, das habe sich jetzt zu einem Lieblingsmodell entwickelt, und da frage ich mich schon, wie das ist mit der Koinonia und der leiblichen Präsenz der Kommunikantinnen und Kommunikanten? Also, ich muss noch darüber nachdenken. Das ist noch eine theologische Aufgabe.

Frank: Ich meine, wenn man die Mahlgemeinschaft ernst nimmt, dann müsste man sich das natürlich erst mal in Präsenz vorstellen.

Söding: Ich denke, die katholische Tradition ist immer sehr erfinderisch gewesen, wenn es darum ging, bestimmte pastorale Bedürfnisse zu erfüllen. Beispielsweise war es in der DDR so, dass in einem zentralen Gotteshaus Eucharistie gefeiert wurde und sogenannte Diakonatsshelfer\*innen haben sie vor Ort in den Dörfern verteilt, und das war durchaus *eine* Gemeinde. Allerdings muss ich sagen, dass

ich Transsubstantiation durch Digitalisierung doch ein bisschen fragwürdig finde, weil wir halt die Elemente haben. Wir haben häufig darüber diskutiert: Es kommt nicht nur auf die Elemente an, das stimmt. Aber es kommt auch auf die Elemente an. Weil die Eucharistie nämlich ein Sakrament ist. Bei der Taufe gibt es Wasser, bei der Eucharistie gibt es Brot und Wein.

Frank: Aber was ist mit dem Ruf der Christen zur Einheit, die im Mahl zum Ausdruck kommt? Müsste nicht der Impuls noch viel stärker sein?

Nüssel: Ja, in meinem Eingangsstatement habe ich ja schon gesagt, dass ich diesen Ruf für sehr wichtig halte und dass man wirklich den Auftrag hat, die Mahlgemeinschaft zu ermöglichen, wo es irgend geht. Ich denke auch, dass das sehr wohl in ökumenischer Sensibilität geschehen muss, nämlich in der Sensibilität dafür, dass die Traditionen eben auch unterschiedlich gewachsen sind, dass die Gründe, warum es Schwierigkeiten gibt, auch ganz unterschiedlich sind. Deswegen denke ich auch, wir haben hier eine Ökumene der unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Allerdings darf man das meiner Ansicht nach nicht als Argument nehmen, um zu sagen, dann bemühen wir uns auch nicht entsprechend. Denn es gibt eben auch, und das ist in Deutschland nun mal in ganz besonderer Weise der Fall, gemeinsame Traditionshintergründe, die es nicht rechtfertigen, es bei den Unterschieden und der Trennung zu belassen. Ich denke, wir haben hier den Auftrag voranzugehen. Und man muss auch ernsthaft hören, dass viele Gläubige vieler Konfessionen in Deutschland, aber sicherlich insbesondere evangelische und katholische, hier einen Wunsch artikulieren, der meiner Ansicht nach ein sehr natürliches Zeugnis des Glaubens ist. Da muss die Theologie überlegen: Wo sind die Hinderungsgründe – und nicht, wo sind die Legitimationen?

Frank: Eine Frage aus dem Publikum nimmt darauf Bezug, dass vor 40 Jahren die Lima-Liturgie entwickelt wurde, also der Versuch einer konsensuellen Liturgie im Ökumenischen Rat der Kirchen. Die spielt gar keine Rolle mehr, der Vatikan hat sie, glaube ich, auch nicht approbiert. Ist das für Sie nach wie vor ein Modell? Es findet ja jetzt nicht statt. Jetzt finden konfessionelle Gottesdienste statt mit Einladung zur jeweiligen Liturgie: Kommt und schaut, kommt und geht! Was aber ist mit solch alternativen Formen der Liturgie, auf die sich dann alle verständigen können?

Strübind: Ja, ich kenne natürlich die Lima-Liturgie, und es war, glaube ich, ein anderer Impetus zu sagen, wir schaffen hier eine ökumenische Form, auf die sich alle einigen können. Vielleicht oder sicher ist das doch auch ein Weg gewesen, von dem man jetzt sagt, er ist im Augenblick nicht möglich, sondern es gibt einen anderen Weg, das Abendmahl der anderen zu achten, zu respektieren und auch daran teilzunehmen, ohne in gewisser Weise unter diesem Vereinheitlichungsdruck zu stehen. So habe ich das in der Handreichung »Gemeinsam am Tisch des Herrn« verstanden und gleichzeitig aber die Leidenschaft entdeckt – um auch tatsächlich im Wortsinne daran weiterhin zu leiden –, dass wir nicht gemeinsam am Tisch des Herrn sind, dass man das wachhält in der Ökumene und dem nicht ausweicht, weil es Schwierigkeiten gibt.

Frank: Verstehe ich das also richtig: Jeder bleibt bei seinem Leisten? Meine Teilnahme am Abendmahl empfinde ich als Gemeinschaft in Jesu Namen. Alle anderen Kirchen und Konfessionen sind dann nur Parallelwelten?

Söding: Es wäre eine Katastrophe, wenn es so wäre. Es wäre auch schlimm, wenn diese Botschaft vom Ökumenischen Kirchentag ausginge. Ich glaube, das Gegenteil ist der Fall. Es ist in der Tat so, dass die Kirchen sich in einem bestimmten Sinn nicht zu wichtig nehmen sollen. Es gibt sie nicht um ihrer selbst willen, sondern es gibt sie um Gottes willen. Es gibt sie um Jesu Christi willen. Diese Perspektive zu öffnen und nicht nur darüber zu sprechen, sondern sie zu feiern, das macht den Gottesdienst einfach stark, auch die Eucharistiefeyer. Durch den Prozess auf dem Ökumenischen Kirchentag wurde möglich, dass man nicht abgeschottet voneinander feiert, sondern aufmerksam füreinander und damit vernetzt. Wir feiern Jesus Christus, und ich bin sicher, dass er aus unseren Unterschieden das Beste machen wird.



---

# Schwerpunkt Internationale Verantwortung

## **Corona-Pandemie und internationale Gesundheitspolitik**

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am  
23. April 2021 im DB Webcast Studio, Frankfurt/Main.<sup>1</sup>

Bischof Johannes Bahlmann OFM, Óbidos/Brasilien  
Heiko Maas MdB, Bundesaußenminister, Berlin  
Dr. Hiyam Marzouqa-Awad, Kinderkrankenhaus Bethlehem,  
Palästinensische Gebiete  
Dr. Gisela Schneider, Direktorin des Deutschen Instituts für  
Ärztliche Mission, Tübingen  
Dr. Assitan Soumaré, Ärztin am Sozial-medizinischen Zentrum  
Bamako/Mali

Moderation:  
Carolin Kronenburg, Pressesprecherin von Adveniat, Essen

**Kronenburg:** Seit mehr als einem Jahr stellt das Coronavirus das soziale Miteinander der Menschen weltweit vor enorme Herausforderungen. Die Pandemie macht die Schwächen der globalen Gesundheitspolitik sichtbar. Welche Konsequenzen müsste die Weltgemeinschaft aus der Corona-Pandemie ziehen? Wir richten zunächst den Blick auf Palästina, Mali und Brasilien. Seit über 30 Jahren arbeitet Dr. Hiyam Marzouqa im Caritas Baby Hospital in Bethlehem. Was bedeutet die Corona-Pandemie für die Menschen und das Gesundheitssystem in Palästina?

**Marzouqa-Awad:** Die Pandemie trifft die Armen, Alten und Kranken am stärksten. Viele haben ihre Arbeit verloren. Viele Familien haben keine Rücklagen. Aktuell gibt es in Palästina ca. 315.000, in Gaza 94.000 Infizierte. Bei uns fehlt es an Impfungen, an Geld, an Spitalbetten. Es fehlt am konsequenten Abstandhalten und Mundschutztragen. Das Gesundheitssystem in Palästina ist schlechter aufgestellt als in Israel. Viele, die ein Krankenhaus gebraucht hätten, mussten zu Hause behandelt werden. Palästina leidet unter Freiheitsbeschränkungen und politischer Instabilität, das Leben ist durch die Pandemie zusätzlich beeinträchtigt. Die Leute sind isoliert und leiden vermehrt an Angst und Depression.

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

Kronenburg: Bischof Johannes Bahlmann leitet seit zwölf Jahren das Bistum Óbidos im Bundesstaat Pará, mitten im brasilianischen Amazonas-Regenwald. Sein Bistum ist halb so groß wie Deutschland und betreibt drei Krankenhäuser. Zudem versorgen zwei Krankenhausschiffe die Dörfer und Städte entlang des Amazonas. Was bedeutet die Corona-Pandemie für die Menschen, das Gesundheitssystem und die Kirche vor Ort?

Bahlmann: Wir haben im Bundesstaat Pará insgesamt acht Millionen Einwohner, 460.000 Infizierte und 12.500 Corona-Tote. In ganz Brasilien gibt es 14 Millionen Infizierte und 400.000 Corona-Tote. Am schwersten betroffen ist die ärmste Bevölkerung, am Stadtrand, im Hinterland, die Quilombos, die Indigenen, die Flussanrainer. Wir haben uns als Kirche schon vor Jahren aufgemacht, um das Gesundheitssystem in unserer Region neu anzugehen. Was am meisten fehlt, sind erstens eine gute Koordination und zweitens der gute Wille, vor allen Dingen der politische Wille. Leider nutzt man diese Pandemie aus, um parteipolitische und wirtschaftliche Interessen durchzuboxen. Wir setzen uns auch sehr dafür ein, die psychologischen, emotionellen, spirituellen und ökonomischen Konsequenzen zu mildern. Wir haben über 60 Tonnen Lebensmittel und Hygienematerial verteilt und wir setzen uns jetzt auch für Impfstoffe ein. Mit den Krankenhausschiffen können wir einen großen Teil des Amazonasgebietes abdecken, damit auch die Menschen dort Impfstoffe bekommen. Es ist jeden Tag ein Kampf – nicht nur gegen dieses Virus, sondern auch gegen die Politik.

Kronenburg: Dr. Assitan Soumaré arbeitet im Centre Médico-Social in Bamako, der Hauptstadt von Mali. Sie hat sich dafür eingesetzt, dass es dort jetzt auch kostenlosen Service gibt. Wie ist es um das Gesundheitssystem in Mali bestellt?

Soumaré: Die ersten Fälle hatten wir Ende März 2020, ca. vier Monate nach Beginn der Epidemie auf der Welt. Bis Ende November war es ruhig. Die zweite Welle war viel dramatischer. In Mali haben wir für 20 Millionen Einwohner weniger als 100 Intensivbetten. Seit April stehen wir mitten in der dritten Welle, die Impfkampagne hat vor ca. einem Monat angefangen. Bis das Virus bei uns ankam, haben wir vier Monate nur über die Medien von Corona gehört. Die Vorbeugungsmaßnahmen wurden schwer akzeptiert: Dass man plötzlich die Oma oder ein krankes Familienmitglied isolieren muss, haben die Menschen nicht verstanden. Viele Leute haben ihre Arbeit verloren, sind nicht sozialversichert und haben auch keine Ersparnisse. Diese Armutssituation hat die politischen Spannungen verschärft und es kam zu Protesten, im September 2020 hatten wir einen Putsch. Vom Staatsbudget werden nur fünf Prozent ins Gesundheitssystem investiert. Es gibt die politische Krise, eine Sicherheitskrise im Norden und im Zentrum. Da muss man auch kämpfen und deswegen gibt es nicht viel Geld für das Gesundheitssystem. Und dieses fragile System wird noch herausgefordert durch Tuberkulose, Hepatitiden, Malaria, Unterernährung von Kindern.

Kronenburg: Minister Maas, was bewegt Sie persönlich am meisten, wenn Sie die Berichte aus diesen drei Weltregionen hören?

Maas: Die Hilflosigkeit, die dabei zum Ausdruck kommt. Wir haben uns entschieden, dafür zu sorgen, dass der Impfstoff nicht nur in Länder kommt, die in der

Lage sind, das finanziell zu gewährleisten. Dass wir nicht einen nationalen Weg beschritten haben, um möglicherweise selber früher mehr Impfstoff zu bekommen, hat zu ganz schwierigen Diskussionen in Deutschland geführt. Der solidarische Weg, den wir gegangen sind, wurde in der Öffentlichkeit nicht immer goutiert. Es gibt ja Länder, etwa Russland oder China, die andere mit Impfstoff versorgen, aber nicht aus karitativen Gründen, sondern verbunden mit politischen Erwartungen. Man versucht damit Politik zu machen, und das hätten wir auch machen können. Aber wir haben gesagt, nein, wir stellen uns international auf mit anderen. Es gibt bei der Weltgesundheitsorganisation (WHO) die Impfstoff-Initiative Covax<sup>2</sup>. Deutschland hat dafür 2,1 Milliarden Euro zur Verfügung gestellt. Covax hat mittlerweile 41 Millionen Impfdosen in 118 Länder auf der ganzen Welt verschickt. Wir haben entschieden, uns nicht nationale Vorteile zu erschließen. Ich halte es für die logische Konsequenz aus der Einschätzung, dass jeder erst dann sicher ist, wenn wir alle sicher sind vor dem Virus. Das geht alles sehr langsam, aber ich bin fest davon überzeugt, dass es der richtige Weg ist.

Kronenburg: Frau Dr. Schneider, überzeugt Sie die Strategie der deutschen Außenpolitik?

Schneider: Es ist ein ganz wichtiger Schritt, dass die Bundesregierung sich entschlossen hat, Covax zu unterstützen. Wir können diese Pandemie nur als globale Gemeinschaft überwinden. Sie zeigt wie ein Brennglas, wo die Ungerechtigkeiten sind. Und wenn so ein Virus auf ein schwaches Gesundheitssystem trifft, dann muss die Antwort über den Impfstoff hinausgehen: Wir brauchen starke, resiliente Gesundheitssysteme.

Kronenburg: Herr Minister Maas, das Covax-Programm ist bis jetzt noch unterfinanziert. Wo soll das Geld für die Hunderte Millionen von Impfdosen herkommen?

Maas: Wir machen Druck innerhalb der Europäischen Union, beim nächsten G7-Treffen der Außenminister, bei den Vereinten Nationen. Das bisherige Ziel ist, 20 Prozent der Weltbevölkerung zu versorgen. Da bleiben noch 80 Prozent übrig, das verdeutlicht, wie groß der finanzielle Bedarf noch ist.

Kronenburg: Eine Lösung wäre, Patentrechte für die Impfstoffe zu teilen. Wie können wir zu einer zeitweisen Aussetzung des Patentschutzes, zum sogenannten Waiver, kommen, wenn die Patente in den Händen der reichen Industrienationen liegen?

Maas: Auf den ersten Blick ist das eine faszinierend logische Idee. Wir geben die Patentrechte frei und dann kann überall produziert werden. Allerdings brauchen wir den Impfstoff jetzt sehr schnell. Ich glaube nicht, dass in Palästina, in Mali oder am Amazonas die Impfstoff-Produktionen aus dem Boden sprießen, und deshalb müssen wir mit den Kapazitäten arbeiten, die wir haben. Die neue Generaldirektorin der WTO schlägt stattdessen direkte Partnerschaften zwischen Entwicklungsländern und Impfstoff-Produzenten vor.

<sup>2</sup> Covid-19 Vaccines Global Access

Schneider: AstraZeneca hat sich zum Beispiel mit einer indischen Firma zusammengetan und sehr viel Impfstoff produziert, der über Covax auch in afrikanische Regionen geht. Das ist ein Weg, wie man schnell agieren kann. Aber wir müssen jetzt schon über nachhaltiges Agieren nachdenken. Es kommt nicht von ungefähr, dass Südafrika und Indien bei der WTO beantragt haben, die TRIPS<sup>3</sup>-Bestimmungen für die Zeit der Pandemie auszusetzen. Es gibt dort Kapazitäten, die man nutzen könnte. Und ich möchte darauf verweisen, wie der Waiver von Patenten bei Aids Millionen Menschen vor dem Tod bewahrt hat. Die Zivilgesellschaft hat sich dafür eingesetzt, dass diese Medikamente generisch hergestellt werden können. Es war ein relativ langer Weg, aber heute haben 26 Millionen Menschen jeden Tag Zugang zu diesen Medikamenten, zu einem Preis, den sie auch bezahlen können. Die Welthandelsorganisation sollte diesen Waiver wirklich ins Auge fassen.

Kronenburg: Bischof Bahlmann, welche Rolle müssen die Kirchen übernehmen?

Bahlmann: Wir müssen uns viel bewusster machen, dass wir alle in einem Boot sitzen und wirklich aufeinander angewiesen sind. Das ist wichtig, um gegen populistische Tendenzen anzugehen. Die Religionen haben verschiedene Ebenen, zuerst natürlich die spirituelle, die seelsorgliche Ebene. Die Menschen erleben eine Instabilität. Wie können wir ihnen eine Stütze geben? Viele Menschen leiden psychologisch oder auch spirituell und emotional. Das ist ein großes Problem, das wir noch gar nicht so im Blick haben. Natürlich leisten die Kirchen ganz konkrete Hilfe und versuchen, die Nischen auszufüllen, wo der Staat nicht hineinkommt, aber es muss auch politischer Druck entstehen, dass man sich gegenseitig hilft.

Kronenburg: Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, was sich in Bezug auf die internationale Gesundheitspolitik nach der Pandemie oder durch die Pandemie zum Guten wenden sollte, welcher wäre das?

Schneider: Ich glaube, es ist wichtig, dass staatliche, zivilgesellschaftliche und kirchliche Organisationen gemeinsam an den Lösungen arbeiten und der Staat den Rahmen gibt. Wir müssen mutige Schritte gehen, dass wirklich alle Menschen Zugang zu Gesundheit bekommen. Und alles hinterfragen, was bisher passiert ist, und auch neue Wege gehen.

Marzouqa-Awad: Ich wünsche mir, dass wir nach der Pandemie wieder sozial leben können, ohne Masken, ohne Abstand. Unser Volk ist beeinträchtigt durch die politische Instabilität und das macht das Leben noch schwerer. Dass soziales Leben wieder funktioniert, ist die einzige Möglichkeit für uns.

Soumaré: Ich wünsche mir, dass wir ganz schnell wieder zur Normalität kommen, uns dann als Menschen auf Augenhöhe begegnen und zusammen für eine bessere Welt einsetzen.

Bahlmann: Mein Wunsch ist, dass wir uns mehr als Weltgemeinschaft wahrnehmen und auch die gemeinsame Verantwortung dafür sehen. Dona Corona zwingt uns, dass wir aufeinander zugehen, und ich glaube, da erleben wir nicht

<sup>3</sup> Handelsbezogene Aspekte der Rechte des geistigen Eigentums (TRIPS: Trade-Related Aspects of Intellectual Property Rights)

nur Fragilität, sondern auch sehr viel Potenzial. Das wird uns helfen, uns wieder neu zu verstehen als Menschen, als Weltgemeinschaft. Ich wünsche mir, dass die Solidarität noch mehr wächst. Das passiert auch schon. Und dass wir die Sensibilität für die Schöpfung Gottes wieder neu entdecken und auch unsere Verantwortung gegenüber der Schöpfung und der Menschheit.

Maas: Ich glaube, dass menschliche Nähe genauso existenziell ist wie Essen und Trinken. Und ich bin mir nicht sicher, ob es eine Selbstverständlichkeit ist, dass wir zu dieser Nähe, so wie wir sie kennen und brauchen, wieder zurückkehren. Deshalb würde ich mir wünschen, dass die Religionsgemeinschaften ihren Beitrag dazu liefern, dass wir diese menschliche Nähe wiederbekommen. Denn Religion und Nächstenliebe sind die beste Grundlage dafür, die Gesellschaften auf diesem Weg zu unterstützen.

---

## Schwerpunkt Digitale Gesellschaft

### **Zwischen Meinungsfreiheit und Hate Speech Gesprächskultur im Netz**

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am  
13. Mai 2021, Ev. Akademie Frankfurt/Main.<sup>1</sup>

Sawsan Chebli, Staatssekretärin für Bürgerschaftliches  
Engagement und Internationales, Berlin  
Judith Horchert, Ressortleiterin Netzwelt bei Der Spiegel,  
Hamburg  
Hanna Jacobs, Pfarrerin, Hannover  
Dr. Benjamin Krause, Oberstaatsanwalt, #HessengegenHetze,  
Frankfurt/Main

Moderation:  
Dr. Gernot Meier, Studienleiter in der Ev. Akademie Baden,  
Karlsruhe

Meier: »Der Hass ist nicht mehr zu übersehen auf Deutschlands Straßen«, schrieb am Montag die Süddeutsche Zeitung, und weiter: »Genährt werden Wut und Aggression in Zigtausenden Nachrichten in sozialen Medien. Sie sind verborgen – und doch allgegenwärtig.«<sup>2</sup> Eine SZ-Datenrecherche in 12 Millionen Telegram-Nachrichten macht die Gefahr messbar. Sie zeigt, wie sich in den Netzwerken Verschwörungsmymthen, Hetze und Rassismus zu einer toxischen Mischung verbinden. Liebe Kirchentagsbesucher\*innen, was ist Hate Speech und was ist Meinungsfreiheit? Wer profitiert davon, dass gesellschaftliche Aus-handlungsprozesse manchmal nur noch kaum möglich erscheinen? Wie können wir als Gesellschaft, als Christinnen und Christen aktiv werden?

Die Bekämpfung von Hate Speech ist die Bekämpfung von Straftaten und nicht eine Einschränkung von Meinungsfreiheit. Eine erste Frage an Sie, Herr Krause: Bringen Sie uns bitte auf den aktuellen Stand, was ist aus juristischer Sicht Hate Speech und was darf ich alles im Rahmen der Meinungsfreiheit sagen?

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

<sup>2</sup> Ebitsch, Sabrina/Krause, Berit/Schories, Martina et al. (2021): Der Hass wächst. Wie die Pandemie zum Brandbeschleuniger für Radikalisierung wurde, in: Süddeutsche Zeitung, 10. Mai 2021. Der Beitrag ist Teil des Projekts #hassmessen. [sz.de/hassmessen](https://sz.de/hassmessen) (zuletzt aufgerufen: 27.10.2021).

Krause: Ich glaube, da gibt es ganz unterschiedliche Begriffsbestimmungen, je nachdem, ob man es aus politischer, aus wissenschaftlicher oder eben aus strafrechtlicher Sicht betrachtet, und es gibt mit Sicherheit keine einheitliche Definition, wie wir Juristen sagen. Aber Sie haben vollkommen zu Recht darauf hingewiesen, dass es gerade diesen verfassungsrechtlichen Schwerpunkt der Meinungsfreiheit gibt. Aus strafrechtlicher Sicht ist dabei wichtig, dass diese Meinungsfreiheit aber nicht schrankenlos gewährt wird, sondern eingeschränkt werden kann, wenn Straftatbestände greifen. Genau das ist der Punkt, der mir persönlich wirklich am wichtigsten ist, dass man nicht sagen kann, hier ist eine rote Linie, die ist überschritten, die gilt immer, sondern es kommt immer und ausschließlich auf den Einzelfall an, auf den jeweiligen Kontext der Auseinandersetzung, der Diskussion. Es gibt – und das macht es für uns natürlich auch aufwendig und schwierig – keine Schablone, die wir anlegen können, um einfach zu sagen, das ist Hate Speech und das nicht, sondern wir müssen immer ganz genau darauf achten, wie hat sich die Diskussion entwickelt, was ist damit gemeint? Nicht nur aus subjektiver Sicht desjenigen, der etwas geschrieben hat, sondern auch aus objektiver Sicht. Meiner Meinung nach ist es also sehr aufwendig, nicht eindeutig zu beschreiben, aber genau richtig so, um die Meinungsfreiheit nicht auch nur ein kleines Stück zu sehr einzuschränken.

Horchert: Man sieht auf jeden Fall, dass hier ein Diskussionsprozess stattfindet. Wenn man zum Beispiel »Meinungsfreiheit« bei Google eingibt, dann erhält man Fragen, die Nutzer häufig dazu gestellt haben. Bei einer Deutschsprachigen Google-Suche lautet die allererste: »Hat man in Deutschland Meinungsfreiheit?« Das ist offenbar eine Frage, die häufig eingegeben wird ins Suchfeld. Da zucke ich erst mal zusammen und denke: Wie kann es sein, dass diese Frage ernsthaft und regelmäßig gestellt wird? Zum einen heißt das natürlich für uns als Journalisten, dass wir uns damit auseinandersetzen müssen, warum Menschen sich tatsächlich fragen, ob sie dieses Recht haben und es ausüben können, und vielleicht auch, was darunter zu verstehen ist. Andererseits ist es auch ein Zeichen dafür, dass einiges wohl durcheinandergebracht wird. Dass Meinungsfreiheit als Begriff immer häufiger und auch inflationär genutzt wird und auch im falschen Kontext, teilweise auch missverständlich. Denn unter Meinungsfreiheit versteht man ja nicht Widerspruchsfreiheit. Natürlich darf man seine Meinung sagen, aber es darf auch widersprochen, es darf kritisiert werden – und oft geht es genau darum. Wenn es heißt »Das darf man nicht mehr sagen«, dann meinen die Leute nicht unbedingt, dass sie dafür ins Gefängnis kommen oder bestraft werden, sondern dass sie zum Beispiel einen Shitstorm auslösen oder das Gefühl haben, gegen eine wie auch immer geartete Mainstream-Meinung anzuschreiben. Und entsprechend ist das Problem, dass diese Begriffsschärfung nicht mehr richtig stattfindet. Es ist zu befürchten, dass der Begriff Meinungsfreiheit durch diesen inflationären Gebrauch entwertet wird und dass Leute, indem sie behaupten: »Dies und das kann ich nicht mehr sagen«, umso eher Aufmerksamkeit bekommen. Und dann müssen wir Journalisten uns kritisch hinterfragen, ob wir nicht diesen Impuls haben, aufzuzeigen, dass man dies und das sehr wohl sagen

darf und dass wir dadurch noch größere Bühnen bereiten für Sachen, die vielleicht ansonsten in einer Nische stattgefunden hätten.

Chebli: Es ist in der Tat so, wenn ich jetzt aus meiner persönlichen Erfahrung spreche, dass sich etwas verändert hat in unserer Gesellschaft. Ich kann mich an keine Zeit erinnern in meinen jungen Jahren als Teenagerin, wo ich erlebt hätte, dass die Gesellschaft so polarisiert ist, dass die Sprache so verroht, dass sämtliche Hemmschwellen weggefallen sind, rote Linien verschwinden, Unsagbares auf einmal sagbar wird. Die Leute haben das Gefühl, sie können das einfach machen, und das Netz ist natürlich ein Brandbeschleuniger. Die Hassmails, die ich kriege, kommen oft in der Nacht. Vielleicht haben die Leute dann auch ein bisschen getrunken und alles lässt sich so viel leichter tippen. Immer häufiger erscheinen Kommentare mit Klarnamen, weil die Leute natürlich auch sehen, dass viele Dinge, die sie sagen, ungeahndet bleiben. Es fühlt sich so an, als wäre das Internet ein rechtsfreier Raum.

Diese Verrohung der Sprache führt im schlimmsten Fall dazu, dass Menschen ermordet werden. Der Mord an Walter Lübcke war auch ein Resultat der Verrohung der Sprache. Das hat mich zum Beispiel dazu gebracht, vor Jahren meinen Facebook-Account zu deaktivieren, weil ich überhaupt nicht mehr kontrollieren konnte, was da passierte. Ich habe das Gefühl, wenn das so weitergeht, könnte diese Hasssprache, diese digitale Gewalt, irgendwann zu einer physischen werden. Deswegen sehe ich da ganz klar eine Veränderung in der letzten Zeit – bei mir persönlich etwa in den letzten fünf Jahren, bei anderen vielleicht schon vorher. Und das macht mir schon ganz große Sorgen.

Bei den Rechten erlebe ich, dass sie wahnsinnig gut organisiert sind, strukturiert transnational agieren, viel Geld und Ressourcen ins Netz stecken, viel mehr als in Menschen. Ich habe gehört, es gab eine Analyse, dass die AfD im Bundestag zum Beispiel viel mehr Geld ins Netz steckt als in wissenschaftliche Mitarbeiter. Sie wissen genau, wie es funktioniert, wie sie wirken im Netz und wie viel Kraft im Digitalen entfaltet werden kann. Ich habe das Gefühl, dass wir, die Demokratinnen und Demokraten, noch nicht gut genug gewappnet sind. Mit diesem strukturellen, gut organisierten, koordinierten, transnationalen Agieren sollten wir uns viel effektiver auseinandersetzen, wir sollten bessere Instrumente entwickeln und vor allem auch Allianzen bilden, darin sind wir noch nicht so gut.

Meier: Sie haben den Mord an Herrn Lübcke angesprochen. War das ein Wendepunkt oder war es eher ein schleichender Prozess, der sich daran ganz stark öffentlich festgemacht ließ?

Chebli: Der Mord an Walter Lübcke war für mich keine Überraschung. Es war eine Frage der Zeit, bis so etwas Schreckliches passiert. Für uns Betroffene fühlt es sich schon seit vielen Jahren so an, dass wir Unsicherheit spüren. Ja, auch Hanau und Halle waren nichts, was auf einmal da war, sondern es ist eine Entwicklung in diesem Land, ein Klima des Hasses und der Gewalt, das dann eben in solche Verbrechen mündet. Für Menschen, die von Rassismus betroffen sind, ist das eigentlich eine Alltagserfahrung, die sie immer wieder kommuniziert haben. Aber ich merke das ja auch, Deutschland hatte lange Zeit ein Problem, mit



dem Wort Rassismus umzugehen wegen unserer Geschichte. Ich bin froh, dass seit dem Mord an Walter Lübcke überall, auch bei der politischen Elite, angekommen ist: Ja, Deutschland hat ein Rassismus-Problem. Wir sprechen ganz offen über Rassismus und Rechtsextremismus. Da sehe ich eine gute Entwicklung, auch wenn wir an vielen Stellen noch deutlich besser werden müssen.

Horchert: Ich möchte Frau Chebli zustimmen und ergänzend dazu sagen, dass es ein ganz wichtiger Punkt ist, dass sich das nicht nur im Netz abspielt. Das ist zum Beispiel wichtig für Eltern, deren Kinder von Cybermobbing betroffen sind. Man kann nicht einfach sagen: »Das ist doch nur im Internet, lösche deinen Account und halt dich fern oder mach dein Handy aus.« Sondern tatsächlich nimmt es auch Dimensionen an, die in die physische Welt übergehen, sei es durch Bedrohungen oder auch durch das sogenannte »Doxing«, bei dem persönliche Daten wie die Wohnadresse veröffentlicht werden. Dann kann womöglich jemand vor der Tür stehen, was zu einer ganz realen Bedrohung wird.

[...]

Meier: »Wir können davon ausgehen, dass es in Deutschland Menschen gibt, die mit radikalen Online-Communitys sympathisieren«, schreibt nach meiner Erinnerung Julia Ebner, »unabhängig vom Alter, der Bildung, dem kulturellen, finanziellen und sozialen Kapital.«<sup>3</sup> Das heißt, die Radikalisierung geht in die breite Masse. Frau Jacobs, auch in unseren Kirchengemeinden werden sich wohl diese Meinungen, Positionen und Weltbilder finden. Wenn Sie Ihre Arbeit der letzten Jahre Revue passieren lassen, war es auch eher ein schleichender Prozess, dass diese Dinge offenbar wurden, waren sie schon vorhanden? Wie haben Ihrer Meinung nach die Kirchen reagiert auf die Dinge, die ihnen da begegnen im Zusammenhang mit einem Rassismus, der wirklich bis in die Mitte der Gesellschaft geht?

Jacobs: Ich würde sagen, erst im Zusammenhang mit dem Tod von George Floyd habe ich zumindest medial wahrgenommen, dass sich auch viele jüngere Menschen solidarisieren, die in der Kirche arbeiten oder aktiv sind, und das zum Thema machen. Wir müssen über unseren eigenen Rassismus auch in der Kirche nachdenken, sagen sie. Die evangelische Kirche in Deutschland ist sehr, sehr weiß. Separat davon gibt es Migrationsgemeinden, die meistens einen anderen kirchlichen Hintergrund haben. In katholischen Gemeinden gibt es dadurch, dass es eben eine Weltkirche ist, oft Kontakt zu Menschen, die eine andere Sprache sprechen, die eine andere Hautfarbe haben. Das ist in der evangelischen Kirche selten der Fall und deswegen mussten wir uns damit bisher wenig auseinandersetzen. Ich bin froh, dass das jetzt zum Thema gemacht wurde. Im tatsächlichen Gemeindealltag aber kommt so etwas dann meistens leider erst später an, und man muss auch erst mal die Menschen, mit denen man zusammenarbeitet, davon überzeugen, dass das ein Thema sein könnte, mit dem auch sie sich auseinandersetzen müssen.

<sup>3</sup> Ebner, Julia (2019): Radikalisierungsmaschinen. Wie Extremisten die neuen Technologien nutzen und uns manipulieren, Berlin: Suhrkamp.

Meier: Ich möchte einen Post einer politisch engagierten Frau auf Instagram zitieren: »Ich habe mich namentlich nicht solidarisiert, weil mir eine Menge Vollidioten folgen. Incels, Nazis, Neurechte. Leute, die nur darauf warten, mich und die, über die ich spreche, fertigzumachen. Ich bin da nicht die Einzige, viele von den politischen, reichweitenstarken Accounts haben damit zu kämpfen.«<sup>4</sup> Frau Horchert, wie beurteilen Sie das aus Ihrer Position und aufgrund Ihrer Arbeit: Ist die Reaktion von Frau Passmann ein Einzelfall oder ist die Entwicklung zur Selbstzensur im quasi öffentlichen Raum einer amerikanischen Internetplattform langsam normal geworden?

Horchert: Leider ist es in Teilen normal geworden, dass gerade Frauen, die sich prominent in sozialen Netzwerken äußern, aufgrund von Hassreaktionen, dazu übergehen, ihren Account zu deaktivieren und sich nicht mehr oder eben möglichst nicht mehr provokant zu äußern. Das ist natürlich ein großer Verlust für das Meinungsspektrum im Internet. Das muss man schon sagen. Andererseits ist es auch so, dass man erst langsam ein Gefühl dafür bekommt – das gilt für uns alle, auch für die, die sehr viel online unterwegs sind –, was Öffentlichkeit eigentlich bedeutet, auch so eine lang andauernde Öffentlichkeit. Vielleicht kann man auch gar nicht absehen, dass es so ein großes Archiv gibt. Man hat vielleicht doch mal irgendwann aus einer Laune heraus getwittert und nicht darüber nachgedacht, wie das in zehn Jahren oder so aussehen mag. Aber ich glaube, diesen Umgang mit öffentlichen Äußerungen müssen wir teilweise auch lernen. Und es besteht natürlich die Gefahr, dass Äußerungen so ein bisschen »weichgespült« werden, wenn man vorsichtiger wird, was man sagt. Es muss ja nicht immer schlecht sein, einen Gang zurückzuschalten. Aber tatsächlich stimmt es, dass dieses Silencing mehr und mehr um sich greift, also dass Menschen sich tatsächlich nicht mehr zu Wort melden, weil sie die Reaktion fürchten.

Chebli: Das ist in der Tat ein ganz großes Problem. Ich bin ja Staatssekretärin für bürgerschaftliches Engagement, dabei geht es mir auch darum, die Zivilgesellschaft zu motivieren, ihre Stimme zu erheben, und um gesellschaftlichen Zusammenhalt und dass man sich eben nicht zurückzieht. Ich sage immer, wenn ich das Gefühl habe, dass Menschen zu leise werden, die sich für unsere Demokratie und für den Zusammenhalt einsetzen, dann mache ich mir Sorgen um den Zustand in unserem Land. Eine aktive, wache, engagierte Zivilgesellschaft ist das Bollwerk für eine starke Demokratie. Deswegen setze ich mich dafür ein, dass zivilgesellschaftliche Organisationen Kompetenzen an die Hand bekommen, um mit diesem Hass umzugehen. Einzelnen Personen würde ich natürlich nicht unbedingt immer sagen: »Kümmere dich nicht um den Hass, mach weiter«, weil ich ja weiß, wie hart es ist, sich nicht einfach zurückzuziehen und weiterzumachen, wenn man sich selbst akut bedroht fühlt. Ich verstehe auch Menschen, die sagen: »Ich ziehe mich zurück, ich ertrage diesen Hass einfach nicht mehr.« Ich bekomme Nachrichten von Leuten, die mir schreiben: »Ich

<sup>4</sup> Das Zitat wurde von Sophie Passmann am 12. April 2021 auf Instagram (fraupassmann) gepostet.

ertrage es nicht mal mehr, die Nachrichten zu lesen, die andere bekommen, geschweige denn, wenn ich selbst der Adressat dieses Hasses bin. Ich möchte das einfach nicht.« Da kann ich nicht sagen: »Ist egal, mach weiter, weil es wichtig ist für unsere Demokratie.« Ich habe absolut Verständnis dafür. Nur ist das gefährlich.

Die Tatsache, dass sich viele Betroffene alleine fühlen, hat auch damit zu tun, dass die Minderheit, die diesen Hass streut, zu laut erscheint. Es ist ja eine Minderheit, aber sie wirkt so unglaublich laut, und die Mehrheit wirkt in den Momenten, wo man betroffen ist, so still. Deswegen appelliere ich immer dafür, wenn ihr als zivilgesellschaftliche Organisation oder als einzelne Personen engagiert seid und den Hass erlebt, dann bildet Allianzen. Sucht euch Hilfe. Zieht euch nicht sofort zurück, zeigt Dinge an, und wenn es gefährlich wird, schaltet natürlich die Polizei ein. Aber wenn wir uns alle zurückziehen, weil wir das einfach nicht mehr ertragen, weil der Hass uns so übermannt, dann haben die anderen gewonnen. Das ist, ehrlich gesagt, einer der wenigen Gründe, warum ich weitermache. Ich habe auch keine Lust darauf, jeden Tag mehrere Hass-Nachrichten in meiner Inbox vorzufinden, geschweige denn auf das, was bei Twitter läuft, was Sie ja wahrscheinlich auch meinen. Ja, es wäre leichter zu sagen, ich habe keine Lust mehr. Ich will ja auch nicht, dass meine Familie oder mein Sohn davon betroffen sind. Aber dann hätten ja die anderen gewonnen, die uns mundtot machen wollen, die der Meinung sind, dass ich und meinesgleichen nicht nach Deutschland gehören, sondern dass dieses Land am besten deutsch und weiß sein soll. Das geht doch nicht.

Krause: Ich kann nur alles unterstreichen, was Sie, Frau Chebli, gesagt haben. Aus Sicht der Strafverfolgungsbehörden habe ich größten Respekt davor, dass Sie sich nicht zurückziehen. Aber wir als Strafverfolgungsbehörden mussten erst einmal lernen, glaube ich, was dieser Hass im Netz für Auswirkungen haben kann. Nämlich viel stärkere Auswirkungen als der Hass oder die Straftaten, die auf der Straße begangen werden. Ich glaube schon, dass ich die Strafverfolgungsbehörden dafür kritisieren darf, was sie in den vergangenen Jahren eben nicht gemacht haben. Aber ich glaube, da hat so langsam ein Umdenken stattgefunden. Es gibt immer mehr spezialisierte Stellen, die diesen Fällen von Hasskriminalität im Netz die Priorität geben, die sie verdient hat. Denn wenn hier auf dem Marktplatz, hier auf dem Römerberg eine Beleidigung ausgesprochen wird, ist es natürlich etwas ganz anderes, als wenn sie im Netz steht, wo ganz viele Personen sie sehen können. Aber für den Straftatbestand ist das quasi erst mal das Gleiche. Die Beleidigung bleibt eine Beleidigung, und als Strafverfolgungsbehörden mussten wir diese Unterschiede wirklich lernen. Ich persönlich muss an meiner Stelle auch immer dafür werben und für Überzeugung sorgen, dass diesen Fällen die aus Opferschutz-Gesichtspunkten nötige Priorität von den Staatsanwaltschaften und den Strafverfolgungsbehörden überhaupt erst eingeräumt wird. Das war mit Sicherheit ein Versäumnis. Aber ich glaube, wir kommen so langsam auf einen guten Weg, zumindest intern bei den Strafverfolgungsbehörden.

Chebli: Wir brauchen definitiv Expert\*innen, auch unter Ihren Kolleg\*innen, die damit umgehen. Ich habe ein paar Fälle erlebt, da wurde in dem einen Bundes-

land ein Verfahren gewonnen und in dem anderen war das eben nicht so. Es hängt an den Gerichten dort, wie damit umgegangen wird. Die einen sind sensibler, haben Expertise und sensibilisierte Strafverfolger, und die anderen eben weniger. Da muss noch eine Menge passieren.

---

## Schwerpunkt Finanzen und Wirtschaft

### **Europäische soziale Marktwirtschaft Die Corona-Pandemie als Herausforderung für ein solidarisches Europa**

Samstag, 15. Mai 2021, Saal Meridian II, Messe Frankfurt  
Die Veranstaltung wurde während des 3. Ökumenischen Kirchentages live gesendet und für die Mediathek aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Sylvie Goulard, Publizistin, Paris/Frankreich  
Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July, Vorsitzender der Kommission für Europafragen der Ev. Kirche in Deutschland (EKD), Stuttgart  
Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck, Vizepräsident der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Union (COMECE), Essen  
Jens Spahn MdB, Bundesgesundheitsminister, Berlin

Moderation:  
Dr. Ursula Weidenfeld, Wirtschaftsjournalistin, Potsdam

Weidenfeld: Frau Goulard, wenn man auf das letzte und dieses Jahr schaut und annimmt, dass wir das Schlimmste der Corona-Pandemie geschafft haben, was haben wir daraus gelernt?

Goulard: Ich finde, es ist zu früh zu denken, alles sei vorbei. Vor allem, weil diese Krise eine globale ist. Was wir lernen können, ist, wie wir miteinander verbunden sind, sowohl weltweit als auch in Europa. Unsere Schicksale können nicht voneinander getrennt werden. In dieser Krise haben die Menschen viel Solidarität miteinander gezeigt. Wir können trotzdem, meiner Meinung nach, in Zukunft europäischer denken und auch als Christen die ganze Welt im Auge behalten.

Weidenfeld: Herr Spahn, in Deutschland waren die Erfahrungen ja eher andersrum. Wir haben zwar auch viel Solidarität gesehen, aber gerade in den ersten Wochen der Pandemie hat es rein nationale Lösungen gegeben und später vor allem regionale. Ist das Bewusstsein, dass wir eine globale Gemeinschaft sind, tatsächlich verbreitet in der praktischen Politik oder schaut man da eher auf die kleineren Räume?

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

Spahn<sup>2</sup>: Beides, würde ich sagen. Eine Lehre ist auf jeden Fall: Keiner ist sicher, bevor nicht alle sicher sind. Und wenn wir anderen Teilen der Welt helfen, bin ich Anhänger der These: Man sollte erst die Dinge zu Hause im Griff haben, bevor man Akzeptanz erhält für Hilfe woanders. Wir haben gelernt, dass es wichtig ist, in europäischen und internationalen Institutionen wie der Weltgesundheitsorganisation (WHO) zusammenzuarbeiten. Diese Institutionen sind aber auch nur so gut, wie wir sie sein lassen. Also, wie kooperativ ist man im Fall der Fälle mit einer internationalen Organisation? Welche Ressourcen, wie viel Geld kriegt sie? In der Finanzkrise der Europäischen Union haben wir Mechanismen für künftige Finanzkrisen entwickelt. Die Gesundheitsminister waren es bisher nicht gewohnt, operativ miteinander zu arbeiten. Man trifft sich zweimal im Jahr und bespricht Dinge, die wichtig sind, aber irgendwie auch wenig konkret, dieses Muster hatte sich eingespielt. Aber wir haben gelernt, das in einen operativen Krisenmodus zu bringen und dass wir entsprechende Mechanismen brauchen auf europäischer Ebene. Und ein Letztes, was wir schmerzhaft gelernt haben, ist, dass wir viel zu abhängig sind von China. Die Lehre aus den Zwanzigerjahren ist, dass wir als Europäische Union in vieler Hinsicht wieder souveräner werden sollten.

Weidenfeld: Ähnlich wie den europäischen Stabilitätsmechanismus in Finanz- und Bankenfragen werden wir auch etwas für die Gesundheit brauchen. Bischof July, würde Ihnen das reichen als Konsequenz aus der Pandemie?

July: Es wäre sicher ein erster Schritt. Die Krise war ein Stresstest erster Güte. Mit Herrn Spahn bin ich in vielem einig, aber wo ich ihm nicht ganz recht gebe, ist der Punkt, dass man erst im eigenen Haus aufräumen muss. Am Anfang haben wir eine massive Renaissance von nationalstaatlichem Denken in Europa erlebt. Plötzlich kamen die Grenzsicherungen. Aber im Laufe dieser Krise hat man eingesehen: Alleine geht's nicht! Gerade die Kirchen haben ein internationales Netzwerk. Wir haben sehr früh die Notwendigkeiten anderer Länder gesehen und uns mit kirchlichen Programmen daran beteiligt. Natürlich muss man die eigene Bevölkerung mitnehmen, damit sie zu diesen Schritten der Solidarität fähig ist.

Overbeck: Der Papst hat Ende März auf dem Petersplatz in Rom gesagt: »Wir sitzen alle in einem Boot.« Das ist in der Tat so. Ich spreche gerade von Essen aus. Viele Patienten aus Frankreich und den Niederlanden wurden bei uns behandelt. Bis hin zur gemeinsamen Impfstoff-Beschaffung in den letzten Wochen und Monaten hat es sich gezeigt, dass wir in einem Boot sitzen.

Spahn: Ja, das macht noch mal deutlich, was ich meinte. Man muss die Dinge zu Hause im Griff haben, damit Akzeptanz da ist für europäische und internationale Aktivitäten. Wir haben Patienten aus fast allen Nachbarländern in Deutschland behandelt, und ich weiß noch, wie vor einem guten Jahr die Befürchtung kursierte, dass unsere Intensivbetten mit Patienten aus Nachbarländern belegt sein könnten, wenn wir sie brauchen. Im Januar wurde in Deutschland sehr

<sup>2</sup> Die Wortbeiträge der Bundesgesundheitsministers wurden seitens des Bundesministerium für Gesundheit nicht autorisiert, sondern sind in Eigenverantwortung transkribiert worden.

emotional über die Impfstoff-Knappheit diskutiert. Wenn wir dann 500.000 Dosen ich weiß nicht wohin geschickt hätten – ob das Akzeptanz gefunden hätte? Jetzt im April/Mai liefern wir Impfstoffe in verschiedene Länder, aber erst nachdem wir helfen können, ohne selbst in Verteilungsnot zu kommen.

July: Ich glaube, wir haben in der Brexit-Debatte und jetzt in der Pandemie gelernt: Die Länder dürfen sich nicht abschotten. Vielleicht aus virologischen Gründen, aber nicht, was die Solidarität betrifft.

Goulard: Wir haben innerhalb von zwölf Jahren eine Finanzkrise, eine Migrantenkrise und diese Gesundheitskrise erlebt. Und jetzt wissen wir, dass die EU nicht ausgerüstet ist, um in Krisen sofort europaweite Lösungen zu finden. Es führt immer zu Auseinandersetzungen, weil die Verfassung noch nicht abgeschlossen ist für eine Union, von der die Politiker und die ganze Gesellschaft viel erwarten. Finanzkrise: Was macht Europa? Migranten an unserer Tür: Was macht Europa? Und die Menschen wollen eine Antwort auf europäischer Ebene. Ich habe kein Patentrezept. Was brauchen wir in Krisensituationen? Sie sagen, Herr Minister, und das ist richtig, dass wir von dem Rest der Welt zu abhängig sind. Das setzt voraus, dass wir uns stärken. Und wer die Innengrenzen zumacht, zerstört den Binnenmarkt, der uns helfen kann, diese Autonomie zu entwickeln. Wenn wir wirklich auf europäischer Ebene eine soziale Marktwirtschaft gründen wollen, die in der Lage ist, mit anderen in der Welt zu arbeiten, dann dürfen wir die EU nicht als Endstation unserer gemeinsamen Reise ansehen.

Spahn: Wofür wir sehr stark werben, ist z. B. eine deutliche Stärkung des European Centre for Disease Prevention and Control (ECDC), also des europäischen Pendant zum Robert-Koch-Institut. Viele kleine Mitgliedsstaaten haben kein Robert-Koch-Institut und sind angewiesen auf das, was das ECDC auch rät: diese Institution zu stärken. Die Lehre aus der Impfstoff-Beschaffung ist ja, dass wir so was brauchen wie die amerikanische BARDA, also eine EU-Institution, die sehr schnell Entscheidungen treffen kann. Ich brauche gar keine Verfassungsdebatte, sondern praktische Institutionen, die den Mitgliedstaaten einen Mehrwert bringen, und ich werbe sehr dafür, dass wir sie auch stärker finanzieren.

Weidenfeld: Wären Sie auch bereit, Herr Minister, Kompetenzen an diese europäischen Kriseninterventionsstäbe abzugeben?

Spahn: Das ist genau der Punkt. Das eine sind die Finanzen. Ich finde, die EU-Finanzen müssen viel mehr auf europäischen Mehrwert ausgerichtet sein. Wir gucken immer auf Regionalisierung, Kohärenz, Kohäsion, Landwirtschaft. Das ist ein Brutto-Netto-Denken: Wie viel zahle ich ein, wie viel kriege ich raus? Wenn ich das ECDC finanziere, kriege ich kein Geld zurück, aber einen Mehrwert für die ganze Europäische Union. Ich glaube, in weiten Teilen der deutschen Politik wäre die Bereitschaft da, im EU-Haushalt deutlich mehr gemeinsame Institutionen und Forschungsprogramme zu finanzieren. Das Zweite ist die Kompetenz. Das ist ein Streit, den führe ich, seit ich Gesundheitsminister bin. Die Kommission muss sich nicht damit beschäftigen, wie das Gesundheitssystem in Deutschland die Ärzte bezahlt. Das Gesundheitswesen ist die DNA einer Nation, seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten gewachsen, das sollte man nicht versuchen gleichzumachen. Aber jetzt in der Pandemie, bei der grenzüber-

schreitenden Erkrankung, in der Forschung über seltene Krankheiten – wo es einen Mehrwert gibt, wäre ich bereit, auch Kompetenzen abzugeben.

Overbeck: Die Herausforderung besteht darin, die soziale Marktwirtschaft mit Blick auf die großen Themen der Daseinsvorsorge weiterzuentwickeln, und zwar so, dass dabei das Wohl aller Menschen im Vordergrund steht. Meine Frage lautet: Müssen wir das Wirtschaftssystem mit den sozialen Herausforderungen neu zusammenführen bei Themen der Daseinsfürsorge, die bisher nicht so eine große Bedeutung für das Gemeinsame hatten? Wir haben gerade von Krankenhausbetten und Impfstoff gesprochen. Dabei zeigt sich, dass wir Daseinsvorsorge europäischer denken müssen, um autarker zu werden. Das scheint mir eine der größten politischen Aufgaben zu sein, die wir jetzt zu bewältigen haben.

July: Ich wollte darauf hinweisen, dass die soziale Marktwirtschaft sehr stark auf der evangelischen Sozialethik und der katholischen Soziallehre basiert. Daran kann man sehen, dass Wirtschafts- und Sozialpolitik immer auch aufgrund einer geistigen Haltung gestaltet wurden. Wie transportieren wir das auf internationale Ebene? Nur dann kann dieses Zusammenspiel gelingen.

Weidenfeld: Wir alle sagen, die soziale Marktwirtschaft ist ein super Erfolgsmodell, das müssen wir jetzt europäisch anwenden. In großen Teilen der Welt scheint man eher der Ansicht zu sein, Demokratien sind langsam, Europa ist kompliziert und eben nicht erfolgreich.

Goulard: Ich bin die einzige Nicht-Deutsche in dieser Runde und kenne den Begriff soziale Marktwirtschaft relativ gut. In Brüssel war ich an vielen Arbeiten der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Union (COMECE) beteiligt, in vielen Ländern Europas, und war erstaunt, wie schwierig es ist, diesen Begriff zu exportieren. Im Detail müssen wir sehen, wie wir die dynamische Seite des Marktes – Innovationen, Wettbewerbsfähigkeit – mit sozialen Leistungen kombinieren können. Was mich besorgt: Der Begriff wurde Mitte des 20. Jahrhunderts erfunden, als unsere Gesellschaften noch nicht so gealtert waren. Jetzt haben wir diese Demografie mit den Konsequenzen für die Finanzierung in fast allen europäischen Ländern. Deswegen brauchen wir nicht nur eine institutionelle Debatte. Was ist für uns so wichtig, dass wir es zusammen verteidigen in Europa? Was ist das Herz der europäischen Einigung? Das ist in der Tat die Solidarität der Menschen und die Idee, dass wir innerhalb der EU mehr erreichen als allein auf nationaler Ebene. Wer Solidarität will und wer damit Erfolg haben will, muss auch sicherstellen, dass zum Beispiel die Steuern und Wettbewerbsbedingungen relativ gerecht bleiben oder dass das Pensionsalter relativ homogen ist. Sonst bezahlen am Ende manche für andere, die ein bequemes Leben haben. Alles zu harmonisieren, wäre verrückt, aber eine gewisse Konvergenz brauchen wir unbedingt, damit der Begriff Solidarität auch mit Akzeptanz verbunden ist.

Spahn: Nicht alles ist besser, wenn es Europa macht, und auch nicht alles ist besser, wenn es Berlin macht. Die Krankenhausplanung in Westfalen mache ich besser regional – Stichwort Subsidiarität. Bei der sozialen Marktwirtschaft kommt mir eines in den Debatten in Deutschland und Europa immer zu kurz: Die Marktwirtschaft soll natürlich dem Menschen dienen, sie ist kein Selbstzweck. Aber



damit sie dienen kann, muss sie stark sein! Und da bin ich beim Thema Innovation und Wachstum. Europa ist der demografisch älteste Kontinent der Welt. Und wenn die Babyboomer in den 30er-Jahren in Rente gehen in fast allen europäischen Ländern – die Geburtenquoten in Deutschland sind ja noch untertroffen von vielen osteuropäischen Ländern –, wenn das funktionieren soll, muss die Europäische Union wesentlich produktiver werden. Wir müssen mit der gleichen Arbeit mehr Wertschöpfung betreiben, um auch nur ansatzweise unsere Solidarsysteme finanzieren zu können.

Weidenfeld: Wir sehen aber doch, dass die Produktivität in den hochentwickelten Industrieländern schon jetzt immer schwächer wächst.

Overbeck: Es geht darum, wie wir die Freiheit auf dem Markt und die notwendige Produktivität zusammenbringen mit einem sozialen Ausgleich, der nicht in Abhängigkeiten führt. Wie muss dieses Verhältnis bestimmt werden, um nachhaltige Entwicklungschancen zu ermöglichen?

July: Es gibt immer wieder Diskussionen über die Schwerpunkte der sozialen Marktwirtschaft. Wo jetzt soziale Verpflichtungen nachgeholt werden oder bei der Klimapolitik, da zeigt sich ja, dass Europa fähig ist, wenn es auch langsam und mit Rückschlägen geht. Der deutsche Südwesten hat eine hervorragende Integrationspolitik, das ist gelungen, weil er wirtschaftlich stabil ist. Europa muss diese Stärken finden, die geistlichen Grundlagen, auch in einer säkularen Welt, eine Haltung von Solidarität und wirtschaftlicher Prosperität. China darf und kann nicht Vorbild sein für eine europäische Haltung, auch wenn die technologischen Innovationen dort vielleicht zu bewundern sind.

Weidenfeld: Kann man das eine ohne das andere haben? Europa hat in den letzten Jahrzehnten technologisch immer vorne gelegen und büßt diesen Vorsprung, im Moment jedenfalls, ein.

Spahn: Zur Frage Sozialsysteme und soziale Sicherung – in meiner Zeit als Staatssekretär im Finanzministerium habe ich manche EU-Verhandlungen mitgemacht, und wir haben immer gestritten: Wollen wir einen Sozialausgleich oder eine europäische Arbeitslosenversicherung stärker finanzieren? Und wir haben vorgeschlagen: Lasst uns lieber Mobilität im Arbeitsmarkt finanzieren, also dass die Menschen in wirtschaftlich starke Regionen ziehen, um dort eine Perspektive zu haben. Wenn wir den Binnenmarkt in der Europäischen Union ernst nehmen, gehört dazu auch die Freizügigkeit.

Weidenfeld: Europa hat sich zu einem viel ambitionierteren Kurs in der Klimapolitik durchgerungen – jedenfalls auf dem Papier. Wir werden hoffentlich klimaneutral sein im Jahr 2045. Frau Goulard, wenn man das, was wir jetzt diskutiert haben, anwendet auf die Klimafrage, sind Sie da optimistisch?

Goulard: Wir sollten auf keinen Fall die Dimension der Nachhaltigkeit aus dem Auge verlieren. Der Begriff soziale Marktwirtschaft klingt ein bisschen altmodisch, wenn wir nicht hinzufügen, dass sich unsere ganze Wirtschaft und die Gesellschaft, unsere Lebensart in den kommenden Jahren vollkommen verändern müssen. Wir müssen uns anders bewegen, anders produzieren, anders lernen, uns anders ernähren usw. Also, ich habe keine fix und fertige Lösung. Ich sehe, was in der Welt der Finanzen stattfindet. Es ist hochinteressant, dass man

durch eine bessere Einschätzung der Risiken die ganze Privatwirtschaft steuern könnte in Richtung Nachhaltigkeit. Aber die europäische Integration hat nicht zum Ziel, dass es sehr starke Regionen gibt, die alle anziehen, und andere, die nur überleben. Wir müssen uns gegenseitig helfen und auch den Schwächeren helfen, stärker zu werden.

Overbeck: Angesichts der Klimapolitik und der Ökologie geht es ja um Transformationsfragen. Und die haben auch wieder mit dem Markt und der Freiheit zu tun, aber gleichzeitig auch mit einem klugen sozialen Ausgleich. Die Wissenschaft hat uns schon lange gesagt, was zu tun ist, um die CO<sub>2</sub>-Emissionen zu verringern. Aber es gibt die vielen, die nicht imstande sein werden, marktpolitisch zu überleben, wenn sie all diese Maßgaben einhalten müssen. Wie kann hier ein gerechter sozialer Ausgleich aussehen?

July: Deswegen reden wir schon seit einiger Zeit von der sozial-ökologischen Marktwirtschaft. Es gibt ja Anreize, ökologischer zu produzieren und zu gestalten. Das betrachte ich auch als eine riesige Zukunftsaufgabe. Ich bin da kein Idealist – es braucht harte wirtschaftliche Mehrwert-Erfahrungen. Aber es braucht auch eine geistliche, geistige Grundlage. Die Kirchen haben seit 50 Jahren die Frage der Ökologie angesprochen, wurden früher als etwas naiv verspottet. Jetzt stehen wir vor der harten wirtschaftlichen und sozialen Herausforderung.

Spahn: Aus meiner Sicht bringen wir Klima und Marktwirtschaft nur zusammen, wenn wir beides stark halten. Wir haben die Idee, Deutschland und Europa zeigen der Welt, wie man den CO<sub>2</sub>-Verbrauch senkt. Wenn man dabei nicht den Wohlstand verliert, wird es die Welt nachmachen wollen. Wie wollen Sie jemanden überzeugen, den CO<sub>2</sub>-Ausstoß zu reduzieren, wenn man dafür verzichten muss? Es geht doch nur, wenn man Wohlstand und einen guten Lebensstandard hinkriegt und dabei das Klima schont. Und dafür braucht es eben Technologie und auch marktwirtschaftliche Instrumente wie die CO<sub>2</sub>-Bepreisung. Ich finde es ganz wichtig, dass wir Ökologie und Wirtschaft zusammendenken, so wie wir Soziales und Marktwirtschaft zusammendenken.

Goulard: Ja, wir müssen eine positive Vision entwickeln. Und wie mehrmals betont wurde: Wir brauchen eine geistige Grundlage für Europa. Alle zusammen, grenzüberschreitend!

---

## Schwerpunkt Glaube und Spiritualität

### »Auf eine Pommes mit ...« Neue Formen von Kirche im Gespräch

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am 14. April 2021 an der Pommesbude der Steyler Missionsschwestern, Frankfurt/Main.<sup>1</sup>

Doly Kadavil, Pastoralreferentin, Frankfurt/Main  
Sr. Bettina Rupp SSpS, Leiterin des Projekts »Meet'n Frites – Schwestern Pommes« der Steyler Missionsschwestern, Frankfurt/Main

Moderation:

Marit Günther, Pfarrerin Jugend-Kultur-Kirche St. Peter, Frankfurt/Main

Dr. Julian Sengelmann, Pastor, Sänger und Schauspieler, Hamburg

Sengelmann: Wie sieht Kirche in Zukunft aus? Das ist vermutlich eine Frage, die uns künftig noch mehr begleiten wird als bisher. Eine Stunde lang haben wir die Chance, Menschen vorzustellen, die Kirche neu denken, die neue Formen von Kirche finden, die Kirche auf die Straße bringen. Offiziell heißt das »Neue Form von Kirche im Gespräch«, aber inoffiziell nennen wir es »Auf eine Pommes mit ...«. Denn eine Vermutung ist: Das verbindende Element in der Kirche der Zukunft sind Pommes, und deswegen freue ich mich heute, dass Schwester Bettina von den Steyler Missionsschwestern in ihrer Pommesbude Pommes für uns macht. Bettina, schönen guten Tag. Vielen Dank, dass wir heute bei euch sein dürfen. Erzähl mir doch mal ganz kurz, was genau macht ihr hier?

Rupp: Pommes!

Sengelmann: Wenn ich mir das so ganz oldschool überlege, sind Pommes nicht gerade die erste Assoziation, die ich bei den Steyler Missionsschwestern habe. Wieso macht ihr eine Pommesbude auf?

Rupp: Nun gut, als Steyler Missionsschwestern ist es nicht unser erstes Anliegen, eine Pommesbude zu betreiben. Aber als uns die hiesige Kirchengemeinde eingeladen hat, den Standort für die Sozialpastoral mitzugestalten, habe ich mich gefragt, was man machen kann, um überhaupt mit Menschen in Kontakt zu

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts. Interviewt wurden in der Veranstaltung zusätzlich zu den hier genannten Personen Jelena Herder, Theologin und Künstlerin, Hannover und Bernd Wolharn, Domvikar, Essen.

kommen. Schon als Kind wollte ich immer gerne an der Tankstelle arbeiten oder im Restaurant, und dann dachte ich, das Einfachste ist doch, man macht eine Pommesbude auf. Nein, nicht ganz: Meine Idee war, im Stadtteil an der Pommesbude zu arbeiten, einfach mitzuarbeiten. Und dann haben wir bei den ersten Besuchen hier festgestellt, dass es eigentlich nur Trinkhallen gibt und eher weniger Imbissbuden.

Sengelmann: Das wäre doch auch spannend gewesen, oder?

Rupp: Unsere Provinzoberin hat damals gesagt: »Ach komm, lass uns doch einfach selber eine Pommesbude aufmachen.« So entstand die Idee. Wir haben sie einfach weitergesponnen. Doly Kadavil wird das gleich auch noch erzählen, sie ist hier auf offene Ohren gestoßen. Und dann haben wir die Pommesbude gemacht.

Sengelmann: Ich stelle mir vor, wie du den anderen Schwestern diesen Plan vorstellst. Wie war ihre Resonanz?

Rupp: Meine Mitschwestern fanden das gleich richtig toll und haben direkt mitgesponnen, sonst wäre es auch nicht gegangen. Wir sind eigentlich mit zwei Ideen gekommen: zum einen mit der Idee der Sozialpastoral, die hier am Ort schon ein sozialpastorales Zentrum aufbaute. Zum anderen sollte der Schwerpunkt der Formation, also der Ordensausbildung, das Postulat, an einem Ort und in einer Arbeit sein, die das widerspiegelt, was wir als Mission verstehen und leben wollen.

Sengelmann: Und das ist, wenn du es zusammenfassen müsstest?

Rupp: Mission würde ich verstehen als ein Sich-Aufmachen, um mit den Menschen zu suchen und mit den Menschen gemeinsam Gott zu finden.

Sengelmann: Ich kann natürlich verstehen, dass man Menschen erreichen möchte und dass das mit Pommes auf jeden Fall eine gute Initialzündung ist, da kommt man mit Menschen ins Gespräch. Aber wie kommt man ins Gespräch über ihren Glauben, über ihre Situation oder Nöte oder Hoffnungen?

Rupp: Zunächst ist es gar nicht so unser Anliegen, ein gezieltes Gespräch zu initiieren. Unser Anliegen ist es, mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Und das funktioniert, indem die Menschen hierherkommen, indem man hier die Pommes ausgibt. Und dann kommt man einfach in Kontakt. Und aus diesem Kontakt heraus, also in diesem Prozess des Weiterspinnens, kommen uns dann weitere Ideen. Es ist wirklich nur ein Türöffner.

Sengelmann: Wie lange gibt es euch hier schon?

Rupp: Seit fünf Jahren.

Sengelmann: Und gibt es Geschichten, an die du dich aus den fünf Jahren Pommes-Schwester-Sein gerne erinnerst?

Rupp: Wir haben natürlich sehr schnell, wie du das jetzt sagst, den Titel »Pommes-Schwestern« bekommen. Wir würden uns selber nicht so bezeichnen, weil wir die Pommesbude auch nur alle 14 Tage geöffnet haben. Aber wir arbeiten gerne hier, weil wir – wie die Leute, die zu uns kommen auch – gerne beim Essen erzählen. Wenn wir hier diesen gelben Schirm als Signal des Öffnens aufspannen, dann merkt man: Es gibt Bewegung. Die Leute kommen.

Sengelmann: Das habe ich gemerkt. Als eben die Klappe geöffnet wurde und der Schirm aufging, kamen sofort Menschen, die sagten: »Oh, ihr seid wieder da, wie schön!« Das ist hier ein richtiger Anlaufpunkt im Stadtteil.

Rupp: Ja, es gibt im Viertel nicht furchtbar viele Orte, an denen man sich einfach so treffen kann. Dafür ist natürlich dieser Kirchenvorplatz wirklich ein wunderbarer Ort. Wir haben hier schon Karnevalspartys oder Weihnachten für Menschen mit und ohne Obdach gefeiert, mit der koptisch-orthodoxen Gemeinde oder mit der Jugend ein großes Fest gemacht. Und dann kommen hier hundert Leute hin und dazu auch die Menschen aus dem Stadtteil. Es mischen sich so unterschiedliche Milieus. Und ich glaube, Kirche entsteht dort, wo Menschen sich begegnen – wie immer die dann aussieht. Das wissen wir auch nicht und das ist das Spannende.

[...]

Günther: Ich stehe jetzt hier mit Doly Kadavil. Doly, du gehörst auch zum Team und bist Pastoralreferentin. Als ihr damals mit der Pommesbude angefangen habt, fandest du diesen Gedanken mit der Pommesbude nicht erstmal ein bisschen absurd?

Kadavil: Nein, gar nicht. Ich fand eigentlich, dass es wie die Faust aufs Auge passt. Es klingt vielleicht irre, aber als ich hier angefangen habe, hatte ich zwei Begegnungen, die bei mir hängen geblieben sind. Die eine war, als ich hier diesen Kirchort gesucht habe. Da kam mir jemand entgegen – ich war gar nicht allzu weit entfernt – und ich fragte, wo denn hier die Kirche sei. Und dann meinte der Mann zu mir: »Nee, eine Kirche kenne ich hier nicht, davon weiß ich nichts.« Und ich war total irritiert, denn ich wusste, es konnten nur ein paar Meter bis zur Kirche sein. Da dachte ich: Mensch, eigentlich braucht es irgendwas hier am Kirchort, was den Leuten wirklich auffällt. Und dann dachte ich tatsächlich an so etwas wie eine Pommesbude, an der die Leute Schlange stehen, oder ein Kiosk oder irgendetwas, das es hier geben müsste. Und eine andere Erfahrung war – wir waren damals im Aufbau der Sozialpastoral –, als ich mit einer älteren Dame, die hier schon lange engagiert war, ins Gespräch kam und sie sagte über St. Aposteln, also diese Kirche hier, dass hier eigentlich ein Ort der heilen Welt sei. Sie wolle hier gar nicht groß mit anderen in Kontakt kommen und auch gar nicht, dass dieser Kirchort sich groß öffne, weil sich einfach so viel verändert habe. Dieses Viertel war in den 50er-Jahren die neue Heimat für Flüchtlinge aus der Nachkriegszeit oder auch Heimatvertriebene und sie haben damals diese Gemeinde aufgebaut. Seitdem hat sich viel verändert und diese ganzen nachbarschaftlichen Beziehungen haben sich aufgelöst. Die Leute sind weggezogen oder verstorben. Und dann zogen neue Bevölkerungsgruppen hierher und das hat zu einer großen Veränderung geführt. In diesem Gespräch wurde mir klar: Es braucht einen Ort, an dem man die Leute zusammenbringt, damit sie wieder mehr Vertrauen zueinander gewinnen und die Türen öffnen. Das wurde ganz überdeutlich. Da finde ich so eine Pommesbude wirklich perfekt! Ein Beitrag auch vonseiten der Kirche für eine Verständigung und auch für ein Miteinander, sodass Vertrauen wachsen kann. Also ein Ort der Begegnung auf Augenhöhe. Von daher: Ich fand die Idee super!

Günther: Was unterscheidet für dich das Gespräch über Gott, das Seelsorgegespräch an der Pommesbude von der Begegnung in der Kirche?

Kadavil: Ich finde es noch mal anders lebendig. Kirche sollte irgendetwas mit meinem Leben zu tun haben. Und das, finde ich, wird an einer Pommesbude ganz deutlich. Hier gibt es etwas, was die Leute von uns wollen. Wir drängen uns nicht auf, und wir kommen in Kontakt mit Menschen, die vielleicht gar nicht aus dem kirchlichen Milieu stammen. Es sind Menschen, die einfach an den Pommes interessiert sind, weil sie daran Spaß haben oder anderen Menschen auf dem Platz begegnen wollen. Und wir sind einfach da und können zuhören. Wir können die Menschen da abholen, wo sie im Alltag stehen. Das ist das Tolle. Das merkt man auch an unseren Ehrenamtlichen, die hier tätig sind. Das sind Leute, die gar nicht aus dem kirchlichen Milieu stammen. Sie sagen: »Was ihr macht, gefällt uns!« Die Schwestern stiften hier auch Gemeinschaft, das kommt gut an. Und die Kirche wird ganz anders wahrgenommen. Das, finde ich, passt gut.

Günther: Die heilige Teresa von Avila hat einmal gesagt, dass man Gott zwischen den Kochtöpfen entdeckt. Würdest du sagen, man kann Gott auch zwischen den Fritteusen entdecken?

Kadavil: Schöner Gedanke! Wenn man sagt, Gott ist in allen Dingen zu finden, zum Beispiel in der täglichen Arbeit, dann auf alle Fälle, und in dem, was man vielleicht als trivial bezeichnet! Ich würde sagen, es ist so wie bei Jesus. Er hat ja auch Gemeinschaft gestiftet, Mahl gehalten. Und als Theologin würde ich sagen, im Miteinander-Mahl-Halten, im Teilen, da entsteht Leben. Und ich glaube, dahin sollten wir auch als Kirche gehen: Wo bin ich am lebendigsten? Wo kann ich Menschen verbinden? Das passt und man begegnet sich auf Augenhöhe.

Günther: Welche Geschichte hier in der Pommesbude hat am meisten dein Herz geöffnet?

Kadavil: Für mich ist die Pommesbude ein Mosaikstück in dem Ganzen, das wir uns überlegt haben. Ein sozialpastorales Zentrum – da ist die Pommesbude vielleicht das Schillerndste, ein Aha-Erlebnis. Alle lachen erst mal, wenn sie das hören. Ich finde es toll, wenn du fragst, was mir das Herz geöffnet hat, und würde sagen, dass Leute kommen, die hier jahrelang im Stadtteil wohnen und das erste Mal unseren Kirchplatz betreten. Das berührt mich. Und wenn sie sagen: »Ach, jetzt kann ich mich irgendwie einbringen.« Es ist wichtig für Menschen, dass sie nicht nur Angebote nutzen können, sondern selbst wirksam werden. Es ist schön, dass sie das Gefühl haben, sie werden gebraucht, und das merken sie auch bei anderen Angeboten. Wir haben hier ein Kleidercafé, ein Kirchenkino, also ganz viele Sachen, bei denen sie einfach selber aktiv werden. Ich glaube, das tut den Leuten gut.

Günther: Was wünschst du dir für die Zukunft? Hier an der Pommesbude, bei euch in der Kirche und für den Bezirk?

Kadavil: Dass mehr Menschen kommen. Da sind schon viele aus der Kita und aus anderen Bereichen. Aber ich wünsche mir, dass sich das noch weiter herum-spricht. Ich würde gern die Erfahrung machen, dass Leute sagen: »Ich habe das erste Mal mit dem und dem gesprochen, obwohl ich eigentlich voll die Vorurtei-

le hatte.« Wenn sich da etwas abbauen würde, das fände ich toll, und wenn sich Generationen begegnen wie bei unserem Pfarrfest. Aber wir haben noch ganz, ganz viele Ideen – von der Tauschbörse bis sonst was. Ich wünsche mir, dass wir da noch weiterarbeiten und mit den Leuten im Stadtteil Dinge gemeinsam umsetzen.

Günther: Danke, wir freuen uns jetzt auf die Pommes. Und ich habe, ehrlich gesagt, auch schon richtig Hunger.

Kadavil: Super, da musst du direkt die Aioli probieren!

---

## Schwerpunkt Religiöse Vielfalt

### **Sichtbarkeit Öffentlichkeit und Religionen in einer pluralen Gesellschaft**

Samstag, 15. Mai 2021, Virtuelle Bühne

Die Veranstaltung wurde während des 3. Ökumenischen Kirchentages live gesendet und für die Mediathek aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Dr. h. c. Wolfgang Thierse MdB, Bundestagspräsident a. D., Berlin

Prof. Dr. Hans Michael Heinig, Jurist, Göttingen

Lamya Kaddor, Lehrerin und Religionspädagogin, Duisburg

Präses Dr. h. c. Annette Kurschus, Bielefeld

Moderation:

Dr. Angelica Dinger, Berlin

Thierse: Die Verteidigung der Neutralität des Staates darf nicht zur Privilegierung von Religionslosigkeit führen, im Gegenteil: Der neutrale Staat hat die Pflicht, Religionsfreiheit im umfassenden Sinne zu gewährleisten. Er darf also auch nicht den Eindruck zulassen, dass die negative Religionsfreiheit der vornehmere, höherwertigere Teil von Religionsfreiheit sei und deshalb bevorzugt zu schützen wäre. Es gibt kein verfassungsrechtlich verbrieftes Recht, von der Religion beziehungsweise Weltanschauung der Mitbürger nicht behelligt zu werden. Der neutrale Staat darf in seiner Praxis religiöse Symbole in der Öffentlichkeit nicht schlechter stellen als nichtreligiöse. Ja, er sollte nicht einmal das Fehlen religiöser Symbole privilegieren. Der konfliktträchtigen Pluralität sollte der neutrale Staat jedenfalls nicht durch institutionelle Bilderstürmerei begegnen, durch Säuberung öffentlicher Räume von religiösen Symbolen. Er hat weder das Recht noch die Pflicht zur Nivellierung faktischer Pluralität. Es sei denn, es ginge nur noch um einen aller kleinsten gemeinsamen Nenner, die Unsichtbarkeit von Religion. Allerdings bleibt der weltanschaulich neutrale Staat ja auf Menschen angewiesen, die sich in Weltanschauungs- und Religionsfragen eben nicht neutral verhalten, die sich aber ausdrücklich auf Fairness und Friedfertigkeit im Verhältnis zueinander verpflichten lassen, wofür der Staat mit seinen Gesetzen zu sorgen hat. Diese nicht neutralen Bürger mit ihrem Gottesglauben oder Unglauben sind es, die den Staat machen. Es bleibt also strapaziös: Der Staat und seine

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.



Bürgerinnen und Bürger können sich der Anstrengung nicht entziehen, im jeweils konkreten Streit die Religionsfreiheit der einander Widerstrebenden zu schützen, ohne sie zum öffentlichen Schweigen zu bringen. Den Ausgleich zu finden in der immer prekären Abwägung zwischen positiver und negativer Religionsfreiheit, zwischen dem Schutz des persönlichen Bekenntnisses und dem der gemeinsamen kulturprägenden Traditionen. Das ist schwierig, aber eine Gesellschaft des Respekts ist keine Gesellschaft der Nivellierung, sondern eine der sichtbaren Vielfalt, der vielfältigen Sichtbarkeit.

Dinger: Vielen Dank, Wolfgang Thierse. Präses Kurschus, Wolfgang Thierse sagt, der Staat soll kein anti-religiöses Projekt werden. Hat die Kirche einen Anspruch auf Öffentlichkeit und wie wäre dieser zu gestalten?

Kurschus: Zunächst muss ich sagen, Religion – ich gehe natürlich zunächst einmal von meinem christlichen Glauben aus, meine das aber auch allgemein für Religion sagen zu können – hat in ihrem Wesen, dass sie sichtbar ist. Religion kann nicht nicht sichtbar sein, weil Religion immer von konkreten Menschen an konkreten Orten in konkreten Beziehungen gelebt wird. Religionen sind immer mehr als theologische Gedankengebäude oder ein Kanon von Werten oder Inhalte von heiligen Schriften. Religion ist per se sichtbar, als Lebenspraxis hat sie immer Anteil und prägt damit auch die Zeit, die Kultur und das politische und gesellschaftliche Leben in einem Land mit. Religion äußert sich immer. Und das Evangelium selbst markiert einen starken Öffentlichkeitsanspruch, wenn wir etwa Jesu Worte nehmen in der Bergpredigt: »Ihr seid das Licht der Welt«<sup>2</sup> – also sehr sichtbar – »das Salz der Erde«<sup>3</sup>. »Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen sein«<sup>4</sup> – alles Bilder größter Sichtbarkeit. Also: Zeigt euch mit eurem Glauben in der Welt. Und dahinter steht die Überzeugung Jesu und die Überzeugung, die ich auch als Christin teile, dass die Öffentlichkeit, der Staat etwas davon hat, wenn wir mit unserer Religion sichtbar sind. Also, dass er davon profitiert, wenn wir unsere Überzeugung leben und in diese Gesellschaft, in das Gemeinwesen einbringen. Insofern ist es durchaus ein sehr positiver Anspruch auf Sichtbarkeit und Öffentlichkeit.

Dinger: Haben Sie den Eindruck, zum Beispiel in der Debatte während der Corona-Pandemie, dass die Kirche öffentlich sichtbar geworden ist, dass sie genug gestaltet hat, den Diskurs mitgestaltet hat? Ist sie da ihrem Anspruch gerecht geworden?

Kurschus: Das wäre ein großes Wort, jedem Anspruch gerecht geworden zu sein. Wir haben unseren Glauben gelebt in dieser Zeit. Es sind immer wieder Ansprüche geäußert worden von außen, Erwartungen, die mit bestimmten Vorstellungen verbunden waren, wir seien nicht sichtbar genug, nicht hörbar genug. Da wäre zu fragen, was genau waren die Erwartungen? Da wurde offenbar erwartet, dass wir dem Ganzen eine Deutung geben, einen Sinn geben, dass wir diese ganze missliche Situation lindern, zum Besseren führen. Das haben wir an man-

<sup>2</sup> Mt 5,14

<sup>3</sup> Mt 5,13

<sup>4</sup> Mt 5,14

chen Stellen getan, etwa im seelsorgerlichen Bereich: Wir haben unsere Kirchen offen gehalten, Räume, in denen Menschen sich aufhalten konnten, auch wenn sie teilweise nicht für Gottesdienste geöffnet wurden. Wir haben in dieser Zeit, so gut es ging, versucht, sichtbar zu sein.

Dinger: Professor Heinig, jetzt sind schon ein paarmal die Worte »neutral, Neutralität« gefallen. Viele setzen Neutralität mit der Abwesenheit religiöser Symbole gleich. Jetzt hat Präses Kurschus gesagt, das Wesen der Religion ist eigentlich, sichtbar zu sein. Was steht dazu eigentlich im Gesetz und was bedeutet dieses »Neutral«?

Heinig: Das sind die ganz großen Fragen, damit kann man natürlich mehrere Semester verbringen. Aber ich will ganz knapp auf Artikel 9 der Europäischen Menschenrechtskonvention verweisen. Da finden wir eine schöne Formulierung, wenn gesagt wird, dass jeder die Religionsfreiheit einzeln oder gemeinsam mit anderen, öffentlich oder privat ausüben kann. Die Öffentlichkeitsdimension wird durch den europäischen Menschenrechtsschutz ausdrücklich hervorgehoben. Aber auch da, wo sie nicht explizit erwähnt ist wie im Grundgesetz, ist es selbstverständlich, dass Religionsausübung öffentlich stattfindet. Frau Kurschus hat darauf hingewiesen, dass alle Religionen, alle großen Religionskulturen jedenfalls, auch diese öffentliche Dimension, dieses Performative, dieses die Gesellschaft Mitgestaltende kennen. Und das ist in einer freiheitlichen Rechtsordnung auch immer mit geschützt.

Die eigentlich brisante Frage ist dann, was machen wir, wenn es zu Konflikten kommt? Da müssen wir differenzieren zwischen der Grundrechtsbindung in der Staat-Bürger-Beziehung und Grundrechtskonflikten unter Bürgern. Und man kann die Ebene des Grundgesetzes in Deutschland von der Europäischen Union unterscheiden. Klar ist etwa, dass der Staat nicht bedingungslos anordnen darf, ein Kreuz in der Schule aufzuhängen. Der Staat darf niemanden zwingen, dauerhaft unter einem religiösen Symbol zu lernen – so die berühmte Kreuzifix-Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts. Ziemlich umstritten ist dagegen, ob ein einzelner Arbeitgeber einer Verkäuferin etwa verbieten darf, ein Kopftuch aus religiösen Gründen zu tragen. Die deutsche Tradition wäre eigentlich, hier zu sagen, die Grundrechte strahlen auch ins Arbeitsrecht aus, das darf der Arbeitgeber nicht ohne Weiteres, die Religionsfreiheit ist höher zu bewerten. Der Europäische Gerichtshof setzt hier bislang andere Akzente und bewertet die unternehmerische Freiheit pauschal höher als die Religionsfreiheit des Arbeitnehmers. Wir sehen, wir sind auch eingebunden in europäische Entwicklungen, und das ganze Feld ist tatsächlich hochdynamisch.

Dinger: Ich möchte gerne Lamya Kaddor in die Diskussion holen. Ich habe den Eindruck, dass viele dieser Konfliktfragen, die Professor Heinig jetzt angesprochen hat, sich im Rahmen von Integrationsdebatten entzünden. Inwieweit ist es für Integrationsprozesse Ihrer Meinung nach wichtig, die eigene Religion offen zu zeigen, und warum hat das überhaupt eine so große Bedeutung?

Kaddor: Es berührt in der Tat die Frage nach Identität und auch Identitätspolitik. Die ist ja eng geknüpft an diese Frage von Integration. Denn tatsächlich wissen wir von Studien, dass sich muslimische Jugendliche heute noch relativ stark über

den Islam definieren. Ob er als Religion oder Kultur oder als anderes Konstrukt verstanden wird, das stelle ich jetzt bewusst so breit gefächert dar, denn es geht eben nicht immer nur um die religiöse Identität. Jedenfalls heißt es, sie würden sich stark mit dem Islam identifizieren. Insofern spielen diese religiösen Merkmale oder auch kulturellen oder traditionellen Merkmale in der Biografie dieser Jugendlichen eine sehr große Rolle. Auch weil das für ihre Identität eine relativ große Rolle spielt, entzünden sich daran häufig Integrationsdebatten und Diskurse rund um die Integrationsfähigkeit beispielsweise muslimischer Jugendlicher. Ich würde hier aber gerne noch einen anderen Gedanken mit hineinbringen. Denn tatsächlich ist es doch eher so, dass es zunehmend auch dahin geht, dass Religion per se ein Problem, also ein vermeintliches Problem darstellt, gerne entzündet am Islam. Vielleicht auch deshalb, weil es da einfacher fällt, weil man viele Merkmale als »fremd« beschreiben kann, einfacher als das beispielsweise mit dem Christentum geht. Aber wir erleben auch zunehmend, dass das Christentum quasi »ver-ändert«, also »ge-othert« wird. Wenn jemand christlich ist, dann werden ihm oder ihr bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, zum Teil auch ähnliche, wie ich sie aus dem Islam kenne: Rückständigkeit, keine richtige Gleichberechtigung der Geschlechter. Diese Narrative kennen wir auch aus dem Antijudaismus ganz stark. Insofern hat es Religion im Moment insgesamt sehr schwer in dieser Gesellschaft. Tatsächlich wird auch hier, wie so häufig in unseren Diskursen, egal, worüber wir diskutieren, immer in Form eines Entweder-oder diskutiert, aber nicht im Sinne eines Mehr-oder-weniger oder eines Das-und-das. Wir führen diese Debatten, egal welche, sehr polarisierend. Und es ist wirklich schwierig in einer sehr vielfältigen Gesellschaft, die zunehmend vielfältiger wird, Diskurse anders zu führen. Ich habe im Moment das Gefühl, wir führen einen Entweder-oder-Diskurs nach dem anderen und kommen eigentlich nicht mehr richtig voran.

[...]

Dinger: Eine kurze Blitzlichtrunde: Vor einigen Wochen gab es eine zentrale Gedenkveranstaltung des Bundespräsidenten für die Verstorbenen in der Coronapandemie. Davor fand ein ökumenischer Gottesdienst statt, zu dem der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche gemeinsam mit dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz eingeladen hatte, und es waren auch jüdische und muslimische Geistliche beteiligt. Was würden Sie sagen: Diese öffentliche religiöse Trauerfeier halte ich für ... ?

Kaddor: ... richtig und notwendig, zumal das Bedürfnis nach Spiritualität in dieser Zeit, besonders unter jungen Menschen, gestiegen ist.

Heinig: ... alternativlos! Der Staat kann nicht trösten. Der Staat soll auch nicht zivilreligiös werden. Ich fand schon diese Kerzenaktion des Bundespräsidenten grenzwertig. Es gehört zu den Stärken der religionspolitischen Ordnung in Deutschland, dass Religion zur Öffentlichkeit gehört und der Staat selbst nicht religiös oder zivilreligiös wird. Damit sollten wir weitermachen.

Kurschus: ... heilsam! Trauer braucht Raum! Sie braucht auch den öffentlichen Raum. Ohne gemeinsames Erinnern ist kein Neuanfang möglich, und für dieses

gemeinsame Erinnern war da der Raum geschaffen, das hatte etwas Heilsames für uns alle.

Thierse: ... ein notwendiges und sinnvolles Angebot der Kirchen an die Gesellschaft, die ja kein besonderes Geschick, keinen reichen Erfahrungsschatz hat im Umgang mit Fragen des Gedenkens, der Trauer, des gemeinsamen Umgehens mit Leid. Die Kirchen haben einen reichen Schatz, den sie nicht verstecken sollten, sondern den sie anbieten müssen, wenn sie denn noch wichtig sein wollen.

---

## Üb'-Er\*Leben

# Jüdisches und christliches Handeln in einer versehrten Welt

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am 22. April 2021, Westside Studios, Frankfurt/Main.<sup>1</sup>

Prof. Dr. Isolde Karle, Praktische Theologin, Bochum  
Julian-Chaim Soussan, Rabbiner, Frankfurt/Main  
Dr. Dewi Maria Suharanto, Theologische Ethikerin, Frankfurt/Main

Moderation:  
Maria Coors, Historikerin, Frankfurt/Main

Soussan: Das jüdische Leben, die jüdische Geschichte und eben auch der religiöse Umgang kennen viel Leid und lehren uns auch, mit diesem Leid umzugehen. Das Leiden an sich ist aber nichts Erstrebenswertes, nichts, was wir uns wünschen würden. Im Gegenteil, der Talmud sagt ausdrücklich: Das Leid ist schlimmer als der Tod. Als wir gemeinsam über den Titel dieses Gesprächs nachdachten, haben wir das Überleben unterteilt in die Worte »üb(e) er – dann ein Gendersternchen – Leben«, also Ü**b'**-Er\*Leben: Also er oder sie soll das Leben üben. Es geht darum, dass wir aus einem Leiden, das wir erleben, auch immer etwas mitnehmen sollen. Es reicht nicht, dass wir es einfach nur überleben und dann dort weitermachen, wo wir vor der Pandemie aufgehört haben, sondern es sollte immer auch darum gehen, aus dieser Pandemie etwas mitzunehmen, aus dem Leid etwas zu lernen. Und so können wir uns auch die Tora, die Bibel, erklären. Die Tora ist zwei Bücher in einem, wenn man so will. Zum einen finden wir darin Geschichten, zum anderen ist sie natürlich vor allen Dingen für Juden ein Gesetzbuch. Die darin enthaltenen Gebote sind häufig verknüpft mit den Geschichten, die wir vorher schon gelesen haben, und so werden die Gebote umgewandelt in Maximen des Handelns. Beispielsweise lernen wir aus der Sklaverei in Ägypten, dass wir bestimmte Handlungsanweisungen bekommen. So haben wir den Begriff *secher*, erinnere dich, geknüpft an eine bestimmte Handlung, an etwas, was passiert ist, etwas Geschichtliches, das gewesen ist, verbunden mit einer Handlungsanweisung. Besonders deutlich wird es, wenn wir anschauen, wo dieses Wort *secher*, erinnere dich, zum ersten Mal vorkommt, nämlich im Kontext mit göttlichem Handeln. Gott erinnert sich, oder vielleicht besser, gedenkt dessen, was Noah widerfahren ist. Er ist nämlich noch auf der Arche, kurze Zeit später weicht das Wasser zurück und Noah kann wieder an

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

Land gehen. Wenn wir uns also an Leid erinnern, dann reicht es nicht, einfach nur schockiert dazustehen, wie gelähmt der Situation ausgesetzt zu sein, im Erinnern zu erstarren, sondern aus diesem Erinnern etwas abzuleiten.

Wenn wir die Pandemie genau betrachten wollen, dann sollten wir auch darauf schauen, was sie bewirkt hat. Welche Defizite hat die Gesellschaft gezeigt, was können wir vielleicht mitnehmen, um für die Zeit nach der Pandemie etwas in dieser Gesellschaft zu lernen, zu verbessern? Wie gehen wir mit unserer Umwelt um? Wir haben eine Verantwortung nicht nur gegenüber uns selbst, sondern auch gegenüber der Umwelt und damit natürlich auch gegenüber der Zukunft für unsere Nachkommen. Das Zweite, was wir bemerken können, ist, dass die Welt immer schneller wird. Soziale Medien, aber auch die Arbeitswelt werden immer schneller. Immer mehr weichen die wichtigen Dinge in unserem Leben den dringenden Dingen, es gibt so viel Dringendes zu tun, dass wir für die wichtigen Dinge keine Zeit haben. Der erste Lockdown hat für viele von uns bedeutet, dass wir die dringenden Dinge gar nicht tun konnten, gar nicht tun durften und plötzlich wieder Zeit hatten für wichtige Dinge. Gerade viele ältere Menschen waren darauf angewiesen, dass sich Ehrenamtliche, sozial Engagierte und auch soziale Institutionen um sie kümmerten. Andere Ungerechtigkeiten fallen auf, die Beschulung beispielsweise. Es ist doch etwas ganz anderes, ob eine Familie drei oder vier Laptops und einen schnellen WLAN-Anschluss zu Hause hat oder sich für Homeoffice und Homeschooling einen alten PC teilt. Hamsterkäufe oder die sogenannte Maskenaffäre weisen darauf hin, dass Menschen offensichtlich auch Krisensituationen nutzen, um sich selbst zu bereichern oder zumindest mal sich selbst in Sicherheit zu wiegen. Wie gehen wir um mit der Frage nach Triage? Was kann uns die Religion antworten auf die Frage, wer zuerst behandelt werden soll? Wie gehe ich um mit Hinterbliebenen, die nicht zu ihren Verwandten können? Man stirbt in Einsamkeit, aber wie gehen die Hinterbliebenen, die Verwandten damit um? Ich glaube, es gibt viele Ansätze, in denen wir handeln können, handeln müssen, und es wäre fatal, wenn wir die Pandemie nicht auch als Chance begreifen würden, um unser Leben zu verbessern, damit wir üben, das Leben besser zu leben, zu überleben.

Karle: Natürlich konfrontiert uns die Pandemie mit sehr schmerzlichen Erfahrungen. Besonders denke ich dabei an diejenigen, die Sterbende begleiten mussten oder genau das nicht konnten. Da ist es sogar umgekehrt. Die vielen Menschen, die im Palliativkontext arbeiten, sagen: Alles, was wir in den letzten 30 Jahren gelernt haben, was zu einem humanen Sterben gehört, nämlich, dass wir bei den Menschen sind, dass wir ihre Hand halten, dass wir einfach solidarisch sind, all das war plötzlich komplett weg und war nicht mehr wichtig. Noch nie in der Geschichte sind wir hier so strikt vorgegangen, dass wir die Sterbenden, die Toten und dann auch die Angehörigen der Verstorbenen so allein gelassen haben.

Suharjanto: Was ist der ethische Grundkonflikt, den wir im Augenblick haben? Wir müssen auf der einen Seite ein Gesundheitssystem sichern, damit es nicht zu Überlastung kommt, damit es nicht zur Triage kommt. Und wir müssen gleichzeitig die Nebenfolgen mindern, die das hat. Und dazu kommt noch, dass

wir die Gesellschaft dabei stabil halten müssen. Ich sehe, dass es nicht einfach ist, alle Menschen mitzunehmen. Wir müssen Dinge tun, aber wir müssen beschreiben, warum wir sie tun. Da sind wir bei den Geschichten. Unsere Geschichten im Christentum wären zwei, die Geschichte der Gottebenbildlichkeit. Wir sagen, weil der Mensch ein Geschöpf ist, das gewollt ist, müssen wir ihn schützen. Die zweite Geschichte ist, dass der Mensch auch, so steht es in der Bibel, ein Heiligtum ist, also das, was wir staatlich unter Menschenwürde verstehen. Was mir noch auffällt: Es geht immer darum, in welcher Haltung wir etwas tun, und da müsste der Christ, die Christin sagen: Ich tue es nicht nur klug, ich tue es im festen Vertrauen, im Glauben und in der Hoffnung, dass wir das schaffen werden.

[...]

Karle: Ich finde, dass die Schöpfungserzählung uns auch daran erinnert, dass die Schöpfung dem Chaos, dem Tohuwabohu, wie es in Genesis 1 heißt, abgetrotzt wurde. Das heißt zugleich, dass unser Leben und das Leben der Schöpfung fragil sind. Die lebensfeindlichen Kräfte, wie beispielsweise Krankheit und Tod, sind noch da, sie sind im Hintergrund präsent. An der Schöpfung ist deshalb nicht alles nur sehr gut, wie es im ersten Schöpfungsbericht etwas vollmundig heißt. (»Und siehe, es war sehr gut.«) Der zweite Schöpfungsbericht nimmt genau an diesem Punkt das Gespräch mit dem ersten auf und betont die Ambivalenz des Lebens, die auch mit der Autonomie des Menschen verknüpft ist, sehr viel stärker. Diese Autonomie ist etwas sehr Gutes, aber sie weist eben auch auf die Irrtumsfähigkeit des Menschen hin und damit auch auf viele Konflikte und Probleme, die damit einhergehen.

Soussan: Das Besondere im Judentum ist, dass der Begriff Ethik eigentlich gar nicht vorkommt. Es ist ein neuerer Begriff. Ethik im Judentum entwickelt sich durch die Gebote. Diese Gebote helfen einem Menschen, wieder ins Leben zu finden. Ich glaube, dass Religion helfen kann, moralisch richtige Entscheidungen nicht nur zu treffen, sondern auch mit gutem Gewissen umzusetzen. Entscheidungen können manchmal, gerade in Dilemmata, sehr schmerzhaft sein. Aber wenn ich weiß, ich tue das Richtige, weil es sozusagen ein höheres Wesen gibt, das mir diese Handlungsmöglichkeit gibt, dann ist das natürlich ein gewaltiger Trost.

Suharjanto: Mich fasziniert immer wieder, dass man Autonomie und Autarkie verwechselt. Denn wir sind nicht autonom in dem Sinne, dass wir niemanden brauchen, das wäre der autarke Mensch, sondern wir sind angewiesen auf andere. Ich habe gestern noch einen neuen medizinethischen Artikel darüber gelesen, wie wichtig die Selbstsorge und Fürsorge jetzt bei den Intensivpflegern und -pflegerinnen sei. Die Mediziner sagen: Es gehört dazu, dass wir in schwierigen Phasen nicht immer alles einschätzen können, also müssen wir das gemeinsam machen. Und diese Gemeinsamkeit sollten wir jetzt in ganz vielen Bereichen finden.

Karle: Da stellt sich die Frage, was wir ausgehend von den verschiedenen Religionen tun können, um Menschen in ihrer Hoffnung, in ihrer Zuversicht zu stärken. Der Glaube ist ein Trost im Leben und im Sterben. Religion ist für das Unbestimmbare zuständig, sie macht das Unbestimmbare zum Thema. Sie muss

nicht immer Entscheidungen treffen wie die anderen Funktionssysteme, sondern kann Fragen, Unsicherheiten und Zweifel auch aushalten und in den Mittelpunkt rücken. Hier liegt, denke ich, die Funktion der Religion für die Gesellschaft: Nicht immer antworten müssen, sondern auch schweigen können, suchend unterwegs sein, beten, Gott das Leben, die eigene Angst und Ratlosigkeit anvertrauen können.

Suharjanto: Ich beobachte das staatliche Handeln im Augenblick mit sehr viel Respekt. Ich habe ständig das Gefühl, die Entscheider werden von morgens bis abends bewertet, sie stehen unter mächtigem Druck. Da würde ich jetzt sagen, als Non-Profit-Unternehmen dürfen wir etwas versuchen und schauen, ob es den Menschen hilft. Das ist ein Pfund, mit dem wir handeln sollten.

[...]

Soussan: Was den Gottesdienst angeht, wenn wir schon christlich-jüdisch vergleichen, ist das vielleicht einer der deutlichen Unterschiede. Gottesdienst im Judentum, insbesondere im orthodoxen Judentum, funktioniert nur dann, wenn zehn Männer in einem Raum zusammenkommen, am besten in der Synagoge, wo noch eine Torarolle vorhanden ist. Aus orthodoxer Sicht war es uns nicht erlaubt, die wichtigsten Gottesdienste live zu streamen oder uns über Zoom zu verbinden, weil wir an Schabbat und Feiertagen Elektrizität nicht aktiv benutzen dürfen. Das heißt, wir waren tatsächlich komplett auf uns selbst zurückgeworfen. Und selbst jetzt ist es verboten, mitzusingen. Man merkt plötzlich, was es mit uns macht, dass dieses ganz wichtige Element der gemeinsamen Liturgie entfällt.

Karle: Insofern ist die Krise der Pandemie nicht nur eine, die außerhalb von Religion in der Gesellschaft vorkommt und der man sich jetzt von religiöser Seite aus souverän zuwenden könnte, sondern eine, die auch die Religion und ihre Artikulationsmöglichkeiten und Trostmöglichkeiten betrifft. In der Hinsicht bin ich auch sehr gespannt, wie wir aus der Krise hervorgehen werden.



---

## Schwerpunkt Zusammenleben

### **Abschied in Würde Verantwortung und Schutz am Lebensende**

Samstag, 15. Mai 2021, Oosten, Frankfurt/Main  
Die Veranstaltung wurde während des 3. Ökumenischen Kirchentages live im ZDF übertragen.<sup>1</sup>

Prof. Dr. Claudia Bausewein, Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin, München  
Ulrich Lillie, Präsident der Diakonie Deutschland, Berlin  
Prof. Dr. Kerstin Schlögl-Flierl, Moralthnologin, Mitglied des Deutschen Ethikrates, Augsburg  
Christine Schmitz, Pflegekraft in der palliativen ambulanten Versorgung, Berlin  
Prof. Dr. Barbara Schneider, Leitung des Nationalen Suizidpräventionsprogramms, Köln

Moderation:

Michael Sahr, Redaktion Kirche und Leben beim ZDF, Mainz  
Anwältinnen des Publikums:  
Diana S. Freyer, Hamburg  
Dr. Elisabeth Krause-Vilmar, Bad Vilbel

Sahr: Wir sind im Moment in der gesellschaftlichen Situation, dass wir beim Sterben selbst mitbestimmen können. Es gibt Gesetzesinitiativen, die möglicherweise nach der Bundestagswahl zu einem sogenannten Sterbehilfegesetz formuliert werden. Nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes im letzten Jahr müssen wir in der Gesellschaft jetzt darüber sprechen, wie weit Hilfe beim Sterben in Anspruch genommen werden darf und wo die Grenzen der Autonomie liegen. Der Begriff des assistierten Suizids ist hier ganz zentral. [...] Frau Schmitz, Sie möchten heute von Ihrer Schwester berichten, die vor knapp zwei Jahren gestorben ist. Wie ist ihre Geschichte?

Schmitz: Meine jüngere und einzige Schwester Waltraud hat sich im Juli 2019 im Alter von 51 Jahren gewaltsam das Leben genommen. Sie musste sieben Jahre furchtbare Kopfschmerzen aushalten, weil keine Therapie, kein Klinikaufenthalt, keine Schmerzklinik, Psychologie, Psychosomatik oder Psychiatrie gegrif-

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

fen haben. Sie hat alles versucht. In diesen Jahren ist sie immer mehr verbittert, weil es keine Lösung für ihre Situation gab. Vor ihrem Suizid hatte sie bereits zweimal versucht, sich umzubringen, einmal mit Medikamenten, einmal mit Oleander, beides hat nicht funktioniert. Ihre Kraft hat sie dann immer mehr verlassen, sodass sie das Haus nicht mehr verlassen konnte. Die Strangulation blieb ihr als einzige Lösung, obwohl sie sich so sehr eine andere Möglichkeit gewünscht hätte. Wir haben viel über Suizid gesprochen, genau die Möglichkeit des assistierten Suizids hätte sie sich gewünscht, um in Würde sterben zu können. Dadurch dass ich im palliativmedizinischen Bereich arbeite und der Tod eine große Rolle in meinem beruflichen Umfeld spielt, wusste meine Schwester, dass zum Beispiel Insulin oder Kalium eine Möglichkeit gewesen wären, und hatte mich darum gebeten. Ich konnte ihrem Wunsch aber nicht entsprechen, weil ich mich damit in der Illegalität befunden hätte und es keine Unterstützung auf diesem Weg gab. Ein Urteil wie das jetzige des Bundesverfassungsgerichtes hätte es legalisiert.

[...]

Sahr: Die große Mehrzahl der Deutschen sagt in Umfragen immer wieder: Ich habe selbstbestimmt gelebt, ich möchte auch die Option haben, selbstbestimmt aus dem Leben scheiden und die Hilfe Dritter in Anspruch nehmen zu können. Wie ist es in einer evangelischen, wie in einer katholischen Institution, würde mir geholfen oder würde ich zum Sterben nach Hause geschickt werden?

Lilie: Bei uns sind die Träger selbst verantwortlich. Wir diskutieren diese Fragen gerade in einem breiten Beteiligungsprozess, da sind Zeit und eine sehr differenzierte Diskussion wichtig. Sehr wichtig ist auch, dass wir uns jetzt nicht nur um die Gesetzesänderung kümmern, sondern über die Rahmenbedingungen der Pflege reden. Wir diskutieren gerade die Pflegeversicherung und ihre Reformbedürftigkeit, damit wir eine Ethik des Alltags realisieren können, in der nicht paternalistische Fürsorge entsteht, sondern eine Umgebung, die die jeweiligen Subjekte auch im Alter so ernst wie möglich nimmt.

Sahr: Wenn ich ein Kind habe, das im Sterben liegt und das ich als selbstbestimmter Elternteil erlösen will, wer macht das? Wenn alle Diskussion nicht fruchtet, wenn jeder Lebensmut fehlt: Macht das der Pfleger oder der Arzt in einer evangelischen Institution?

Lilie: Da müssen wir über Verfahren reden, die möglichst sicherstellen, dass wirklich die Selbstbestimmung dieses Menschen ausschlaggebend ist. Das ist eine differenzierte Diskussion, die wir jetzt führen müssen.

Sahr: Und in einem katholischen Klinikum, sagt da der Arzt: »Ich bin dem Leben verpflichtet. Wenn, dann machen das überhaupt nur die Pfleger und bitte nicht unter diesem Dach, weil wir als katholisches Klinikum dem Leben verpflichtet sind.«?

Bausewein: Für die Hospiz- und Palliativversorgung gesprochen, können sich die Menschen in ihrer Not an die lokalen Hospizvereine und Palliativeinrichtungen richten. Hier gibt es im Internet Datenbanken, in denen die entsprechenden Adressen zur Verfügung stehen. Wenn jemand sterben möchte, dürfen wir aber nicht sofort wie bei einer Dienstleistung sagen, wo sich die Person hinwenden

muss für ein Mittel. Wenn ein Mensch sagt, ich möchte nicht mehr leben, muss ich erst mal verstehen und hinterfragen, was sich da verändert hat, und die Not dahinter verstehen. Das kann die Angst vor dem sein, was auf mich zukommt. In der Regel geht es im Palliativbereich darum, die Kontrolle behalten zu wollen. Wenn sich Menschen in einer Lebenssituation befinden, die für sie nicht mehr lebenswert ist, muss die Antwort sein: Lass mich verstehen, was deine Not ausmacht. Erzähl mir, was los ist. Und nicht: Schau, hier kannst du dein Leben beenden. Was können wir tun, dass es wirklich eine selbstbestimmte Entscheidung wird? Wenn Menschen einen Todes- oder Suizidwunsch haben, sind sie in der Regel sehr verengt auf dieses eine Thema fokussiert, sie haben diesen Tunnelblick. Dann gilt es zu schauen, ob sich an dieser Situation etwas verändern lässt und ob der Wunsch dann noch bleibt.

Schlögl-Flierl: Es gibt eine große Diskussion in der Caritas genau zu diesem Thema, vor allem zu Gesundheitseinrichtungen in katholischer Trägerschaft. Ich als Wissenschaftlerin bin in einer anderen Position als Herr Lilie. Ich sehe eine Diskussion, aber ich sehe auch ganz deutlich, dass der Suizid für die katholische Position eine Hoffnungsabsage ist, mit der wir kämpfen. Wir würden lange versuchen, alles dafür zu tun, um weiterhin Leben im Sterben zu schenken. Wir versuchen den Lebenspekt, also die Lebensgestaltung im Sterben, im Fokus zu halten. Vielleicht sind katholische Pflegeheime irgendwann der »safe place«, wo es im Regelangebot keine Suizidbeihilfe gibt. Suizidbeihilfe in einem Heim bedeutet auch Suizidbeihilfe für Mitarbeitende und Angehörige, denn es gibt ein Beziehungsgeflecht in solchen Einrichtungen. Es wird sicher Situationen geben, in denen die Bewohnerin, der Bewohner seit zehn Jahren da ist, es gute Gespräche und Kontakte gab und der Sterbewunsch bestehen bleibt. Darüber müssen wir uns verständigen. Mir ist klar, dass das Problem im Einzelfall liegt.

Lilie: In 85 Prozent stimmen wir komplett überein, aber mit zwei Dingen habe ich eine echte Schwierigkeit. Hoffnungsabsage – finde ich – ist nah an einer Bewertung und ich habe keine gute Erfahrung mit solchen Bewertungen. Wir sollten damit rechnen, dass es Menschen gibt, die sagen: Nach dem, was ich alles therapeutisch erlebt habe, wie ich mit meinen Angehörigen gesprochen habe, in diesen letzten Monaten meines Lebens, kann ich das endliche Leben bejahen. Ich möchte aber die letzten Monate, von denen ich ungefähr weiß, wie sie aussehen werden, nicht mehr erleben, weil ich sie nicht mehr für gestaltbar empfinde. Und ich lege mein Leben zurück in die Hände meines Schöpfers und freue mich auf ihn. Das ist keine Hoffnungsabsage. Und ich habe ein Problem mit dem »safe place«. Ich habe bei uns im Hospiz immer dafür gekämpft, dass jeder Mensch so sein darf, wie er ist und wie er sein wird. Und ich weiß nicht, wie ich in einer solchen Situation am Lebensende bin. Ich hoffe, dass mir das hilft, was mir im Moment auch hilft, und dass mir das Vertrauen gibt, was mir im Moment auch Vertrauen gibt, und dass mich meine Hoffnung trägt. Und dass ich hoffentlich bei Frau Bausewein in der Klinik liege. Aber wie ich dann entscheide, weiß ich nicht. Und das ist ein sicherer Ort. Ein sicherer Ort ist nicht ein Ort, wo wir sagen, das verbieten wir hier und das lassen wir zu. Deswegen Vorsicht mit dieser »safe place«-Diskussion. Gesprochen mit Rose Ausländer: »Sei, was du

bist, gib, was du hast.«<sup>2</sup> Das halte ich für eine sehr gute Regelung. Daran sollten wir uns halten. Das ist ein sicherer Ort.

Bausewein: Ich habe bei den Zuschauer\*innen die Frage gehört, ob ich in einer Gesellschaft Sorge haben muss, irgendwann sogar gefragt zu werden, warum ich eigentlich noch weiterleben will? Wir kennen das leider aus dem Ausland, dass sich Menschen mit schwerer Erkrankung fragen lassen müssen, warum sie überhaupt noch weiterleben wollen. Ich glaube, wir dürfen jetzt nicht sagen, die katholischen Altersheime sind der »safe place« und die evangelischen der Ort, wo es stattfinden kann. Wir brauchen alle Einrichtungen, in denen wir erst mal Begleitung, Unterstützung und Lebenszugewandtheit zur Verfügung stellen, wo ich mich nicht verteidigen muss, dass ich noch leben will. Trotzdem müssen wir Verfahren für Ausnahmesituationen haben.

Schneider: Ich stimme sehr zu. Es geht nicht darum, dass Menschen sterben wollen, sondern sie wissen einfach nicht, wie sie unter den gegebenen Bedingungen weiterleben können. Wir wissen aus suizidologischer, psychiatrischer Perspektive, dass Hoffnungslosigkeit, aber auch das Gefühl, nicht dazuzugehören und vor allem anderen zur Last zu fallen, wissenschaftlich nachgewiesene Faktoren sind, die Suizidalität fördern. Da müssen wir im Einzelfall genau hinschauen. Menschen brauchen in erster Linie wirkliche, leicht erreichbare und niedrigschwellige Angebote zur Hilfe. Und das kann nicht nur im ehrenamtlichen Bereich stattfinden.

Lilie: Aber wir sind uns in dieser Runde alle einig, dass wir da richtig Luft nach oben haben. Wir haben noch kein Suizidpräventionsgesetz und noch nicht in jeder stationären Altenhilfeeinrichtung eine palliativ ausgebildete, qualifizierte Pflegefachkraft, die dafür sorgt, dass man nicht noch mal ins Krankenhaus muss, dass man sich wirklich auf die Alltagsethik und Selbstbestimmung verlassen kann und die bestmögliche Versorgung hat. Darüber müssen wir jetzt reden.

Freyer: Es gibt unter den Zuschauer\*innen sehr viele Wortmeldungen im Sinne von: Das ist doch ganz klar, ich will das selbstbestimmt machen und die Kirche soll sich raushalten. Auf der anderen Seite immer wieder die Frage: Wo habe ich noch einen sicheren Ort? Kann ich wenigstens in einer kirchlichen Einrichtung in Frieden sterben? Und auch die Nachfrage: Wenn ich mich dafür entschieden habe, kann ich diesen Prozess auch noch stoppen, gibt es eine Exit-Option? Und was kostet das am Ende eigentlich?

Krause-Vilmar: Es gibt viele Fragen zum Thema Geld und Wirtschaft. Wenn ich nicht so viel Geld habe, kann ich mir einen Abschied in Würde überhaupt leisten? Ist der Abschied in Würde etwas Privilegiertes? In Bezug auf die Rolle der Kirchen wird der Wunsch formuliert, dass die Kirchen barmherzig auf die verletzlichen und verzweifelten Lebenssituationen schauen. Da kann ich als Pfarrerin nur zustimmen, das versuchen wir.

<sup>2</sup> Ausländer, Rose (1995): Ich höre das Herz des Oleanders. Gesammelte Werke Band V, Frankfurt/Main: S. Fischer Verlag.

Bausewein: Ich denke, das war auch eine Motivation des Bundesverfassungsgerichts. Diese geschäftsmäßigen Sterbehilfevereine, die auch noch Geld dafür verlangen und damit verdienen, das darf nicht sein. Da wird sich zeigen, welche Regularien der Gesetzgeber vorgibt. Aber es kann nicht sein, dass eine gewisse Schicht die Möglichkeit hat und andere nicht. Ich will nicht der Suizidhilfe das Wort reden, aber letztlich muss es eine Möglichkeit geben, die nicht von wirtschaftlichen Faktoren abhängt. Auf der anderen Seite ist die Frage, was gemeint ist mit Sterben in Würde? Das ist ein Problem in den Diskussionen: Die Suizidhilfe-Befürworter sagen, das sei Sterben in Würde. Wir Palliativmediziner sagen, wir ermöglichen Sterben in Würde, meinen aber etwas ganz anderes. Wir haben genug gesetzliche Verankerungen, dass Hospiz- und Palliativversorgung eine Leistung der Krankenversicherung und teilweise der Pflegeversicherung sei und nicht davon abhängt, ob jemand irgendetwas zahlen kann oder nicht.

---

# Schwerpunkt Schöpfung und Klimakrise

## **For Future!**

## **Wege aus der Klimakrise**

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am  
7. Mai 2021, DB Webcast Studios, Frankfurt/Main.<sup>1</sup>

Annalena Baerbock MdB, Bundesvorsitzende von BÜNDNIS 90/  
DIE GRÜNEN, Berlin

Prof. Dr. Dr. Johannes Wallacher, Ökonom und Sozialethiker,  
München

Dr. Marie-Luise Wolff, Vorstandsvorsitzende der ENTEGA und  
Präsidentin des Bundesverbands der Energie- und Wasserwirt-  
schaft, Darmstadt

Moderation:

Dr. Maria Mast, Zeit Online, Berlin

**Mast:** Ich freue mich, dass wir zum Thema »For Future – Wege aus der Klimakrise« drei Gäste haben: Frau Dr. Marie-Luise Wolff ist Präsidentin des Bundesverbandes der Energie und Wasserwirtschaft und Vorstandsvorsitzende der ENTEGA Darmstadt, des zweitgrößten ökologischen Energieversorgers in Deutschland. 2019 war sie Energie-Managerin des Jahres. Prof. Dr. Johannes Wallacher ist Ökonom und Sozialethiker, Präsident der Hochschule für Philosophie in München. Er forscht an der Schnittstelle von Kirche, Ökonomie und Gesellschaft. Annalena Baerbock ist die erste Kanzlerkandidatin von BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN, seit 2018 Bundesvorsitzende der Grünen gemeinsam mit Robert Habeck. Ihr Herzensthema ist der Klimaschutz.

Frau Baerbock, das Bundesverfassungsgericht hat entschieden, dass das Klimaschutzgesetz in Teilen verfassungswidrig ist und nachgebessert werden muss, um die Freiheitsrechte der künftigen Generation zu schützen. Dieses Urteil ist historisch einzigartig. Plötzlich scheint es möglich, Dinge umzusetzen, die davor nicht möglich waren. Alle bessern fleißig nach. Braucht es dafür noch eine grüne Partei?

**Baerbock:** Es braucht uns alle zusammen, weil Klimaschutz eine so große Aufgabe ist, nicht nur national, europäisch, sondern global. Als einzelne Partei kann man das nicht schaffen. Es braucht Gewerkschafter, Kirchen, Unternehmen, es braucht die Jugend, Wissenschaftler, die gesamte Gesellschaft.

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

Mast: Frau Wolff, Sie kennen den Kampf gegen Windmühlen beim Klimaschutz, Sie sind das Sprachrohr des Energiesektors. Würden Sie sich über eine grüne Bundeskanzlerin freuen?

Wolff: Ich freue mich auf Parteien und Politiker\*innen, die dafür sorgen, die Blockaden zu beseitigen, die wir jetzt beim Ausbau der erneuerbaren Energien haben. Seit Jahren arbeiten wir in der Energiewirtschaft daran, weniger CO<sub>2</sub> auszustößen. Aber in den letzten Jahren konnten wir schon die moderaten Ausbauziele, die es gab, oftmals nicht erreichen, weil wir zu wenig Flächen bekommen haben oder weil die Genehmigungsverfahren viel zu lange dauern – oft fünf bis sechs, manchmal zehn Jahre. Wir werden ausgebremst. Wir brauchen eine Politik, die das Ganze beschleunigt.

Baerbock: Mein Vorschlag ist, jetzt ein Klimaschutz-Sofortprogramm auf den Weg zu bringen. Der massive Ausbau von erneuerbaren Energien ist jetzt das Allerwichtigste. Es bringt gar nichts, E-Autos zu haben, wenn der Strom weiter aus Kohlekraftwerken kommt. Industrie, Strommarkt, Bauen, Landwirtschaft – die Aufgaben sind riesig. Das nächste Jahrzehnt ist das entscheidende Jahrzehnt für den Klimaschutz.

Mast: Herr Wallacher, das betrifft das Leben von uns allen. Besteht nicht die Gefahr, dass wir uns zu sehr auf das Ökologische konzentrieren und das Soziale dabei vergessen?

Wallacher: Wir müssen beides zusammendenken. Die Vereinten Nationen haben das in den Sustainable Development Goals anerkannt, es ist auch die zentrale Botschaft von Papst Franziskus in seiner Enzyklika *Laudato si'*. Wir müssen zeigen, dass eine schnellstmögliche Dekarbonisierung der Energieversorgung möglich ist, aber auch von Konsum und Mobilität, und die Voraussetzungen dafür schaffen.

Mast: Frau Baerbock, inwiefern denken Sie das Soziale in Ihrem Parteiprogramm mit?

Baerbock: Voll und ganz, denn Klimaschutz ist Sozialpolitik, Industriepolitik, aber auch Sicherheitspolitik, weil die Auswirkungen der Klimakrise alle Bereiche treffen. Für mich gehört zum Klimaschutz immer die Frage der sozialen Gerechtigkeit. Ich glaube, wir haben gerade eine einzigartige Chance. Wir können zu einem klimagerechten Wohlstand kommen, wenn wir die soziale Frage mitdenken. Weltweit erleben wir, dass die Klimaauswirkungen die Regionen am härtesten treffen, die ohnehin schon die vulnerabelsten sind.

Mast: Das verschärfte Klimaschutzgesetz sieht ja vor, dass wir die Emissionen bis 2030 im Vergleich zu 1990 um 65 Prozent senken und die Klimaneutralität bis 2045 erreichen. Ist es realistisch, dass der Energiesektor seine Auflagen erfüllen kann?

Wolff: Ja, auf jeden Fall. Wir müssen dringend etwas an den Regeln tun und wir müssen in großen Schritten denken. Im Einzelnen: die Städte müssen energetisch saniert werden, in Deutschland gibt es heute 30.000 Windräder, aber wir brauchen etwa das Doppelte, die Bürokratie muss abgebaut werden, damit wir schneller werden. Die heutigen Windanlagen schaffen das Vier- und Fünffache im Vergleich zu den Anlagen von vor 20 Jahren. Aber: für neue Anlagen an alten

Standplätzen müssen wir das gesamte Genehmigungsverfahren noch einmal durchlaufen – das dauert fünf Jahre. Und wir müssen uns dem Thema Akzeptanz anders nähern, das ist vielleicht auch ein Punkt, wo die Kirche unterstützen kann. Ich bekomme seit Jahren Briefe von Reichsbürger\*innen, die mich verurteilen, weil ich einen Windpark baue. Es gibt Bürgermeister\*innen, die möchten einen Windpark in ihrer Gemeinde genehmigen lassen, schrecken aber zurück, weil eine Bürgerinitiative, an der sich solche Gruppen beteiligen, dagegen ist. An diesen Themen muss man mit vielen Menschen arbeiten. An den Genehmigungsthemen kann nur die Politik etwas ändern.

Wallacher: Transparenz und Teilhabe zu fördern, ist in der Tat ein wichtiger Punkt, damit die sozial-ökologische Transformation gelingen kann. Wir brauchen klare ökonomische Anreizstrukturen, verursachergerechte Bepreisung. Wir brauchen technologische, aber auch soziale Innovationen. Im Grunde ist die Transformation eine große kulturelle Herausforderung. Wenn Reichsbürger oder Rechtspopulisten dieses Thema als Identitätspolitik kapern, müssen wir damit viel offensiver umgehen. Wenn wir unsere Gesellschaft wirklich gerecht und zukunftsorientiert voranbringen wollen, müssen wir die kulturellen Dimensionen, die hinter den Windrädern, den veränderten Ernährungsweisen und Mobilitätsformen stehen, viel stärker adressieren. Wir müssen aber auch Wertefragen wie die Tugend des rechten Maßes einbringen. Und wenn wir das verbinden mit einer klaren Kommunikationsstrategie und mit einem sozialen Ausgleich, können wir diese Widerstände möglicherweise überwinden.

Mast: Wir haben es gerade bereits mit einer extrem komplexen Krise zu tun. Seit einem Jahr versucht die gesamte Welt, ein Virus in den Griff zu kriegen, und scheint an der Komplexität des Problems zu scheitern. Können wir aus den Fehlern, die wir in dieser Pandemie gemacht haben, etwas für die Klimakrise lernen?

Wallacher: Innerhalb kürzester Zeit haben Technologie und Wissenschaft einen Impfstoff zur Verfügung gestellt. Jetzt, nach gut einem Jahr, machen wir schon gute Fortschritte. Wir haben zumindest in der ersten Hälfte der Pandemie eine Renaissance von Solidarität erlebt. Ich würde sehr dafür plädieren, das Positive nicht zu vergessen, was wir in dieser Krise gelernt haben, und dazu gehören die Eckwerte, die wir auch für den Klimaschutz brauchen: technologische und soziale Innovationen. Wenn es uns jetzt gelingt, die soziale Frage, das Bewusstsein für Gemeingüter mitzunehmen, kann uns das helfen bei der globalen Herausforderung Klimawandel.

Mast: Nichtsdestotrotz ist das Vertrauen der Bürger in die Bundesregierung gerade so gering wie nie zuvor in dieser Pandemie. Weniger als 40 Prozent glauben noch, dass die Maßnahmen angemessen sind. Frau Baerbock, was machen wir, dass uns in der Klimakrise nicht dasselbe passiert?

Baerbock: Die Mehrheit sagt aber, die Maßnahmen sind richtig oder hätten sogar noch schärfer sein müssen. Die Bereitschaft zum Kompromiss, die Bereitschaft, komplexe Fragen intensiv zu diskutieren und dann zu einer Lösung zu kommen, die von Mehrheiten getragen wird – das ist der Kern von Demokratie. Das aufzugeben, wäre aus meiner Sicht eine Sackgasse. Dass der Impfstoff in dieser



Rekordzeit entwickelt wurde, ist eine Sensation. Das zeigt ja auch, wir brauchen sogenannte Sprung-Innovationen, um die Klimakrise in den Griff zu bekommen. Wir sagen den Unternehmen, macht den Impfstoff und wir geben euch eine Garantie, dass wir ihn auch abnehmen. Das kann bei klimaneutralen Produkten in Zukunft auch so laufen.

Wolff: Völlig richtig. Auch wenn ich eine Stadt wärmetechnisch umbauere, muss ich finanziell in Vorleistung gehen und brauche eine Sicherheit, dass das Geld irgendwann zurückkommt. Ein Punkt ist mir noch wichtig: Wir haben es in diesem Corona-Jahr in den Unternehmen geschafft, von dieser bis jetzt dominierenden Präsenzkultur wegzukommen, die Frauen wahnsinnig behindert. Arbeitszeit 9.00 bis 17.30 Uhr, zack, war das weg. Warum hat das geklappt? Weil wir gesagt haben: Jetzt ist Krise, jetzt müssen wir die Dinge mal ganz anders machen. Solange wir die Klimakrise nicht als Krise wahrnehmen, fangen wir nicht an, Denkblockaden zu lösen. Das Karlsruher Urteil hat viel dazu beigetragen, dass wir da endlich hinkommen.

Mast: Noch ein Thema, das gut zum Kirchentag passt: Wie verlieren wir in der Krise, in der wir jetzt stecken, nicht den Glauben und die Hoffnung?

Wolff: Es muss erlebbar werden, dass sich durch Klimaschutz etwas für mich persönlich bessert. Weil sich meine Stadt verändert, weil ich einfacher von A nach B komme und so weiter. Und wir brauchen einen CO<sub>2</sub>-Preis, der umweltbewusstes Verhalten belohnt.

Wallacher: Ich glaube, die Transformation, die jetzt ansteht, hat noch einen viel zu negativen Touch. Das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts wird weiter wichtig sein, aber es gibt andere Formen von Wohlstand, die für die Lebensqualität wichtig sind: Zeitwohlstand, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, aber auch die Frage, wie wir Mobilität organisieren. Wenn wir uns allein auf das Leitbild des Immer-Mehr fokussieren, werden wir es sehr schwer haben. Wo Menschen erkennen, dass sie durch Veränderungen auch Lebensqualität gewinnen können, kann man sie viel schneller überzeugen.

Mast: Muss jeder Einzelne auch Verzicht lernen?

Wallacher: Ich glaube, es geht eher um die Tugend des rechten Maßes. Nicht umsonst haben Misereor und BUND 1995 schon in der Studie »Zukunftsfähiges Deutschland« vom Leitbild »Gut leben statt viel haben« gesprochen. Das kann im ersten Moment Verzicht bedeuten, aber dann ist es vielleicht sogar mehr. Deswegen glaube ich, Verzicht ist ein falsches Narrativ, zumal uns der Bericht des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) sagt, wenn wir schnell handeln, werden die Wohlfahrtseinbußen überschaubar sein.

Mast: Frau Baerbock, um das verschärfte Klimaschutzgesetz einzuhalten, setzen Sie auf klimafreundliche Innovationen. Werden die uns helfen?

Baerbock: Auf jeden Fall. Aus meiner Sicht braucht es klares Ordnungsrecht, um die Regeln für einen fairen Wettbewerb zu definieren. Derzeit subventionieren wir mit Milliarden fossile Energie. Dann ist es kein Wunder, dass erneuerbare Energien schlechtere Chancen haben. Deswegen auch die CO<sub>2</sub>-Bepreisung als zweite Komponente, die dafür sorgt, dass Umweltschäden mit einberechnet werden. Der dritte Pfeiler ist eine Politik, die neue Technologien fördert. Wasserstoff

ist so eine große Technologie, auf die wir viel Hoffnung setzen. Diesen Dreiklang müssen wir schaffen. Ein Wirtschaftssystem, das eben nicht die Gewinnmaximierung Einzelner in den Mittelpunkt stellt, sondern das Wohlergehen der Menschen. Für mich steht ganz klar der Mensch im Mittelpunkt in seiner Würde und in seiner Freiheit.

---

## Schwerpunkt Kirche und Macht

### **Tatort Glaubensraum Stolpersteine der Macht im kirchlichen Missbrauch**

Samstag, 15. Mai 2021, Saal Meridian II, Messe Frankfurt  
Die Veranstaltung wurde während des 3. Ökumenischen Kirchentages live gesendet und für die Mediathek aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Bischof Dr. Stephan Ackermann, Missbrauchsbeauftragter der Deutschen Bischofskonferenz (DBK), Trier  
Landesbischof Dr. Christoph Meyns, Sprecher des Beauftragtenrats zum Schutz vor sexualisierter Gewalt, Wolfenbüttel  
Petra Morsbach, Autorin, München

Moderation:  
Claudia Keller, stellv. Chefredakteurin bei chrismon, Frankfurt/Main

Keller: Frau Morsbach, Regeln und Leitlinien sind das eine. Es braucht aber Menschen, die Kontrolle ausüben sollen. Man muss sich erst mal trauen, einen Bischof zu kritisieren oder gegen ein Vorgehen aufzustehen und Widerstand zu leisten. Warum scheuen so viele Menschen diesen Schritt?

Morsbach: Das weiß ich nicht. In der literarischen Szene habe ich die Erfahrung gemacht, dass es einen Fall von Machtmissbrauch gab und niemand darüber sprechen wollte. Das Thema erregte Zorn. Sogar die Geschädigten schlugen sich auf die Seite der Schädiger. Ich fragte mich, woran das liegen kann. Macht weckt enorme Fantasien – bei denen, die Macht haben, und bei denen, die sie nicht haben: Selbststeigerung, Bedeutungssteigerung, das Ausreizen der persönlichen Grenzen. Das sind starke Motive, darüber geht das Maß verloren und alle machen mit. Wenn jemand den Missstand feststellt, entsteht für alle eine Situation von großem moralischem Stress. Dann müssen die Mächtigen sich verteidigen, schließlich leben wir nicht in einer Diktatur, die Kritiker einfach abservieren kann. Die Machtmissbraucher verstricken sich in Widersprüchen und verraten sich in einer unglaublichen Weise – faszinierend für mich als Schriftstellerin. Aber keiner will diese Widersprüche bemerken. Deswegen kommen die Mäch-

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

tigen mit dieser Rhetorik oft durch. Dann dürfen eben die Unmächtigen nicht lockerlassen. In beiden Kirchen ist das so gewesen, deswegen bewegt sich jetzt etwas. Generell gibt es keinen gesellschaftlichen Bereich, der gegen Missbrauch immun wäre.

Keller: Sie sagen, es gibt Gemeinschaftsdynamiken. Man möchte zu einem Gremium, zu einer Gemeinschaft gehören, und wenn ich etwas kritisiere, riskiere ich, dass ich mich ausgrenze.

Morsbach: Das ist ein unlösbares Problem. Das Individuum will selbstverantwortlich, würdig und integer sein und die Übersicht haben. Andererseits treten in dieser Machtsituation enorme Gruppendynamiken auf, die habe ich lange unterschätzt. Und instinktiv fallen in diesem Stress dann fast alle Menschen auf die Seite der Macht.

Keller: Die evangelische Kirche, die EKD, möchte Betroffene, die sexuelle Gewalt im Rahmen der Kirche erlebt haben, mit einbeziehen in die Aufarbeitung der Taten. Diese Erkenntnis hat sich mittlerweile durchgesetzt: Betroffene mit ihrem Wissen sind nötig für die Aufklärung, für die Aufarbeitung, ohne sie geht es gar nicht. Viele Landeskirchen und Bistümer haben Betroffenenbeiräte eingesetzt, die EKD hat im Herbst einen zwölfköpfigen Beirat eingesetzt und die Leute ausgewählt. Diese Woche haben Sie diesen Beirat ausgesetzt. Warum?

Meyns: Wir reden hier über Fälle, hinter denen natürlich Menschen stehen. Und ich will noch mal sagen, bevor wir zu irgendwelchen Sachthemen kommen, wie tief mich immer wieder bestürzt, dass solche Fälle in meiner Kirche möglich waren, sowohl in den Kirchengemeinden und noch viel stärker im Heimkinderbereich – die Heimerziehung der 50er-, 60er-Jahre ist ein ganz furchtbares Kapitel –, und dass das wirklich allem widerspricht, wofür wir als Kirche stehen.

Keller: Umso sensibler müssen gerade Sie als Bischof mit diesen Menschen umgehen.

Meyns: So ist es. Zur Korrektur Ihrer Frage: Wir haben den Beirat eben nicht aufgelöst. Es gab einen Antrag aus dem Gremium selber, ihn aufzulösen. Zuerst sind fünf Menschen zurückgetreten, und aus dem restlichen Kreis kam dann der Antrag von mehreren, ihn doch bitte aufzulösen, weil es interne Konflikte gebe, die eine konstruktive Zusammenarbeit nicht mehr möglich machten. Drei von sieben Betroffenen haben die Auflösung gefordert und vier von sieben wollten gerne weiterarbeiten. Eine tiefe Spaltung war erkennbar und wir haben mehrere Gespräche geführt. Erstens mit den Ausgetretenen, aber auch mit den sieben verbliebenen Mitgliedern. Wir haben versucht, eine gemeinsame Lösung zu finden. Wir haben vorgeschlagen, die Arbeit auszusetzen, eine externe Untersuchung zu starten und mit wissenschaftlicher Hilfe noch mal genau von außen spiegeln zu lassen, was schiefgelaufen ist: Warum ist es nicht zu einer konstruktiven Zusammenarbeit gekommen? Warum ist die Arbeit, wie die EKD sich das vorstellte, nicht ins Laufen gekommen? Welche Fehler haben auch wir gemacht, was ist da wirklich los? Und im Herbst wollen wir mit den sieben Mitgliedern, die noch übrig sind, neu überlegen, wie es weitergeht.

Keller: Sie haben gerade gesagt, es soll eine Evaluation darüber geben, welche Gründe zu der Aussetzung geführt haben, und dass vielleicht »auch wir« etwas

falsch gemacht haben. Dieses »auch wir« heißt, die Hauptlast der Schuld rechnen Sie den Betroffenen und den Mitgliedern dieses Gremiums an?

Meyns: Ich würde hier gar nicht von Schuld reden. Ich würde das auch nicht personalisieren wollen, sondern sagen, wir müssen uns die Gesamtstruktur anschauen. Ich würde sehr kritisch fragen: Haben wir am Anfang genug unterstützt? Haben wir vielleicht die Rollen zu wenig geklärt? Wenn ich mir die Pressemitteilung der fünf Ausgetretenen ansehe, die sich gesondert geäußert haben, dann würde ich sagen, hier sind vielleicht auch Rollenvorstellungen im Raum, die mit dem Mandat der EKD für einen Beirat den Rahmen sprengen. Am Anfang hätte man mit allen die Rollen klären müssen.

Keller: Warum haben Sie das am Anfang nicht getan? Aus dem Betroffenenbeirat heraus gab es ja in den vergangenen Monaten immer wieder den Hilferuf: Helft uns! Lasst uns professionelle Moderation, Coaching, Programmmanagement und Prozessmanagement angedeihen, damit wir uns professionell aufstellen können und mit dem Gegenüber Kirche moderiert und professionell zusammenarbeiten können. Das ist ja offenbar nicht geschehen.

Meyns: Wir hatten ein erstes konstituierendes Treffen und dann ging es einfach los. Der Betroffenenbeirat legte natürlich auch viel Wert auf Unabhängigkeit, um sich erst mal selber zu finden. Sobald klar war, dass hier fünf Menschen zurückgetreten sind, haben wir aber das Gespräch mithilfe externer Moderation gesucht. Aber ich würde im Rückblick sagen – und mal sehen, was die Evaluation ergibt –, wir hätten sehr viel früher darauf reagieren müssen. Ich finde es wirklich ganz furchtbar schrecklich, dass das gescheitert ist im ersten Anlauf. Ich hoffe sehr, dass wir noch zu Lösungen kommen.

Keller: Sie finden das ganz schmerzlich, aber ich möchte am Ende dieser Woche noch mal sagen: Sie sind der Mächtige, Sie sind der Repräsentant der Kirche, Sie haben das Gremium ausgesetzt. Sie sagen, wir haben gemeinsam entschieden, aber es gibt von den Betroffenen ganz andere Darstellungen. Die Betroffenen sagen, das war eine einseitige Aussetzung, wir wollten das gar nicht. Die Betroffenen müssen sich nun verteidigen. Es geht um die Deutungshoheit: Wer ist schuld daran, dass es so weit gekommen ist? Können Sie nachvollziehen, dass diese Menschen sagen, wir fühlen uns ein zweites Mal missbraucht?

Meyns: Natürlich gibt es in dem Moment, in dem der Rat der EKD einen Beirat einsetzt und den Beauftragtenrat damit beauftragt, ein in der Struktur angelegtes Gefälle. Ein Beirat ist Teil der Institution und das Mandat für diesen Beirat kommt von der Kirche. Damit besteht von vornherein eine institutionelle Anbindung und keine Unabhängigkeit. Wenn so großer Wert gelegt wird auf Unabhängigkeit, auf Augenhöhe, müsste man tatsächlich auch über die Grundstruktur von Betroffenenbeteiligung neu nachdenken. Sollte am Ende herauskommen, dass schon die Grundstruktur eines Beirats, der so eng mandatiert ist von der Kirchenleitung, es den oder manchen Betroffenen erschwert, auch wirklich mitzumachen, dann müssten wir über neue Formen reden. Aber das ist zu früh, weil ich noch etwas genauer verstehen möchte, was wirklich insgesamt zu diesem Scheitern geführt hat.

Keller: Herr Ackermann, im Erzbistum Köln gibt es auch einen Betroffenenbeirat, der sich von Kardinal Woelki instrumentalisiert fühlt, weil dieser Beirat einem Vorgehen des Kardinals zustimmen sollte. Kann die Beteiligung von Betroffenen überhaupt geschehen, ohne dass sie instrumentalisiert werden?

Ackermann: Ich hoffe, man kann sagen, dass es möglich ist, sonst wären alle Betroffenenbeiräte, die wir jetzt eingerichtet haben oder die sich zusammengefunden haben, zum Scheitern verurteilt. Ich will aber dazusagen, dass das – man sieht es in Köln – ein hoch anspruchsvolles Unternehmen ist und alle Beteiligten, Betroffenenbeirat und kirchliche Institution, häufig unter großen Stress setzt. Allein schon, dass Betroffene – bei der Bischofskonferenz hat der Beirat zwölf Mitglieder – mit ihren unterschiedlichen Geschichten, Verletzungen, Kirchenerfahrungen zusammen ein Gremium bilden, das gemeinsame Voten abgibt. Also, dass man sich da einigt, dass man zu einer gemeinsamen Linie findet, empfinde ich als eine hoch anspruchsvolle Sache, gerade für die Mitglieder. Es gibt immer auch Diskussionen der Mitglieder untereinander. Das war in Köln auch so. Und deshalb habe ich davor großen Respekt, und es braucht eine ganz große Empfindsamkeit, wie wir von Kirchenseite wirklich gut damit umgehen können, sei es, dass es eben eine externe Moderation gibt oder das Angebot der Supervision. Wie gehe ich jetzt als Kirchenvertreter in die Kommunikation mit dem Gremium, um es nicht irgendwie zu übervorteilen? Es bleibt ein Gegenüber. Wir versuchen, in Formen des Miteinanders zu kommen, weil wir ja sagen, wir brauchen die Expertise der Betroffenen, wir wollen durch einen Beirat beraten werden. Wir brauchen und bitten um Beratung und Hilfe. Das ist ja eine Form des Miteinanders. Also wenn ein Beirat mehrheitlich besetzt wäre durch Aktivisten, dann wird das nicht ...

Keller: Was sind Aktivisten?

Ackermann: Menschen, die sagen, wir bleiben immer ein klares Gegenüber zur Kirche, wir werden kompromisslos die Fehler aufdecken und wir werden zu keiner Kooperation bereit sein, sondern unsere Aufgabe ist es, die Rolle der Kirche aufzudecken und immer den Finger in die Wunden zu legen. Und wir werden das auch politisch und öffentlich tun.

[...]

Keller: Ich möchte noch einmal zu dem Punkt Aktivisten kommen. Sie sagen: den Finger in die Wunde legen, ein klares Gegenüber der Kirche sein – aber das sollen die Betroffenenbeiräte doch. Was ist daran schlecht? Wer bestimmt, wann eine Kritik konstruktiv und wann sie destruktiv ist? Sie?

Ackermann: Nein, die Deutungshoheit darüber haben nicht einfach die Bischöfe oder die Kirchenleitung, aber auch nicht die Betroffenen.

Keller: Sie sagen ja, Aktivisten möchte ich nicht im Beirat haben.

Ackermann: Nein, da stellen Sie mich jetzt falsch dar. Der Punkt ist ja, dass diejenigen, die in einen solchen Beirat gehen, überlegen müssen, was ist mein Anliegen? Dass ich eine politische Absicht habe, dieses Anliegen voranzubringen, und das meine Motivation ist, in ein solches Gremium zu gehen, finde ich völlig legitim. [...]

Aber für beide Seiten ist klar: Wir haben sehr unterschiedliche Rollen wahrzunehmen und darüber werden wir auch nicht hinauskommen. Ich werde immer das Gegenüber bleiben und der andere wird auch immer derjenige sein, der nicht nachlässt, die Fehler aufzudecken, und es auch in einer Weise zu tun, die deutlich macht: Es bleibt eine Unzufriedenheit.

[...]

Keller: Frau Morsbach, was würden Sie Betroffenen und Kritikern von Machtmissbrauch raten, wie sie sich verhalten sollen?

Morsbach: Sie sollten dranbleiben. Wer Machtmissbrauch erlebt hat, hat immer das Gefühl, er rennt gegen eine Wand. Und es gibt Missverständnisse. Wir haben von Betroffenen gehört, die Genugtuung wollten. Aber was ist Genugtuung? Wer definiert das? Ist es etwas Finanzielles, ist es etwas Seelisches?

Sie<sup>2</sup> kommen als ein symbolischer Gesprächspartner. Sie können jetzt nicht tage- oder wochenlang mit den Betroffenen reden. Sie haben immer noch Ihre Landeskirche. Sie treffen sich dreimal mit den Betroffenen und denken, die sind vielleicht dankbar, dass ein Bischof mit ihnen spricht. Aber die Betroffenen sind konkret verletzt und nicht symbolisch. Und sie sind in einem Szenarium, in dem sie nicht die Regie haben und wieder verletzt werden, und das ist natürlich für sie eine starke Frustration. Aber anders, als es sich anfühlt, haben sie sehr viel erreicht: zum Beispiel, dass beide Kirchen sich diese Gedanken machen. Es gab ja etliche Fehlversuche und etliche Male hat die Kirche diese Anzeigen mit nicht edlen Mitteln unterdrückt. Trotzdem gibt es jetzt ein Podiumsgespräch, die Zeitungen diskutieren das Problem und man prüft die Strukturen. Also machen Sie weiter, lassen Sie nicht locker! Sie erreichen mehr, als es scheint!

<sup>2</sup> Petra Morsbach wendet sich an dieser Stelle direkt an die beiden Podiumsteilnehmer Bischof Dr. Stephan Ackermann und Landesbischof Dr. Christoph Meyns.

---

## Schwerpunkt Zivilcourage

### **Rechtsterrorismus in Deutschland Wie weiter mit der Aufklärung?**

Samstag, 15. Mai 2021, Saal Median I, Messe Frankfurt  
Die Veranstaltung wurde während des 3. Ökumenischen Kirchentages live gesendet und für die Mediathek aufgezeichnet.<sup>1</sup>

Caro Keller, NSU-Watch, Berlin  
Dr. Mehmet Daimagüler, Rechtsanwalt, Bonn<sup>2</sup>

Moderation:  
Maria Coors, Historikerin, Frankfurt/Main  
Anwalt des Publikums: Matthias Blöser, Mainz

Coors: Herzlich willkommen, liebe Besucher\*innen, auf dem 3. Ökumenischen Kirchentag zu unserem Podium »Rechtsterrorismus in Deutschland – Wie weiter mit der Aufklärung?«. In diesem Jahr jährt sich die Selbstenttarnung des sogenannten NSU, des Nationalsozialistischen Untergrunds, bereits zum zehnten Mal. Wie Sie wissen, hat diese Gruppe in den zehn Jahren zuvor an vielen Orten in Deutschland gemordet und Anschläge verübt. Die Täter\*innen kamen aus der extremen Rechten und sind während der gesamten Zeit aus der bundesweiten Szene gedeckt und unterstützt worden. Aber die Geschichte des Rechtsterrorismus in Deutschland hat weder mit dem NSU begonnen, noch ist sie seither vorbei. Vor einigen Wochen erst haben sich die Morde in Hanau gejäht, ein halbes Jahr vorher der Terror in Halle, Anfang des Jahres erging das Urteil gegen den Mörder von Walter Lübcke, erst letzte Woche wurde ein Tatverdächtiger im Fall der Drohbriefe des sogenannten NSU 2.0 festgenommen, um nur einige der bekannten aktuellen Fälle zu nennen. Die Amadeu-Antonio-Stiftung zählt seit 1990 208 rassistische und rechtsextreme Morde. Was wissen wir über-

<sup>1</sup> Der vorliegende Text ist eine gekürzte und sprachlich bearbeitete Fassung auf Grundlage eines transkribierten Veranstaltungsmitschnitts.

<sup>2</sup> Als Gesprächspartner diskutierte Dr. Mehmet Daimagüler, Rechtsanwalt, Bonn mit auf dem Podium. Aufgrund einer nicht erfolgten Freigabe ist sein Gesprächspart hier nicht abgedruckt. Wir bedauern dies, da dadurch der dialogische Charakter dieser Veranstaltung, der Austausch von Argumenten und auch mögliches Hinterfragen einzelner Positionierungen nicht dokumentiert werden kann. Das ist nicht ideal. Wir haben dennoch an der Absicht festgehalten, zumindest das verfügbare Textmaterial in diese Dokumentation aufzunehmen, sodass diese wichtige Thematik in die Dokumentation Eingang finden konnte.



haupt über diese extrem rechten Netzwerke beziehungsweise was wissen wir – also die Öffentlichkeit – auch nicht und warum ist das so? Wo liegen die Baustellen in der Aufklärung und was wäre eigentlich zu tun? Darüber sprechen in dieser Stunde Caro Keller und Dr. Mehmet Daimagüler. Frau Keller, wie steht es um die Aufklärung rechter Gewalt?

Keller: Bis heute sind unzählige Fragen zu den Themen rechte Gewalt, rechter Terror und NSU ungeklärt, viele Beteiligte wurden nie zur Verantwortung gezogen. Die Gesellschaft, allen voran die Angehörigen und Betroffenen, konnten aber in den letzten zehn Jahren seit der Selbstenttarnung des NSU verstärkt Aufklärung erkämpfen, daher wissen wir heute sehr viel über rechte Gewalt und rechten Terror und könnten diese jederzeit verhindern. Aus dem NSU-Komplex haben wir gelernt, dass es Neonazi-Netzwerke gibt, die zu rechtem Terror bereit sind und qua Ideologie morden. Denn rechte Ideologie zu Ende gedacht, bedeutet immer Diskriminierung bis hin zu Mord, Vertreibung und Vernichtung. Für die Ermordung von zehn Menschen, drei Sprengstoffanschläge und 15 Banküberfälle braucht es aber die gesamte Gesellschaft. Die Polizei und die Behörden haben die Täter nicht durch Aufklärung der rassistischen Mordserie an weiteren Morden gehindert und konsequent gegen Rechts ermittelt. Stattdessen wurde mit rassistischen Vorannahmen gegen Angehörige, Betroffene und das Umfeld der Ermordeten ermittelt, wie wir aus den Untersuchungsausschüssen und dem Prozess wissen. Die kleinsten Gerüchte waren ausreichend, um mit größter Kreativität rassistisch gegen die Angehörigen vorzugehen. Deren Hinweise, es handle sich sehr wahrscheinlich um rechte Morde, wurden ignoriert. Das heißt, die Polizei hat den NSU nicht gestoppt.

Dann ist die Berichterstattung über die Mordserie in den Blick zu nehmen. Journalist\*innen hätten hinterfragen müssen, wie die Polizei agiert, stattdessen war die Berichterstattung meistens sehr rassistisch aufgeladen. Ich möchte nur erinnern an das rassistische Wort »Döner-Morde«, das für die Mordserie erfunden wurde und auch ohne einen rechten Hintergrund bereits vor 2011 rassistisch war. Ähnliches gilt für die Gesellschaft, für uns alle, auch für Antifaschist\*innen und linke Personen, die die Angehörigen ebenfalls nicht gehört, die Mordserie nicht genauer angeschaut, die Berichterstattung und Ermittlungen nicht hinterfragt und nicht gemeinsam um Aufklärung gekämpft haben. Viele Angehörige der Ermordeten sind 2006, fünf Jahre vor der Selbstenttarnung des NSU, in Dortmund und in Kassel auf die Straße gegangen und haben Aufklärung und ein rechtes Motiv in Betracht zu ziehen gefordert. All das ist von der Mehrheitsgesellschaft nicht gehört worden. Beim NSU-Komplex kommt zudem hinzu, dass der Verfassungsschutz sein eigenes Spiel gespielt hat.

Wir lernen aus dieser Aufklärung, als Gesellschaft genauer hinschauen zu müssen: Handelt es sich bei Anschlägen möglicherweise um rechte Anschläge? Diese sind erkennbar an der Wahl der Opfer, an der Vorgehensweise, die Neonazis sich häufig untereinander abgucken, und an den Tätern selbst. Wir müssen nicht darauf warten, ob die Polizei einen rechten Mord überhaupt erkennt und benennt, sondern können selbst aktiv werden. Leider haben die Selbstenttarnung des NSU und die Aufklärung gerade hier in Hessen rechten Terror nicht

verhindern können. Am 1. Juni 2019 ist Walter Lübcke in der Nähe von Kassel ermordet worden, es folgten der antisemitische und rassistische Anschlag von Halle, zuletzt der rassistische Anschlag von Hanau. Wenn man den NSU-Komplex ernster genommen und gesellschaftlich mehr aufgearbeitet hätte, hätten diese Anschläge verhindert werden können. Aus dem Mord an Walter Lübcke und dem Anschlag von Hanau lernen wir, dass rechte Hetze in den Medien und im Netz im Vorfeld vermeintliche Feinde der extremen Rechten markiert. Dies zeigen die massive rechte Hetze gegen Walter Lübcke und die massive rassistische Berichterstattung darüber und das rassistische Vorgehen gegen Shisha-Bars. Beide Ziele sind vorher »markiert« worden. Rechte Narrative in der Gesellschaft stärken rechten Tätern den Rücken. In der sogenannten »Mitte der Gesellschaft« gibt es Ermöglichungsstrukturen für rechten Terror, wie Schützenvereine, die in beiden Fällen eine Rolle gespielt haben. Unsere Aufgabe als Gesellschaft ist es daher, rechte Ideologie zurückzudrängen, damit rechte Täter nicht mehr verspüren, einen vermeintlichen Volkswillen auszuführen.

Die Lernerfahrungen der letzten zehn Jahren müssen für uns als Gesellschaft bedeuten, den Angehörigen und Betroffenen zuzuhören, ihnen Glauben zu schenken, wenn sie einen rechten Hintergrund von Anschlägen benennen, mit ihnen gemeinsam zu gedenken und um Aufklärung zu kämpfen. Die Aufklärung von rechtem Terror, gerade von konkreten rechten Netzwerken, die zerschlagen und entwaffnet werden müssen, muss weitergehen, um diesen zukünftig verhindern zu können! Denn immer wenn es gesellschaftliche Aufmerksamkeit und Druck gibt, passiert mehr Aufklärung. Auch zehn Jahre nach der Selbstenttarnung des NSU müssen wir großes Interesse zeigen und gemeinsam dafür kämpfen, dass die Aufklärung weitergeht. Und das muss zehn Jahre nach der Selbstenttarnung des NSU fortgesetzt werden. Viele Antworten fehlen noch, viele Fragen der Angehörigen und Betroffenen sind noch nicht beantwortet. Das heißt: Auf der einen Seite haben wir schon alle Möglichkeiten rechten Terror zu verhindern, auf der anderen Seite müssen diese Antworten gefunden werden.  
[...]

Coors: Sie haben Beispiele für Rassismus genannt, gleichzeitig hat der Diskurs zum Thema Rassismus zugenommen. Liegt dies daran, dass es mehr Rassismus gibt, oder sind wir tatsächlich gesellschaftlich weiter, oder beides?

Keller: Wir beobachten beide Bewegungen. Während wir in München im Saal des NSU-Prozesses saßen, hat sich die gesellschaftliche Situation verändert. Seit 2013 erleben wir erneut eine massive rassistische und völkische Mobilisierung, die noch nicht an ihrem Ende angekommen ist und weiteren rechten Tätern den Rücken stärkt. Viele rechte Ideologien oder ideologische, rassistische und antisemitische Inhalte sind in den letzten Monaten sagbarer und damit auch machbarer geworden. Auf der anderen Seite beobachten Menschen, die genauer hinschauen, rassistische Talkshows, die nicht mehr einfach ohne Widerspruch stattfinden können. Das heißt, es gibt Widerspruch und ein größeres Verständnis dafür, was rechter Terror, rechte Ideologie und Rassismus sind. Ich nehme auch eine größere gesellschaftliche Solidarität wahr. Menschen schließen sich zusammen, um gemeinsam gegen diese völkische Mobilisierung zu kämpfen.

Es sind parallele Entwicklungen. Wo wir am Ende stehen werden, ist unklar. Wenn wir für eine offene und vielfältige Gesellschaft, in der Menschen ohne Angst unterschiedlich sein können, eintreten wollen, müssen wir dafür kämpfen. Das wird nicht von alleine entstehen.

[...]

Coors: Sie sagten, dass wir aus dem NSU viel gelernt haben und jetzt viel verhindern könnten. Wenn wir auf der Ebene der Polizei und der Sicherheitsorgane bleiben und auf den Prozess im Fall Walter Lübcke schauen: Haben wir Fortschritte gemacht oder würden Sie sagen, wir hätten etwas lernen können, aber passiert ist nichts?

Keller: Wir hätten alles lernen können. Behauptet wird auch, dass gelernt wurde. Es heißt, die Behörden hätten aus dem NSU-Komplex gelernt und jetzt sei alles ganz anders. Aber wir warten noch auf den Zeitpunkt, wo dies sichtbar und erlebbar wird. Es gibt zwar dann und wann Razzien und Entwaffnungen, aber diese finden nicht grundsätzlich statt. Es gibt in Deutschland eine Statistik darüber, wie viele bekannte Neonazis einen legalen Waffenschein haben. Es ist ganz erstaunlich, dass es diese Statistik überhaupt geben kann und dass bekannte Neonazis sich legal bewaffnen können.

Was die Sicherheitsbehörden angeht und auch den Prozess um den Mord an Walter Lübcke und den Angriff auf Ahmed I., haben wir die Fortsetzung des NSU-Prozesses gesehen. Im NSU-Prozess war es so, dass der Senat und die Bundesanwaltschaft die Aufklärung letztlich verweigert haben. In dem Urteil wurde der Fall so klein, wie es nur irgendwie ging, gemacht. Im NSU-Prozess wurde die Nebenklage, also die Angehörigen und ihre Vertreter\*innen, weitgehend missachtet. Das Urteil, in dem von Rassismus, den Ermordeten und von den Sicherheitsbehörden nicht die Rede war, hat im Grunde ein ermutigendes Zeichen an die rechtsterroraffine Neonazi-Szene gesendet. Für den Prozess im Fall Walter Lübcke ein paar Jahre später in Frankfurt wurde etwas anderes erhofft – das ist aber nicht passiert. Stattdessen hat die Bundesanwaltschaft wieder nur gegen einen Einzeltäter ermittelt. Wir hatten den Eindruck, in dem Moment, in dem Stefan Ernst sein Geständnis ablegte, wurde im Grunde auch die Ermittlung eingestellt. Wir nehmen an, dass die Ermöglichungsstrukturen, die Netzwerke, nicht ausgehoben und entwapfnet wurden. Und vor Gericht hat der Senat nicht den Blick geöffnet, sondern hat den Fall noch kleiner gemacht. Auch dort wurden die Interessen der Nebenklage massiv missachtet und das Urteil kann erneut nur als Ermutigung gelten. Wir sehen dort wieder nachlässige Ermittlungen gegen vermeintliche Einzeltäter. Das Netzwerk aber, aus dem der Mord an Walter Lübcke entstehen konnte, bleibt weiterhin gefährlich. Das gilt auch für rechte Strukturen in Polizei und Bundeswehr. Dort werden vermeintliche Einzelfälle, Einzeltäter, aufgedeckt, aber grundsätzlich wird dort nicht an das System rangegangen. Da bleiben eine gefährliche Struktur und gefährliche Personen übrig, die nie für ihre Mittaten, beispielsweise am NSU-Komplex, zur Verantwortung gezogen wurden und dadurch ermutigt werden. Es wird zwar immer mit warmen Worten behauptet, es habe sich etwas verändert,

aber die Ergebnisse sind im Alltag und im Kampf gegen rechten Terror nicht sichtbar.

Blöser: Eine Frage interessiert viele Menschen: Was können die Kirchen konkret tun? Wie können Christinnen und Christen den Finger in die Wunde legen?

Keller: Wir halten es dazu mit einem Zitat von Ibrahim Arslan, der 1992 die rassistischen Brandanschläge von Mölln überlebt hat. Er sagt, wenn ein Mensch angegriffen oder ermordet wird, der potenziell von Rassismus oder rechter Gewalt betroffen ist, so ist das für uns so lange ein rechter Angriff oder Mord, bis uns das Gegenteil bewiesen wird. Diese Forderung wird von der Polizei oft zurückgewiesen. Aber wir als Gesellschaft können das annehmen, weil wir die Berichterstattung zu Angriffen und Morden verfolgen können. Das gilt nicht nur für die Kirche als Institution, nicht nur für Christ\*innen, sondern das gilt eigentlich für alle. Im Grunde müssen alle in dieser Gesellschaft ihre jeweiligen Möglichkeiten nutzen, um die ganze Zeit um Aufklärung zu kämpfen, um Solidarität zu zeigen, um rechte Ideologien in der Gesellschaft zurückzudrängen. Man kann hinschauen oder eingreifen. Alle Menschen haben Handlungsoptionen und gerade Institutionen sind dazu aufgefordert, ihr Gewicht in die Waagschale zu werfen und Verantwortung in der Gesellschaft zu übernehmen. Und als letztes Wort: Es reicht nicht, einmal hinzuschauen und einzugreifen, sondern die Erfahrung zeigt: Man muss es wirklich permanent machen, dann ändert sich auch etwas. Ich denke manchmal an ein Schiffsruder, das man nur sehr angestrengt herumdrücken kann. Aber wenn man das gemeinsam tut und wirklich die ganze Zeit dranbleibt, dann kann sich etwas ändern.



# GOTTESDIENSTE UND GEBETE<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Der Ökumenische Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt ist unter der Rubrik »Anfang« (Seite 34), der Schlussgottesdienst unter der Rubrik »Ende« (Seite 226) zu finden.

---

## Tagzeitengebete

### **Gebet am Abend** **Öffne meine Augen für eine inklusive Kirche**

Aufgezeichnet für den 3. Ökumenischen Kirchentag am 13. April 2021, Friedenskirche, Frankfurt/Main.

Eric Tilch, Jugendkirche Kana, Wiesbaden  
Jessica Walker, Dragqueen, Frankfurt/Main

Dieses Gebet am Abend<sup>1</sup> ist Teil einer vorab produzierten Reihe von Video-Tagzeitengebeten zum Thema »Menschenrechte«, die am 15. Mai 2021 im Programm des 3. Ökumenischen Kirchentages digital übertragen wurde. Zu den zentralen Inhalten dieser Tagzeitengebete zählten Menschenrechte mit Blick auf den Pflegebereich, auf Handels- und Lieferketten sowie eine inklusive Gesellschaft.

#### Storyboard<sup>2</sup>

Gesamtlänge: 10 Minuten

*Bildwechsel: Schwarzblende*

**Szenebilder der Kirche – Regenbogenflagge (30 Sekunden)**

*Bild: X.DTG-00X*

*X.DTG-009: Darunter liegt vorab produzierte Musik in gleicher Länge wie das Bild vorab*

*Bildwechsel: weicher Übergang (eventuell Einblendung Titelfolie)*

<sup>1</sup> Angelehnt an die Vorlage »Gebet am Abend – In Leichter Sprache« für Tagzeitengebete aus dem Liederbuch SichtWeisen des 3. Ökumenischen Kirchentages Frankfurt 2021, München: Strube.

<sup>2</sup> Der Inhalt der Veranstaltung ist in Form des Storyboards dokumentiert. Das Storyboard war Grundlage für den Videodreh des Gebets.

**Begrüßung am Ort (30 Sekunden)**

*Bild: Liturg steht bei den Kerzenständern in der Kirche – Halbtotale*

Tilch: Guten Abend! Ich begrüße euch hier aus Frankfurt am Main. Es ist Samstag. Es ist Ökumenischer Kirchentag. Gemeinsam wollen wir im Übergang zum Abend innehalten und unsere Gedanken vor Gott bringen.

*Bild: Liturg zündet eine Kerze an und stellt sie zu den anderen*

Tilch:

Ich bete:

Der Tag ist bald vorbei.  
Ich habe heute viel erlebt.  
Ich denke noch viel nach.  
Ich bin müde.  
Ich bin auch froh.

Und jetzt:

Gott: Ich will dich hören.  
Gott: Ich will mich bei dir ausruhen.  
Gott: Du bist bei mir.

Amen.

**Lied (120 Sekunden)**

*X.DTG-010: Vorab produziertes Lied*

*Bild: Kamerablick in die Kerzen (15 Sekunden)*

*Bild: Dragqueen kommt durch die Kirchentür und geht durch die Kirche zum Liturgen. Kamera verfolgt sie. Person ist in Gänze erkennbar.*

*Dragqueen zündet auch eine Kerze an und stellt sie zu den anderen.*

*Bild: Kamerablick in die Kerzen (15 Sekunden)*

**Worte aus der Bibel (Psalm 119,10–12)**

Tilch: Ich lade euch ein, mit uns gemeinsam Worte aus der Bibel zu sprechen:

*Bild: Beide Personen sieht man im Altarraum nebeneinander – Totale*

Walker: Jesus fragte sie: »Wie viele Brote habt ihr dabei? Geht und seht nach.« Als sie es herausgefunden hatten, sagten sie: »Fünf, und zwei Fische.«

*Bild: Danach gehen beide aus der Kirche und in den Keller.*

*X.DTG-009: Unter dem angegebenen Bewegtbild liegt ein weiterer Abschnitt der vorab produzierten Musik*



Wir hören Gedanken zu dem Bibeltext und Thema

*Bild: Liturg und Dragqueen vor den Kleidern im Keller – Halbtotale*

Tilch: Wir haben jetzt die Perspektive gewechselt und eine besondere Person eingeladen. Jessica, du bist diese Person. Stell dich bitte ganz kurz vor.

Walker: Ich bin die Königin von Frankfurt, die Queen, die Dragqueen der queeren Szene von Frankfurt. Dazu gehört natürlich auch die Kirche. Und ich repräsentiere Frankfurt sehr gerne, natürlich auch überregional.

Tilch: Es war für mich eben ein ganz buntes Bild, als ich hier reinkam und den Regenbogen gesehen habe und jetzt dich dazu mit den goldenen Pailletten – ein ganz anderes Bild als das, was ich normalerweise von Kirche kenne. Und da interessiert mich: Was ist dein Bild von Kirche? Wie siehst du bunte Kirche?

Walker: Wir gehen ja alle mit der Zeit, man braucht sich nicht zu verstecken und auch in einer Kirche kann man sein, wie man ist. Es gab zwar negative Schlagzeilen, aber zum Beispiel hier in diesem prunkvollen Raum fühle ich mich sehr wohl. Ich liebe große Räume und Funkelfunkel. Da passe ich einfach rein. Und dann sieht man den Regenbogen, und so etwas ist, glaube ich, Zeichen genug, dass man herzlich willkommen ist.

Tilch: Cool, dass du hier bist, als Diva, genau so! Ich weiß natürlich, die Frankfurter Community ist sehr bunt, da gibt es viele Queens, aber es gibt auch viele andere. Wie geht ihr um mit dem Thema Glauben?

Walker: Das war immer so eine Sache. Keiner hat sich offen präsentieren können. Man hat das auch nicht so nach außen getragen, wie ich das jetzt mache. Ich trage meinen Glauben und meinen Glitzer nach außen und zeige das den Leuten. Und ich denke, ich bin Beispiel genug für die queeren kirchlichen jungen Leute.

Tilch: Die Community ist ja ganz bunt. Du bist eine Person, die besonders sichtbar ist. Du bist groß, du bist auffällig, ein ganz starkes, sichtbares Zeichen. Aber es gibt sicherlich auch die ganz vielen kleinen Probleme, die ganz vielen kleinen Fragen in der Community. Wo bräuchte die Community die Kirche? Wo sollte Kirche Sichtbarkeit schaffen?

Walker: Hier zum Beispiel in dieser Friedenskirche, wo ich auch schon aufgetreten bin, denke ich an den Pfarrer. Bei der Parade am Christopher Street Day zum Beispiel: Er geht voran. Und seit Jahren, das beobachte ich auch, werden es immer mehr. Man muss sich nicht verstecken, man kann sich zeigen. Sichtbarkeit und Präsenz sind auf jeden Fall sehr wichtig.

Tilch: Am Ende würde ich dir gern noch eine persönliche Frage stellen. Was ist dein Wunsch von einer Kirche in der Zukunft? Welches Signal soll vom Ökumenischen Kirchentag aus deiner Sicht in die Welt gehen?

Walker: Man soll Gutes erzählen! Und Erfahrungen austauschen.

*Bild: Während des Interviews auch bewegte Aufnahme der beiden Gesprächspartner in der Szene mit Abstand (eventuell auch nach dem Gespräch noch zu drehen und dann einzubinden)*

*Bildwechsel: Szenenbilder*

*Bild: Man sieht die Dragqueen im Kirchenraum posen und in Aktion  
X.DTG-010: Darunter liegt ein Teil der vorab produzierten Musik*

**Wir beten das Vaterunser gemeinsam**

*Bild: Liturg und Dragqueen treffen sich wieder im Altarraum – Totale*

Tilch: Gemeinsam wollen wir beten, so wie du, Jesus, es uns gezeigt hast:

*Bild: Bewegte Bilder von brennender Kerze in Szene, darüber Einblendung des folgenden Textes*

Tilch:

Vater unser im Himmel,  
geheiligt werde dein Name.  
Dein Reich komme.  
Dein Wille geschehe,  
wie im Himmel, so auf Erden.  
Unser tägliches Brot gib uns heute.  
Und vergib uns unsere Schuld,  
wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.  
Und führe uns nicht in Versuchung,  
sondern erlöse uns von dem Bösen.  
Denn dein ist das Reich und die Kraft  
und die Herrlichkeit in Ewigkeit.  
Amen.

**Wir gehen weiter (15 Sekunden)**

*Bild: Liturg in Szene im Altarraum – Halbtotale*

Tilch:

Gott: Du gehst mit mir zusammen.  
Du sagst mir, was ich machen soll.  
Ich möchte dir folgen.  
Gott: Öffne mir die Augen.  
Hilf mir, genau hinzusehen.

**Wir bekommen einen Segen**

*Bild: Liturg im Altarraum – Totale*

*Bild: Segnende Hände*

Tilch:

Gott soll dich segnen. Er soll auf dich aufpassen.

Gott soll dich freundlich anschauen.

Gott soll dir Frieden schenken.

Amen.

*Bild: Liturg und Dragqueen verlassen im Gespräch (ohne Ton) die Kirche*

*X.DTG-009: Darunter liegt ein Teil der vorab produzierten Musik (mind. 90 Sek.)*

*Abschlussbild: Bild des Kirchturms*

*Bildwechsel: Schwarzblende*

---

## Konfessionelle Gottesdienste am Samstagabend – »Kommt und seht!« (Joh 1,39)

### **Konfessionelle Gottesdienste ökumenisch sensibel gestaltet**

Pfarrer Christoph Stender, Rektor des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Bonn

*Die weit geöffneten Kirchentüren am Samstagabend zu den ökumenisch sensiblen konfessionellen Gottesdiensten*

Von einem normalen Ökumenischen Kirchentag konnte man anlässlich auch seiner zweiten Wiederkehr nach Berlin und München in Frankfurt mit einem allgemeinen Blick auf die Gesamtkonzeption der Liturgien und mit einem besonderen Blick auf die Gottesdienste am Samstagabend, eingebettet in sein Gesamtkonzept, nicht sprechen. Zum einen schon deshalb nicht, weil sich aus den beiden Vorgängern, bezogen auf das Gottesdienstangebot, keine durchgängige Linie ableiten lässt, obwohl eine Vergleichbarkeit mit Evangelischen Kirchentagen und Katholikentagen gewollt ist. Nicht nur jeder Evangelische Kirchentag und jeder Katholikentag, sondern auch die konfessionsverbindenden Ökumenischen Kirchentage sind jeweils Unikate, aber den 3. Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt am Main machte die Corona-Pandemie zu einem herausragenden.

*Die große Hoffnung Mahlgemeinschaft bleibt eine Hoffnung*

Allen drei Ökumenischen Kirchentagen war eine Hoffnung und deren Enttäuschung gemeinsam. So war denn auch mit der Durchführung des 3. Ökumenischen Kirchentages die Hoffnung auf das verbunden, wonach sich viele aktive Christinnen und Christen schon seit Jahren und Jahrzehnten sehnen: auf die Mahlgemeinschaft (mindestens) zwischen der katholischen und der evangelischen Konfession.

In dem Beschluss »Grundlagen, Aufgaben und Ziele des 3. Ökumenischen Kirchentages in Frankfurt«, verabschiedet vom Hauptausschuss des Zentralkomitees der deutschen Katholiken am 25. März 2018 und vom Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages am 14. April 2018, wird abschließend formuliert:

»Wir sehnen uns danach, gemeinsam Abendmahl/Eucharistie feiern zu können. Deshalb werden wir mit ganzer Kraft bei der Vorbereitung, während der Tage in Frankfurt am Main und nach dem Ökumenischen Kirchentag, in gestärkter Verbundenheit um die Möglichkeit eines gemeinsamen Abend-

mahls ringen. Ökumenische Fortschritte sind möglich und dringend nötig. Wir müssen nicht begründen, was wir gemeinsam, sondern was wir noch getrennt tun.«<sup>1</sup>

Mit der Vorbereitung des 3. Ökumenischen Kirchentages war zu erwarten, dass die Sehnsucht nach dem gemeinsamen Mahl mit derselben Intensität im Raum stehen würde, wie das beim 1. und 2. Ökumenischen Kirchentag auch der Fall war. So wurde die Mahlgemeinschaft in Berlin nicht erreicht und das gemeinsame Taufgedächtnis bildete im Eröffnungsgottesdienst eine starke Verbindung unter den Konfessionen. Auch später in München wurde die Mahlgemeinschaft nicht erreicht und die Feier der Artoklasia<sup>2</sup> wurde zu einem starken gemeinsamen Zeichen.

*Der »normale« gottesdienstliche Samstagabend mit dem besonderen Schwerpunkt*

Zwei große, vom Fernsehen übertragene ökumenische Gottesdienste prägten das liturgische Profil der Ökumenischen Kirchentage: der Gottesdienst am Donnerstag nach der Eröffnung am Mittwoch und der Schlussgottesdienst am Sonntag. Aus katholischem Selbstverständnis heraus ist der sonntägliche Gottesdienst ein fester Bestandteil der Wochengestaltung. Um dieser Pflicht gerecht zu werden und den ökumenischen Gottesdienst am Sonntag zum Schluss eines Ökumenischen Kirchentages – ohne gottesdienstliche Doppelung – mitfeiern zu können, bietet die Vorabendmesse (am Samstag nach 18 Uhr) eine legitime Möglichkeit. Somit ist der konfessionelle Gottesdienst aus katholischer Sicht auch ein Bestandteil eines Ökumenischen Kirchentages.

Zu den Ökumenischen Kirchentagen in Berlin und München gehörte das in der evangelischen Tradition entstandene Feierabendmahl, das erstmals auf dem Kirchentag 1979 in Nürnberg gefeiert wurde. Seitdem ist es Usus, dass sich am Freitagabend des Kirchentages Gastgebende und Gäste in den Kirchengemeinden der Stadt begegnen. In einem festlichen Gottesdienst teilt die versammelte Gemeinde nicht nur symbolisch Speis und Trank, sondern dieses Gottesdienstformat bietet auch die Gelegenheit zu mehr Begegnung und Austausch. Oder mit den Worten von Pfarrer Heiko Kuschel formuliert:

»So. Feierabend! Endlich Schluss für heute. Feierabend: Schön, wenn man etwas zu feiern hat. Freie Zeit, ausschnaufen, gemeinsam feiern, die Seele baumeln lassen. [...] Gemeinschaft mit den anderen. Gemeinschaft mit Gott.

<sup>1</sup> Das Zitat ist dem Grundlagentext zum 3. Ökumenischen Kirchentag entnommen, der im März/April 2018 von den Präsidien des Deutschen Evangelischen Kirchentages und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken beschlossen wurde.

<sup>2</sup> Orthodoxer Vespertagesgottesdienst, in dem gesegnetes Brot, erfrischendes Wasser, Früchte und erlesene Öle geteilt werden.

Zusammen bleiben nach dem Gottesdienst. Sich gemeinsam satt essen und trinken. Miteinander den Feier-Abend genießen.«<sup>3</sup>

Für den 3. Ökumenischen Kirchentag war in der ersten Planung vorgesehen, den evangelischen Feierabendgottesdienst mit dem katholischen Gottesdienst dergestalt zu verbinden, dass sie parallel am Samstagabend stattfinden, und im Anschluss an die Liturgien sollte eine gemeinsame Agape gefeiert werden. Somit behalten die konfessionellen Gottesdienste ihren je eigenen Charakter bei, münden aber anschließend in einer die Konfessionen verbindenden Begegnung (Agape).

Alle Gemeinden in Frankfurt hätten sich daran beteiligen können und so wäre diese Gestaltung des Samstagabends erst einmal nur ein »normaler« Programmpunkt des 3. Ökumenischen Kirchentages gewesen. Jedoch war mit den Feiern am Samstagabend diesmal ein besonderer Schwerpunkt verbunden: die ökumenisch sensible Gestaltung dieser konfessionellen Gottesdienste. Diese war verbunden mit der Idee der weit geöffneten Kirchentüren, die auch Christinnen und Christen der anderen Konfession motivieren sollten, an diesen Gottesdiensten teilzunehmen. Grundlage dieses besonderen Schwerpunktes war das Papier des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen mit dem Titel »Gemeinsam am Tisch des Herrn«<sup>4</sup>. Dieses Papier reflektiert unter anderem ein Zueinander von evangelischer Abendmahlsfeier und katholischer Eucharistiefeier, welches einen Ausdruck finden kann in der Teilnahme einzelner katholischer Christinnen und Christen an der evangelischen Abendmahlsfeier und umgekehrt.

### *Konfessionell, aber ökumenisch sensibel*

Ein oder der Höhepunkt des 3. Ökumenischen Kirchentages waren dann auch diese konfessionellen Gottesdienste in ökumenischer Sensibilität. In vielen Frankfurter Gemeinden standen die Kirchentüren an diesem Abend weit offen und luden dem Leitwort folgend ein: Kommt und seht! Diese Art der Einladung galt besonders den Frankfurter\*innen, die es sich unter Beachtung der Hygieneregeln nicht nehmen lassen wollten, neugierig zu sein und über die eigene konfessionelle Erfahrung hinaus die Gottesdiensttraditionen und aktuellen Feierformen anderer christlicher Konfessionen mitzuerleben.

Durch die geöffneten Türen einzutreten, bedeutete für viele Christ\*innen, noch wenig vertrauten Gottesdienstgestaltungen beizuwohnen durch gemein-

<sup>3</sup> <https://www.evangelisch.de/blogs/stilvoll-glauben/115415/14-01-2010> (zuletzt aufgerufen: 18.07.2021)

<sup>4</sup> Vgl. Leppin, Volker/Sattler, Dorothea (Hrsg.) (2020): *Gemeinsam am Tisch des Herrn / Together at the Lord's table*. Ein Votum des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen / A statement of the Ecumenical Study Group of Protestant and Catholic Theologians. *Dialog der Kirchen*, Bd. 17, Freiburg/Göttingen: Herder/Vandenhoeck & Ruprecht.

sames Hören, Sprechen, Spüren, Schauen und auch (trotz Maskenpflicht) Riechen. Dieser besonderen Einladung zu folgen, konnte auch weitergehend bedeuten, dem tiefen Vertrauen der Geschwister anderer Konfession an die Gegenwart Jesu Christi in Mahl und Eucharistie das eigene Vertrauen zu schenken, um dann auch gemeinsam zu bekennen: Jesus Christus ist der, der sich selbst in Eucharistie und Abendmahl vergegenwärtigt.

Die besondere und neue ökumenische Sensibilität kommt zum Ausdruck in der Verbindlichkeit der Taufe als Zugang zur Teilnahme, durch die geprüfte Verwendung des Begriffes Opfer in der liturgischen Sprache, im würdigen Umgang mit den Mahlgaben, in der Verwendung des ökumenischen Liedgutes, in der Autorisierung der Vorsteherin und des Vorstehers in den Mahlfeiern, durch eine breite Beteiligung in der Liturgie aller Getauften sowie in der Berücksichtigung des »Laienkelches«<sup>5</sup>.

Vier dieser konfessionellen Gottesdienste in ökumenischer Sensibilität wurden im Internet gestreamt, damit möglichst viele Interessierte auch über Frankfurt hinaus teilnehmen konnten. Das führte aber auch zu einem besonderen Interesse der Medien daran, welche katholischen Persönlichkeiten den evangelischen Abendmahlsgottesdienst mitfeiern und wie sie sich dort verhalten würden. Übertragen wurden aus dem katholischen Dom St. Bartholomäus eine Eucharistiefeier, aus der evangelischen Gemeinde Riedberg und der Freien evangelischen Gemeinde jeweils ein Gottesdienst mit Abendmahl und aus der griechisch-orthodoxen Kirchengemeinde Prophet Elias eine Vesper mit Elementen einer Artoklasia.

360 Menschen nahmen real und etwas über 5.500 digital an diesen vier Gottesdiensten teil. Darüber hinaus wurde dieses Gottesdienstformat vom Samstagandesweit in vielen Gemeinden gefeiert.

Diese Gottesdienste waren das Besondere eines in sich besonderen 3. Ökumenischen Kirchentages, dessen Botschaft selbst Corona nicht schmälern konnte, nämlich mit Herz und Verstand gemeinsam einzutauchen in das Geheimnis der Gegenwart Jesu Christi und nach geprüftem Gewissen gegebenenfalls hinzutreten an den Tisch des Abendmahls oder der Eucharistie, an dem einzig Jesus Christus der Gastgeber ist.

In drei der Gottesdienste wurde gepredigt. Mit Blick auf die konfessionelle Zukunft unterstrich der Stadtdekan Dr. Johannes von Eltz im Frankfurter Dom St. Bartholomäus: »Die elementare Bedürftigkeit, die Angewiesenheit auf Ergänzung, die Suche nach ebenbürtiger Hilfe, das ist unsere Verfasstheit als Menschen. Sie ist Bedingung der Liebe und, weil Jesus sich auf sie eingelassen hat, auch Bedingung der Kirche. Deshalb dürfen wir uns nicht hart machen, nicht unbedürftig sein wollen, so dass uns am Ende gar nichts mehr fehlt, wenn der andere nicht da ist, nicht mit am Tisch sitzt.«

Als mit der Evangelischen Gemeinde Riedberg in Frankfurt vertraute Gastpredigerin betonte die Gemeindefereferentin Angela Köhler vor dem Hintergrund

<sup>5</sup> Dem Laien gewährtes Trinken von konsekriertem Wein bei der Kommunion in der katholischen Eucharistiefeier sowie beim evangelischen Abendmahl.

vieler ökumenisch gewachsener Gemeinsamkeiten in dieser noch jungen Gemeinde: »Die großen Tische in der Innenstadt an der Hauptwache zeigen: Da muss manches in den Gesamtkirchen noch wachsen, damit wir alle einen guten Platz auf Augenhöhe haben. Vielleicht können die vielen kleinen Erfahrungen an vielen kleinen Orten das Gesicht der christlichen Kirchen – als eine in Einheit wahrgenommene Kirche – verändern.«

Pastor David Schultze von der Freien evangelischen Gemeinde Frankfurt lässt seine Predigt in die folgenden Worte münden: »Gestern fuhr ein LKW einer deutschen Supermarktkette vor mir auf der Straße. Hinten stand drauf: Wenn du einkaufen willst, dann erstmal zu P. In einem Satz zusammengefasst ist das auch das, was das Neue Testament Ihnen und mir rät, wenn wir unsere Glaubensgeschwister und unsere Mitmenschen lieben wollen, wie uns selbst – erst mal zu Christus und seinem Kreuz. Wenn du diese Liebe haben willst, dann erst mal zu Jesus! Und dann bleib bei ihm, der dir seine Liebe schenkt, und die du weitergeben kannst. Und dann ankert unsere Liebe in der größten Liebe, die diese Welt je kennen wird. Dann können wir lieben auch im Angesicht von Unterschieden, sogar dann, wenn Unversöhnlichkeit uns entgegenschlägt oder wir auf Hass und auf Feindseligkeit stoßen.«

*Das Gemeinsame Zeugnis – die Handlungsoption über  
den 3. Ökumenischen Kirchentag hinaus*

Das Präsidium des 3. Ökumenischen Kirchentages hat das Gemeinsame Zeugnis beschlossen, welches die Konfessionen verbindet im Vertrauen auf die Gegenwart Jesu Christi in der Feier von Abendmahl und Eucharistie. In den Liturgien am Samstagabend war dieses Gemeinsame Zeugnis unterschiedlich präsent.

*Gemeinsames Zeugnis*

*anlässlich des 3. Ökumenischen Kirchentages in Frankfurt am Main 2021*

»Als Christinnen und Christen erfahren wir die Gegenwart Jesu Christi an allen Orten, an denen sich Menschen in seinem Namen versammeln. Wir glauben gemeinsam, dass Jesus Christus selbst uns im verkündigten Wort des Evangeliums anspricht. Wir vertrauen darauf, dass Jesus Christus – wie er es uns zugesagt hat – in der Feier des Abendmahls und in der Feier der Eucharistie wahrhaft und wirksam gegenwärtig ist. Wir verkündigen seinen Tod für uns; wir glauben, dass er auferstanden ist und lebt; wir hoffen, dass er wiederkommt zum Heil der Welt. Gemeinsam feiern wir dieses Geheimnis unseres Glaubens und lassen uns von ihm zu seinem Gedächtnis sagen: schaut hin und erkennt mich beim Brechen des einen Brotes und in der Gabe des einen Bechers für euch alle. Dann geht in meinem Geist verwandelt und gestärkt in die Welt.«



Über den 3. Ökumenischen Kirchentag hinaus weist auch sein Materialheft zum Thema »Konfessionelle Gottesdienste ökumenisch sensibel feiern«, das eine bleibende Hilfestellung sein will, in dieser Intention auch zukünftig Gottesdienst zu feiern. Mit diesen Gottesdiensten hat der 3. Ökumenischen Kirchentag einen neuen Schritt getan, der darauf angelegt ist, auch zukünftig in ökumenischer Verbundenheit fortgesetzt zu werden auf dem Weg, der Erfüllung der Bitte Jesu Raum zu geben, »alle mögen eins sein« (Joh 17,21). Ökumenische Lebensräume, in denen auch in Zukunft ein weitergehendes ökumenisches Miteinander gestaltet werden soll, sind diesem Wunsch Jesu bleibend verpflichtet. So hat der 3. Ökumenische Kirchentag auf dem gemeinsamen Weg der Ökumene einen weiteren einmaligen Schritt getan, der fortgeführt werden will!

# KULTUR

---

# Nachtprogramm

## In die Nacht ...

Miriam Küllmer-Vogt, Beauftragte der Ev. Kirche in Hessen und Nassau für den 3. Ökumenischen Kirchentag

»In die Nacht« – so lautete der Titel des digitalen, bunten und kurzweiligen kulturellen Abendprogramms am Samstag des 3. Ökumenischen Kirchentages. Nach der Umstellung auf ein fast ausschließlich digitales Format war es für uns als gastgebende Kirchen eine willkommene Möglichkeit, dieses Abendprogramm maßgeblich zu gestalten. Ziel war, ein buntes und vielfältiges digitales Kulturprogramm zusammenzustellen. Ein Programm aus Beiträgen von zumeist hessischen Künstler\*innen, die auch bei einem analogen 3. Ökumenischen Kirchentag aufgetreten wären. Leider konnten wir nicht auf alle zugehen, die eine Zusage für den analogen 3. Ökumenischen Kirchentag erhalten hatten. Aber wir trafen gemeinsam eine Auswahl und fragten die Leute an: Habt ihr Lust, einen kurzen Videoclip mit eurer Kunst, über euer Projekt zum digitalen Kulturprogramm des 3. Ökumenischen Kirchentages beizusteuern? Bis auf wenige Ausnahmen sagten alle zu. Und viele meldeten uns im Nachhinein zurück, wie viel Spaß sie daran hatten, ihre Beiträge bei sich vor Ort zu produzieren und auf diese Weise mitten in der Enge der Corona-Einschränkungen künstlerisch aktiv zu werden.

Das Programm »In die Nacht« hatte drei Schwerpunkte. Zunächst hieß es »Willkommen in Frankfurt am Main! Begegnungen mit den gastgebenden Kirchen des 3. ÖKT«, dann begaben wir uns auf die Suche nach den »Perlen des kreativen ÖKT«, um am Ende »Über den Tellerrand! Die Stunde für junge Menschen« zu präsentieren.

Durch das Gesamtprogramm führten Carina Dobra, Redakteurin bei Indeon.de in Frankfurt/Main und Jonas Schramm, freier Journalist in München. Dabei hießen sie die digitalen Zuschauer\*innen des Abendprogramms in Frankfurt willkommen. Und weil die Teilnehmenden nicht nach Frankfurt kommen konnten, nahmen Carina und Jonas sie mit auf ihren digitalen Stadtpaziergang. Sie suchten dabei historisch relevante Orte in Frankfurt auf, gaben einen kurzen Einblick in deren Geschichte und setzten sie in Beziehung zu heute wichtigen gesellschaftlichen Themen.

Die erste Programmeinheit stand unter dem Motto »Begegnung«. Bei diesem außergewöhnlichen digitalen und dezentralen Ökumenischen Kirchentag konnte das geplante große Straßenfest in Frankfurt, der Abend der Begegnung mit einigen Hunderttausend Menschen, die am Ufer des Main zusammen feiern sollten, nicht stattfinden. Es war uns aber ein Anliegen, einige der Elemente, die diesen Abend gefüllt hätten, in die erste Einheit des digitalen Programms »In die Nacht« aufzunehmen: Beiträge von Künstler\*innen, die auf einer der

Bühnen aufgetreten wären, und Beiträge von engagierten Menschen aus Kirche und Gemeinde, die einen Stand gestaltet hätten, und zwar mit einem Mitmach-Angebot zu dem, was sie begeistert und erfüllt.

Und so füllten wir die erste Stunde des Programms »In die Nacht« mit vielfältigen kurzen Filmbeiträgen. Mit dabei waren das Comedy-Duo »superzwei« mit dem Programm »Mir gugge ganz genau hi – Hessischer Blödsinn mit Tiefgang«, die beiden jungen Zaubertrickser Sören Pohl und Samuel Lenz, bei denen gilt: »Je mehr du hinschaust, umso weniger wirst du sehen«, die 14-jährige Malerin Clara Körber, die bei einem analogen Abend der Begegnung zum Mitmachangebot »Mal mir die Träume vor Augen« eingeladen hätte, die Reagystyle-Band »Banjoory«, die ihr Publikum mit dem Song »Sonne« daran erinnerte, dass nach einer langen trüben Zeit wieder bessere Tage kommen, das Singer-Songwriter-Duo »Romie« aus Frankfurt, das von der Sehnsucht nach dem Reisen sang, und die Frankfurter Band »MinusMeier« mit einem Song übers Abschiednehmen – ein Thema, das während der Pandemie neu eingeübt werden musste.

Mit dabei waren auch verschiedene Glaubensgemeinschaften aus Offenbach und die beiden Frankfurter Jugendkirchen Jona und St. Peter. Sie stellten die Glaubensorte vor, die ihnen – auch in Zeiten der Pandemie – Halt geben und Begegnung ermöglichen, Begegnung mit anderen, mit Gott und mit sich selbst. Mit dabei war auch die ökumenische Pilgergruppe »Mut tut gut«, die sich mit einem als Martin Luther verkleideten Vikar auf den Weg von Worms nach Frankfurt machte und den Bogen spannte vom 500. Jubiläum des Wormser Reichstages und der Aktion »Luthermoment«, bei der es um Mut und Zivilcourage geht, hin zum 3. Ökumenischen Kirchentag nach Frankfurt und dem Leitwort »schaut hin«.

Christliche Musikgruppen wie die »Konfiteamer-Band« aus Klingelbach, die »Junge Kantorei Bad Soden« und der »Verein Lukas 14« mit einem inklusiven Evangelienstück machten deutlich, wie vielen von uns in der Zeit der Pandemie das gemeinsame Singen und Spielen fehlte – und wie Wege gefunden wurden, trotz des nötigen Abstands zusammen zu musizieren. Den Abschluss der ersten Programmeinheit »In die Nacht« bildete eine Einladung zum Hessentag 2022 in Haiger, bei dem die Kirchen in ökumenischer Verbundenheit ein Programm unter dem Motto »Losleben« gestalten werden.

Die zweite Einheit des Programms präsentierte »Perlen des kreativen ÖKT« und bestand aus kurzen Filmbeiträgen vor allem von hessischen Künstler\*innen verschiedener Sparten, die sich auf vielfältige Weise zu den Themen des 3. Ökumenischen Kirchentages und dem Leitwort »schaut hin« in Beziehung setzten. Für dieses Programm stellten uns Künstler\*innen bereits produzierte Video-Clips zur Verfügung oder produzierten neue Beiträge. Mit dabei waren sowohl Kirchentags-Newcomer als auch bei Kirchen- und Katholikentagen bekannte Akteur\*innen: der Liedermacher Clemens Bittlinger als Botschafter der Christoffel-Blindenmission, der »New Spirit Gospel Choir« mit Videokunst zum Thema Bewahrung der Schöpfung, der Liedermacher Siegfried Fietz, die deutsche Popband »Lupid«, die Singer-Songwriterin Lauryn Mark und die Weltmusikerin

Judy Bailey, die gemeinsam mit ihrer Familie vom heimischen Wohnzimmer aus performte und mit dem Song »Things are changing« für eine hoffnungsvolle Perspektive warb. Klassische Klaviermusik von Anton Rubinstein trug Sr. Joanna Jumin Lee MC aus Österreich bei. »Drumlet«, eine Gruppe von vier Schlagzeugern, lud zur interaktiven Percussionshow ein, und der Programmbeitrag »poetrymeetsbeat« von Marco Michalzik und Manuel Steinhoff spielte mit den Genres Sprache und Rhythmus. Das szenische Oratorium »Messiah für alle«, ein inklusives und interkulturelles Projekt von »Art-Q« aus Frankfurt, konnte leider bis zum Sommer 2021 nicht zur analogen Aufführung gebracht werden, aber wir durften in dem Beitrag ein wenig hinter die Kulissen dieses begeisterten Projekts schauen und ein paar Kostproben bekommen. Ebenfalls einen Blick in ihr Training und ihr aktuelles Projekt »Geh da weg da, Oscar« gewährte das Kinder- und Jugendtanztheater Therès Hauser aus Hanau, und die Berliner Compagnie präsentierte Ausschnitte ihres Theaterprojekts über Solidarität mit dem Titel »Alles Fleisch«. Eine Besonderheit stellte der Besuch im Atelier Goldstein dar. Hier präsentierte die bildende Künstlerin Julia Krause-Harder ihre genähte Weltkarte. Zum Abschluss der Programmeinheit »Perlen des kreativen ÖKT« trug der Liedermacher Dany Bober ein jiddisches Lied vor und die Kabarettisten Marcus Leitschuh und Lutz von Rosenberg Lipinsky lieferten den obligatorischen »Kabarettistischen Tagesrückblick« auf den digitalen 3. Ökumenischen Kirchentag, gefolgt vom Kabarett Duo Camillo, das mit dem Song »Kirchentag« frech die Frage stellte, ob ein gemütlicher digitaler Ökumenischer Kirchentag zu Hause auf dem Sofa nicht auch in Zukunft dem Stress eines analogen Kirchentages vor Ort vorzuziehen sei.

Die dritte Einheit des Programms »In die Nacht« konzipierten wir ganz bewusst als Stunde für junge Menschen. Und es ging darum, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen. Dazu motivierte zum Einstieg die Gruppe »Moop Mama« aus München mit BrassPop. Ob jugendliche Zuschauer\*innen vor dem heimischen Rechner oder mit dem Handy in der Hand sich zum Tanzen mitreißen ließen, ist nicht nachzuweisen, aber durchaus möglich. Im Anschluss trug die junge Singer-Songwriterin Lara Eckert aus Hessen ihren Song »Still Waters« vor, mit dem sie vielen jungen Menschen aus dem Herzen spricht:

»Still Waters is about closing a chapter for good or at least trying. It's like you know that the thing you're chasing either doesn't want to be chased or you will never be able to catch it. It's not about giving up or losing interest, but rather about accepting that the time isn't right. Corona is mean and due to the lack of things to do, since regular routines are barley possible – we've got a lot of time to spend with ourselves. Thinking, overthinking, killing the thing in our minds and rebuilding it. Creating problems that weren't there before and trying to find a solution. It's okay to not be someone's first choice, or second or even third. Their opinion does not define you or who you are. Their way of thinking may not be understandable or sometimes too fucking simple for you to comprehend because there could always be more – but sometimes there just isn't. So instead of chasing after something you can't have – walk away and

---

find something that won't stress you out on a daily basis without saying a word. Something effortless. Something easy. Be happy.<sup>1</sup>

Über den Tellerrand zu schauen, heißt zugleich, die Augen vor den Schrecken unserer Zeit nicht zu verschließen. Die »Bühne für Menschenrechte« aus Berlin steuerte einen ihrer »NSU-Monologe« zum Programm bei und lud anschließend in einen virtuellen Workshop-Raum zum Publikumsgespräch über den Anschlag in Hanau am 19. Februar 2020 ein. Für mehr Zusammenhalt warb das Singer-Songwriter-Duo »Berge« mit dem Song »Für die Liebe«. Den spirituellen Abschluss der Stunde für junge Menschen gestaltete die Evangelische Jugend Berlin Nord-Ost mit »Soundlights«, einer Licht- und Klangperformance.

Ganz bewusst endete das ÖKT-Kulturprogramm »In die Nacht« schon eine halbe Stunde vor Mitternacht. Die letzte halbe Stunde des Samstagabends gehörte dem »Segen zur Nacht«, dem letzten Element der sogenannten Tagzeitengebete. Im Dunkel der Nacht kamen drei junge Liturg\*innen an der Hauptwache in Frankfurt zusammen, wo die gastgebenden Kirchen die große, tiefblaue Kunstinstallation »EIN TISCH« aufgestellt hatten, um hier am Tisch den Tag zu beschließen und sich und alle Menschen, die auf ihre ganze eigene Weise Teil dieses verrückten digitalen und dezentralen 3. Ökumenischen Kirchentages geworden waren, unter Gottes Segen zu stellen.

<sup>1</sup> Eckert, Lara: Still Waters, <https://www.youtube.com/watch?v=HOoG41Di798> (letzter Zugriff: 15.10.2021).

---

# Ökumenisches Oratorium EINS

## **EINS – Oratorium trotz der Pandemie**

Jakob Haller, Fachreferent für Kultur und Jugend des Deutschen Ev. Kirchentages, Fulda

Am Anfang stand eine Vision. Angestoßen von einer ökumenischen Arbeitsgruppe unter Leitung von Landeskirchenmusikdirektorin Christa Kirschbaum (Evangelische Kirche in Hessen und Nassau) und Diözesankirchenmusikdirektor Andreas Großmann (Bistum Limburg) sollte aus Anlass des 3. Ökumenischen Kirchentages der größte ökumenische Projektchor der Welt ein neu geschriebenes Werk zur Uraufführung bringen. Dann kam die Pandemie. Veranstaltungen wurden abgesagt, Großveranstaltungen erst recht. Singen wurde als »gemeingefährlich« eingestuft. Wie also umgehen mit einer Großveranstaltung, in deren Mittelpunkt das gemeinsame Singen gestanden hätte?

Mehrfach wurde die ökumenische Auftragskomposition von Bernhard Kießig und Peter Reulein, die auf dem Libretto von Eugen Eckert und Helmut Schlegel basiert, für komplett neue Aufführungsbedingungen und Hygienekonzepte adaptiert. Am Ende kam es zur digitalen Uraufführung einer vorab aufgezeichneten Premiere, die aber an vielen Stellen versuchte, nicht nur den Live-Charakter, sondern auch den partizipativen Ansatz der Ursprungsidee beizubehalten.

Unter Leitung von Bezirkskantor Valentin Kunert aus Wetzlar spielten und musizierten Orchester und Band der Neuen Philharmonie Frankfurt, ein Chor der Kirchenmusikstudierenden der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt und die Solist\*innen Anna Prokop, Uta Runne, Sascha Stead und Christian Schöne.

Neu für alle waren die Abstände zwischen den Musizierenden: 1,5 Meter für Streicher\*innen, drei Meter für Bläser\*innen, sechs Meter für Sänger\*innen. Diese erforderten einen großen Vertrauensvorschuss der Künstler\*innen in Richtung der betreuenden technischen Gewerke. Denn in einer riesigen Kongresshalle trafen technisch zwei Welten aufeinander. Während Solist\*innen und Band überwiegend nah mikrofoniert wurden, gab es für das Orchester zahlreiche Ruummikrofone, um den Charakter eines Livekonzertes zu unterstützen und den typischen orchestralen Raumklang zu erhalten. Beides wurde erst in der Postproduktion kombiniert, sodass niemand während der Aufzeichnung den finalen Höreindruck live mitverfolgen konnte.

Glücklicherweise traf das Oratorium EINS auf ein hochprofessionelles und produktionshungriges Ensemble, das sich nicht nur den enormen Abständen stellte, sondern auch den weiteren Produktionsaspekten wie der Integration von virtuellen Chören – dem Chor der Kirchenmusiker\*innen der gastgebenden Kirchen und einem Kinderchor der Domsingschule Frankfurt – und den Tanz-

elementen der Co-Op Dance Company. Darüber hinaus galt es »nur noch«, die Kameras zu ignorieren und den Druck der knappen Aufnahmezeit und der täglichen Coronatests zu vergessen. Die minutiöse Vorbereitung von Regisseur Uwe Hausy und Thomas Münch, der mit seinem Team die Bildaufzeichnung verantwortete, bildete die Grundlage dafür.

Am Ende ist es ein Wunder des digitalen und dezentralen 3. Ökumenischen Kirchentages, dass in Zeiten der Pandemie ein 90-minütiges Werk in dieser Besetzung zustande kommen konnte. Aber es ist kein zufälliges Wunder – es beruhte auf der Professionalität aller Beteiligten, die unter widrigsten Bedingungen die Grenzen des Machbaren ausgelotet haben, ohne die Notwendigkeit eines lückenlosen Hygienekonzeptes zu vernachlässigen. Dass viele von ihnen nach über einem Jahr zum ersten Mal wieder ihrer Berufung nachgehen konnten – singen, tanzen, musizieren, leuchten, pegeln, filmen und so weiter –, lässt erahnen, wie emotional berührend die Produktion von EINS für alle Beteiligten war. Am Ende haben die Mikrofone und Kameras genau diese Emotionalität und dieses Herzblut eingefangen – sie haben EINS zu einem besonderen Spektakel und zur meistgesehenen Studioveranstaltung des 3. Ökumenischen Kirchentages gemacht.





ENDE

---

# schaut hin – blickt durch – geht los

## Schlussgottesdienst des

### 3. Ökumenischen Kirchentages

## Predigt

Sonntag, 16. Mai 2021, Weseler Werft, Frankfurt/Main

Mareike Bloedt, Pastorin der Ev.-meth. Kirche, Leinfelden-Echterdingen

Sr. Dr. Katharina Ganz OSF, Generaloberin der Oberzeller Franziskanerinnen, Zell/Main

*Bloedt: Hört auf mich, die ihr der Gerechtigkeit nachjagt.*

Gerechtigkeit – ein großes Wort. Aktuell wird viel darüber diskutiert. Die Corona-Pandemie führt zu einer neuen Gerechtigkeitsdebatte. Ich merke das, sobald ich mit Freunden oder meiner Familie spreche. Alle jagen und sehnen sich nach Gerechtigkeit. Jede und jeder hat dabei eine eigene Vorstellung von dem, was gerecht ist. Bei solchen Gesprächen fällt mir auf, dass ich Gerechtigkeit vor allem mit Bildern des Unrechts beschreibe: Ich finde es ungerecht, dass persönliche Kontakte beschränkt werden, die großen Wirtschaftsunternehmen aber weitgehend geschont werden. Genauso finde ich es ungerecht, dass eine Pflegekraft oder Erzieherin weniger verdient als ein Manager im Homeoffice. Was ist gerecht?

Ist Gerechtigkeit einfach die Abwesenheit von Unrecht? Genügt das oder müsste ich fragen: Wo ist Gerechtigkeit?

Der Prophet Jesaja sagt: »Bei Gott findest du Gerechtigkeit. Er ist gerecht. Schaust du auf Gott, dann begegnet dir gerechtes Handeln. Er wendet sich seinem Volk zu. Er geht mit und verspricht seinem Volk: Von mir geht Weisung aus. Meine Gerechtigkeit ist nahe. Ihr werdet aus dem Exil heimkehren.«

Das Volk Gottes lebt in unsicheren Zeiten. Mitten in einer Krise. Wie wir. Und mitten in dieser Krise geht Gott mit. Er lädt sein Volk dazu ein, alles gerecht zu verteilen. Also der Gerechtigkeit nachzujagen und dabei zurück auf Abraham und Sara zu schauen. Sie erlebten Gottes gerechtes Handeln am eigenen Leib. Mich ermutigt das, selbst aktiv zu werden. Um eine gerechte Verteilung zu kämpfen. Gott zu suchen und auf ihn zu schauen. Denn jage ich der Gerechtigkeit nach, jage ich nach einem guten Leben für alle.

Ganz: Abraham und Sara waren alt und kinderlos. Gott prophezeite ihnen, dass sie noch ein Kind bekommen. Gott wirkt Wunder. Gott schenkt neues Leben. Gott macht Unmögliches möglich. Sara wird explizit genannt. In der Bibel werden Frauen nicht oft namentlich erwähnt. Es bedeutet viel: Sara ist genauso wichtig wie Abraham.

*Schaut auf Abraham und auf Sara, die euch gebär.*

Abraham und Sara sind Erzeltern. Juden, Muslime und Christen verehren sie. Wir haben dieselben Wurzeln. Menschlich und religiös. Wir glauben an den einen Gott. Wir sind Menschenkinder und Kinder Gottes. Das macht uns weltweit zu Geschwistern.

»Schaut auf Sara, die euch gebiert«, ist eine Variante der Übersetzung. Das Geborenwerden ist nicht abgeschlossen. Es geht weiter. Bis heute. Von Generation zu Generation sind wir miteinander verbunden. Ich selbst habe nie ein Kind geboren. Aber ich durfte viermal bei einer Geburt dabei sein. Und immer wieder bringe ich Neues in die Welt: wenn ich meine Gemeinschaft leite, Verantwortung delegiere, Menschen etwas zutraue, ein Haus renoviere, Einrichtungen unterstütze, eine Predigt halte, ein Buch schreibe, Entscheidungen treffe, damit etwas vorangeht.

Wir alle können Neues hervorbringen. Drücken wir uns nicht vor der Verantwortung! Wir machen einen Unterschied: wenn wir für Menschen sorgen, wenn wir andere wachsen lassen und ihnen den Rücken stärken, wenn wir Leid sehen und Ungerechtigkeiten benennen, wenn wir uns an Vorbildern orientieren und selbst ein gutes Beispiel geben. Als Christinnen und Christen glauben wir an Gottes Gerechtigkeit. Wir glauben, dass Gott neues Leben schenkt.

Zum guten Leben aller beizutragen, ist der Auftrag unserer Kirchen. Sie selbst erneuern sich unabhängig von ihrem Alter. Dazu braucht es unsere Mithilfe: indem wir menschengemachte Ungerechtigkeiten beseitigen. Einseitige männliche Herrschaft überwinden. Berufungen und Charismen aller Getauften und Gefirmten ernst nehmen. Überlebende von sexualisierter Gewalt in die Mitte stellen. Die Menschenrechte in den eigenen Reihen respektieren. Frauen den Zugang zu allen Ämtern und Diensten ermöglichen. Ein neues Miteinander zwischen den Geschlechtern und ökumenische Geschwisterlichkeit leben. Durch unseren Glauben und unser Handeln gestalten wir Kirche und Welt. So helfen wir Gottes Gerechtigkeit zum Durchbruch. Im Kleinen wie im Großen. Mit gutem Willen, Entschlossenheit, Fantasie und Kreativität gehen wir globale Herausforderungen an: damit es nicht ungerecht bleibt, wo man geboren ist.

*Schaut her – blickt durch – geht los.*

Füllen wir dieses Motto mit Leben! Ohne Wehen und Schmerzen wird es nicht gehen. Aber das Leben besiegt den Tod.

Daran glaube ich.

Bloedt: Jedes Jahr aufs Neue bin ich fasziniert, wie aus dem brachliegenden Garten Neues erwächst und aufblüht. Wie das Leben den Tod besiegt. Es ist ein Hoffnungsbild. Der Prophet Jesaja verwendet dieses Bild, um das Volk Israel zu trösten, das vor den Trümmern und Ruinen seiner alten Heimat steht. Das Land ist verödet. Es kann seinen Bewohner\*innen nichts bieten. Doch Gott verspricht:

Aus diesen Trümmern wird ein prachtvoller Gottesgarten erwachsen. Darüber werden sich alle freuen und jubeln. Sie werden Lieder singen und Feste feiern.

Dieses Bild spricht mir aus dem Herzen. Ich freue mich, wenn wir wieder Feste feiern und gemeinsam Freudenlieder singen werden. Ich bin gespannt, welche neuen Dinge dann aus den Trümmern der Krise entstehen werden. Sozusagen welche »Pflanzen« dann zu einem wundervollen Garten aufblühen werden und so neue und gerechtere Perspektiven schaffen. Eine Welt, wo Gewinnmaximierung und Effizienz weniger zählen als soziale Werte und Solidarität. Die Jugend war in dieser Krise solidarisch mit den Alten. Die Klimakrise bietet eine Chance für die Alten, sich mit der Jugend solidarisch zu zeigen. Lasst uns diese Chancen jetzt nutzen! Der blühende Gottesgarten zeigt uns: »Gott legt Segen auf das Land. Er schafft aus den Trümmern Neues!« Diese Gottesverheißung gilt allen Völkern und auf allen Inseln – bis zum äußersten Rand der Welt. Gott verspricht: »Ich will ein gutes Leben für euch alle! Ich will Gerechtigkeit. Meine Arme verschaffen euch Recht.« Gott legt seinen Arm der Gerechtigkeit um euch und mich. Diese Umarmung ermutigt: Schau hin. Geh los. Jage nach einem guten Leben für alle.

Amen.

---

## Wort des Ökumenischen Kirchentages

Sonntag, 16. Mai 2021, Weseler Werft, Frankfurt/Main

Bettina Limperg, Präsidentin des 3. Ökumenischen Kirchentages,  
Karlsruhe

Prof. Dr. Thomas Sternberg, Präsident des 3. Ökumenischen  
Kirchentages, Münster

Sternberg: Liebe Schwestern und Brüder,  
Limperg: liebe Zuschauerinnen und Zuschauer,

Sternberg: was war das für ein Kirchentag! Aus Frankfurt in die Welt! Von hier aus haben wir den 3. Ökumenischen Kirchentag an viele Orte in Deutschland und der ganzen Welt gebracht. Wie schön, dass Sie dabei waren – dezentral und digital!

Limperg: Und auch wenn dieser Kirchentag ganz anders stattfinden musste, steht er zugleich in der Kontinuität der großen ökumenischen Christentreffen.

Sternberg: Wir haben uns beim 1. Ökumenischen Kirchentag 2003 in Berlin vor allem gegenseitig angeguckt und sind miteinander ins Gespräch gekommen.

Limperg: Und 2010, beim 2. Ökumenischen Kirchentag in München, haben wir den Blick geweitet und mit vielen weiteren christlichen Konfessionen gefeiert.

Sternberg: Und jetzt, mit dem 3. Ökumenischen Kirchentag, schauen wir gemeinsam nach außen auf die eine Welt mit ihren Herausforderungen, aber auch Möglichkeiten und stärken unsere gemeinsame Verantwortung.

Limperg: Als Christinnen und Christen setzen wir uns ein für die Bewahrung der Schöpfung! Wir sind gefordert, *jetzt* zu handeln und uns für die Lebensgrundlagen künftiger Generationen einzusetzen.

Sternberg: Als Christinnen und Christen setzen wir uns ein für ein menschenwürdiges Miteinander. Wir sind gefordert, uns als Zeugen der Nächstenliebe für ein faires und gutes Miteinander einzusetzen. Wir stellen uns gegen Hass und Hetze in unserer Gesellschaft!

Limperg: Als Christinnen und Christen setzen wir uns ein für eine gerechte Gestaltung der Globalisierung. Wir sind gefordert, die Würde jedes Menschen weltweit zu achten und danach zu handeln.

Sternberg: Als Christinnen und Christen setzen wir uns ein für Frieden und trotzten Feindseligkeit und Nationalismus. Wir stellen uns klar und entschieden ihnen entgegen. Wir wenden uns aber auch entschieden gegen jede Form von Gewalt und Machtmissbrauch auch in unseren Kirchen. Dazu gehört schonungslose Aufarbeitung und konsequentes Handeln.

Limperg: Als Christinnen und Christen setzen wir uns ein für Dialog, auch in scheinbar ausweglosen Situationen. Dabei denken wir in diesen Tagen besonders an die Menschen in Israel und Palästina.

Sternberg: Als Christinnen und Christen setzen wir uns ein für Menschen, die durch die Pandemie in seelische oder wirtschaftliche Not geraten sind. Jede und jeder ist gefordert, zu helfen. Schaut hin!

Limperg: Und so brechen wir auf, motiviert durch die reiche ökumenische Erfahrung. Gestärkt durch die Einladung Jesu Christi an seinen Tisch, gehen wir in die Welt.

# BERICHTE



---

## Begegnungsort

### »Ist das nicht wie Kirchentag?«

Carolin Kloß, Studienreferendarin für Deutsch und ev. Religion,  
Heidelberg

Als ich am Freitagmorgen meinen Laptop aufklappe, frage ich mich, warum ich das überhaupt mache. Digitaler Ökumenischer Kirchentag – stattdessen könnte ich jetzt auch fünf andere Dinge tun, die ich in meinem Zustand morgendlicher Faulheit gerade lieber täte. In Videochat-Räumen habe ich im vergangenen Jahr wirklich schon genug Zeit verbracht. Halb bin ich darauf gefasst, dort sowieso allein zu sitzen. Zu zahlreich sind die Stimmen in meinem Umfeld, die partout an keinen Veranstaltungen in virtuellen Räumen teilnehmen wollen – zu anstrengend, einfach nicht gut genug, weil man die echte und persönliche Begegnung vermisst.

Naja, ich versuche es erst mal bei den digitalen Stehtischen und bin schon hier überrascht von der Vielzahl an Möglichkeiten. Ich könnte mich bei verschiedenen thematischen Tischen einwählen – dabei reicht das Spektrum von Small-talk-Klassikern wie »Urlaubsorte« bis zum Kirchentagsklassiker »Zukunft der Kirche« –, aber ich entscheide mich dann einfach für die erste Option oben links mit dem unverfänglichen Namen »Kaffeepause«. Immer noch skeptisch, ob ich mich gleich als einsame Videokachel selbst beobachte, klicke ich auf den Teilnahme-Button.

Und dann passiert Kirchentag. »Ach schön, dich zu sehen!« Gleich ein bekanntes Gesicht in einer der circa acht anderen Videokacheln, aus denen mich freundliche Gesichter anlächeln. Eine lebhaftere Unterhaltung ist bereits im Gang. Zwei Helferinnen moderieren gut gelaunt und freundlich und helfen Neuankommenden, wenn sie Hilfe brauchen (»Wie kriege ich mein Video an?«). Ich freue mich über das bekannte Gesicht. Menschen, die mir sehr nahstehen, habe ich im letzten Jahr gesehen und den Kontakt per Video oder Telefon gehalten. Aber gerade diese lieben bekannten Gesichter, die ich sonst nur ein- bis zweimal im Jahr bei irgendeiner Veranstaltung treffe, diese guten Bekannten, mit denen man dann tiefe Gespräche führt oder herzlich lacht, die haben mir gefehlt.

Die Helferinnen schicken unser kleines Grüppchen von sieben Personen dann auch geschlossen in einen der Unterräume (Breakout-Sessions), wo wir uns nun ohne sie unterhalten können. Vorher werden wir noch auf den Hilfe-Button hingewiesen, falls irgendetwas Unangenehmes passieren sollte. Gut, dass es diese Sicherheitsoption gibt, noch besser, dass sie während der gesamten Tage nicht genutzt werden musste.

Wie üblich, wenn eine Gruppe überwiegend fremder Menschen zusammenkommt, reden wir zunächst über das Wetter, vergleichen freudig die Sicht auf

den Himmel an unseren verschiedenen Standorten, und wie bei Kirchen- und Katholikentagen üblich, wechseln wir dann zu unseren Kirchentagserfahrungen. Manche sind alte Hasen, andere tatsächlich zum allerersten Mal dabei. Alle strahlen wir in die Kamera, sind ein bisschen aufgekratzt und freuen uns, miteinander reden und uns kennenlernen zu können. Wir kommen aus verschiedenen Ecken Deutschlands, sitzen teilweise allein, teilweise in Gruppen vor dem Bildschirm.

Eine Gruppe berichtet, dass sie den 3. Ökumenischen Kirchentag zu Hause erlebt. Sie hat ein Gruppenpaket mit Kirchentagszubehör bestellt und sitzt auf Campingmöbeln gemeinsam draußen, damit die Familientradition gewahrt bleibt. Eine Teilnehmerin ist heute vom Büro aus dabei und dort erst mal aus Prinzip auf die Herrentoilette gegangen, weil beim Kirchentag die Schlangen vor der Damentoilette immer so lang sind, dass sie das dort auch so macht. Am Samstag werde ich von einer Gemeinde hören, die ihre Konfirmand\*innen zu einer Kirchentagsübernachtung zusammengebracht hat – mit Papphockern und Zoom. Ich bin beeindruckt von der Kreativität. Eine andere Person findet es schade, dass die Kirchentagsschals schon ausverkauft waren, als sie sich einen bestellen wollte. »Du hättest gerne einen Schal? Sag mal deine Adresse, wir haben noch welche übrig und schicken dir einen rüber!«, ruft es da sofort aus einer Kachel. Die Adresse wird mit dem original Kirchentagsstift notiert, und unser kleines Grüppchen hat jetzt erst recht das Gefühl, dass es vielleicht doch nicht so wichtig ist, ob man sich digital oder analog trifft. Eine Person erzählt, dass sie Bedenken hatte, an diesem digitalen 3. Ökumenischen Kirchentag teilzunehmen, auch wegen der technischen Herausforderungen. Jetzt sei sie richtig glücklich, es gewagt zu haben: »Das ist so toll hier. So fröhlich, hach, es tut richtig gut.«

Am nächsten Tag, am Samstag, nehme ich mir vor, auch die anderen Begegnungsmöglichkeiten zu erkunden. Das Ergebnis ist durchwachsen. An manchen der Stehtische ist einfach nichts los. So versuche ich es immer mal wieder an den Stehtischen zu den Themen »Jugend« und »Kirche« oder am Gebärdensprachstammtisch. In beiden Fällen bleibt es bei mir und den Helfer\*innen. Vielleicht hätte dieses Angebot noch etwas besser beworben werden müssen? Von anderen erfahre ich, dass der Chatraum »Klima-Kaffeepause« sehr interessant gewesen sein muss. Dort gab es auch Menschen mit professioneller Erfahrung, sodass ein intensives zweistündiges Gespräch entstehen konnte.

Beim internationalen Stehtisch höre ich dann zum ersten Mal wieder Frankfuddersch. Auch schön, so kann ich mich erinnern, wo der 3. Ökumenische Kirchentag in diesem Jahr beheimatet ist. Doch viel internationaler wird es dort nicht mehr. Wir sind eine kleine Gruppe deutscher Muttersprachler\*innen, die sich dort auf Englisch unterhalten, falls doch noch eine anderssprachige Person dazustoßen sollte. Immerhin hat sich jemand aus Sydney zugeschaltet. Wir reden viel über den Kirchentag und das Programm. Manche berichten von ihren Workshops, viele von uns halten sich aber den ganzen Tag überwiegend am Begegnungsort auf, denn: Die Podien kann man sich das ganze Jahr noch an-

schauen, der Begegnungsort ist nur während des 3. Ökumenischen Kirchentages verfügbar – and the most important part is to have the exchange!

Irgendwann fasse ich auch genug Mut, die »Gespräche zu zweit« auszuprobieren. Wieder erweist sich meine Furcht vor betretenem Schweigen und Sich-nichts-zu-sagen-Haben als unbegründet. Das Konzept ist gut durchdacht und die Helfer\*innen moderieren auch hier freundlich und professionell. Die Gesprächswilligen sammeln sich zunächst in einer Art digitalem Vorzimmer und werden von dort per Zufall immer zu zweit in kleinere digitale Räume geschickt. Dort hat man zehn Minuten gemeinsame Zeit – genug, um miteinander reden zu können, kurz genug, um sich keine Sorgen machen zu müssen, falls man sich nicht verstehen sollte. Danach geht es wieder zurück in den Vorraum, von wo man neu zugeteilt wird. Wer möchte, kann sich auch noch mal mit derselben Person treffen.

Ich hatte ursprünglich vor, über den Tag verteilt hin und wieder in eine Gesprächsrunde hineinzuschauen. Stattdessen verbringe ich nun meinen gesamten Tag am digitalen Begegnungsort. Als es Mittag wird, stelle ich den Laptop kurzerhand auf den Küchentisch und koche nebenher. Die Gesprächsrunden sind so vielfältig wie ihre Teilnehmenden und Themen. Es geht um entgrenzte Arbeit, Seelsorge, Selbstschutz, immer wieder um das Kirchentagsprogramm, was toll ist am Angebot und was noch fehlt. Vor allem für Kinder und Jugendliche wird mehr gewünscht!

Natürlich reden wir auch über Corona und wie die verschiedenen Gemeinden damit umgehen. Besonders klingt in mir noch eine Gesprächsrunde nach – wieder in der »Kaffeepause« –, bei der wir über Ökumene reden. Wir sprechen über das, was uns jeweils am Abendmahl wichtig ist, warum wir katholisch oder evangelisch sind, und wenn wir es nicht wären, ob wir dann zu den Altkatholik\*innen oder zu den Mennonit\*innen wechseln würden. Das Thema Maria 2.0 kommt auf und die Frage, was und ob ich als evangelische Christin überhaupt etwas dazu sagen kann oder soll, es geht um Amtsverständnis und unsere (Un-)Zufriedenheit mit unseren Kirchen.

Als ich den Laptop am Abend zuklappe, bin ich angefüllt mit Gedanken und neuen Anstößen. Ich habe viele Menschen kennengelernt und bin dankbar, wie herzlich und offen wir uns begegnen durften. Und genauso schön: Meine Wangen- und Bauchmuskeln tun mir ein bisschen weh, denn ich habe herzlich viel gelacht.

---

### 3. Ökumenischer Kirchentag in Stadt und Land

#### **Fischbrötchen bei Kerzenschein – der 3. Ökumenische Kirchentag wird dezentral!**

Jutta Mosbach, Mitarbeiterin Regionale Öffentlichkeitsarbeit/  
Marketing, Frankfurt/Main

Oh Dannibaum, Entschwörungstraining, »schau hin – schnarch mit«, das Gemeinschaftsquartier auf Zoom und eben die Fischbrötchen bei Kerzenschein, ein Stationslauf zur Geschichte der Speisung der 5.000. Über 400 Veranstaltungen zwischen Nord- und Bodensee waren beim dezentralen 3. Ökumenischen Kirchentag am Start. Das Angebot? Kreativ. Vom einfachen Streaming des Himmelfahrts- und Schlussgottesdienstes über etliche Actionbounds – also App-gestützte Schnitzeljagden –, Diskussionsrunden und Lesungen bis hin zu Fahrradaktionen, Seedbombs und natürlich Gottesdiensten. 400-mal Kreativität in Zeiten der Pandemie, 400-mal beim dezentralen 3. Ökumenischen Kirchentag.

*Ein Flugzeug bauen, während es fliegt – der Weg zum  
dezentralen 3. Ökumenischen Kirchentag*

Die Entscheidung fiel kurz vor Weihnachten: Der 3. Ökumenische Kirchentag wird digital und dezentral. Im Januar die erste Sitzung unserer Arbeitsgruppe, und wir standen vor vielen Fragen: Was heißt denn dezentral genau? Nur Gottesdienste oder »erlaubt ist, was gefällt«? Nur für die gastgebende Region oder für ganz Deutschland? Wie unterstützen wir die Angebote? Wie erfahren die Menschen davon? Wie erfahren wir von den Angeboten? Wie präsentieren wir diese als Teil des 3. Ökumenischen Kirchentages?

Was uns schnell klar war: Niemand soll sich gezwungen oder eingeschränkt fühlen. Alle sind eingeladen, genau so zu feiern, wie es vor Ort passt. Klar war auch, dass wir sofort loslegen mussten. Die Information musste schnell in Pfarreien, Gemeinden und Gruppen, denn wer mitmachen soll, muss wissen, dass er mitmachen kann. Kommunizieren und genaues Definieren mussten also nebeneinander passieren – wir bauten das Flugzeug im Flug.

*Plane Dezentrales und rede darüber – die Kommunikation*

Los ging's mit der Kommunikation über vier Kanäle, die Nachschlagewerk, Diskussionsrunde und Rückfragemöglichkeit in einem sein sollten.

*»Auf einen Blick«*

Das Info-Heft ging per E-Mail in die Breite und sollte als knappe Übersicht Lust auf den neuen 3. Ökumenischen Kirchentag machen, auf das Digitale wie das Dezentrale. Super auch zum Weiterleiten bei ganz allgemeinen Fragen.

*»ÖKT dezentral feiern – die Website«*

Die Unterseite auf der Website oekt.de war der Dreh- und Angelpunkt für die dezentralen Angebote. Hier stand alles, was wir wussten: Informationen zur dezentralen Beteiligung, Details zu den konfessionellen Gottesdiensten, eine Ideenbörse für Angebote, das Formular zur Meldung und letztlich auch die Darstellung der Angebote auf unserer Karte. Mit einer eigenen Mailadresse gab es die Möglichkeit zu direkten Fragen.

*»Die Sprechstunde«*

Die Sprechstunde an jedem Donnerstag außer Gründonnerstag war unser Lieblingsstück: Jede Woche standen wir eine Stunde für Fragen und Erklärungen zur Verfügung. Damit konnten wir immer frisch auf Veränderungen reagieren und auf die sehr unterschiedlichen Bedürfnisse unserer »dezentralen Kund\*innen« eingehen. Als Bonus für uns gab es direkten Kontakt zu Gemeinden und Gruppen. Deren Bandbreite war ganz kirchentags- und katholikentagslike groß. Da war alles dabei, von der vorsichtig fragenden Kirchenvorsteherin ohne Kopiermöglichkeit bis zur voll durchorganisierten kirchlichen Einrichtung mit fünf-tägigem Angebot. Unser klares Votum: Sprechstunde macht Spaß!

*»ÖKT dezentral feiern – die Facebook-Gruppe«*

Die Facebook-Gruppe war unser zweites Standbein im Dialog. Wir wollten die Gruppen miteinander vernetzen, zum Austausch anregen, die eine oder andere Idee mit Information unterstützen und auch Fragen beantworten. Experiment gelungen: Die inzwischen mehr als 500 Mitglieder diskutieren und posten immer noch fleißig.

*schaut hin – der dezentrale 3. Ökumenische Kirchentag  
in der Durchführung*

Für die Durchführung hatten wir uns viel vorgenommen. Die dezentralen Angebote sollten auf einer Karte dargestellt werden und auch inhaltlich zu durchsuchen sein. So sollten Interessierte auch unter den dezentralen Veranstaltungen ihre Favoriten finden und bundesweit an digitalen Angeboten teilnehmen können. Die Umsetzung dieser Idee war deutlich schwieriger, als wir dachten, –

technische Hürden, Ressourcenknappheit bei Anbietern, die knappe Zeit. Letztlich haben wir uns für »Umsetzung vor Perfektion« entschieden und die Angebote nur auf einer Karte dargestellt. Nicht ideal, aber besser als nichts.

Den Angeboten vor Ort tat das keinen Abbruch. In Niedernhausen wurden an Kirchorten Bänke ökumenisch bunt gestaltet, in Augsburg gab es ein Regenbogen-Café und »Singen mit dem Liederbuch« als Online-Veranstaltung, in Frankfurt ein RepairCafé, in der Pfalz eine Fahrradaktion, Westfalen hat den 3. Ökumenischen Kirchentag mit einem Bläseruff zu sich geholt. Bilder davon landeten im Gästebuch des 3. Ökumenischen Kirchentages, auf Facebook und in den Medien. ÖKT dezentral hat stattgefunden und für viele Menschen Begegnung möglich gemacht. Genau so sollte es sein.

## **Stadtspaziergang »schaut hin – Frankfurt« und ein Tisch**

Laura Gleichmann, Mitarbeiterin Regionales Kulturprogramm, Frankfurt/Main

*Die gastgebenden Kirchen führen Teilnehmende an neun charakteristische Orte Frankfurts*

Nach dem Motto »Gehen Sie nicht weiter – hier gibt's was zu sehen« veränderten die neun bis zu 2,50 Meter hohen, strahlend blauen Buchstaben des Leitworts »schaut hin« während der Durchführungswoche des 3. Ökumenischen Kirchentages das Frankfurter Stadtbild. Als einladende Kirchen des 3. Ökumenischen Kirchentages regten die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau und das Bistum Limburg auf diese Weise Gäste sowie die Frankfurter Stadtbevölkerung dazu an, sich mit historisch bedeutsamen Orten und gesellschaftlich relevanten Themen der Stadt auf besondere Weise auseinanderzusetzen, hinzuschauen und neue Perspektiven zu entdecken. Auf einer Strecke von rund acht Kilometern, zwischen Hauptbahnhof und der Europäischen Zentralbank, unternahmen Frankfurter\*innen und Teilnehmende diesen thematischen Stadtspaziergang, machten Selfies mit den Buchstaben, entdeckten den Standort und seine Historie und vertieften sich in ein Thema. Dafür war jeder Buchstabe mit einem QR-Code beklebt, der auf die dazugehörige Internetseite führte. Hier befanden sich vielfältige Informationen und Denkanstöße: Einstiegstexte zum Ort, die den Bogen zu Kirche und Glauben schlugen, interessante Zahlen und Fakten, aber auch einfache Links zum Klicken, Schmunzeln und Genießen. Mit einem moderierten Videoclip des Stadtspaziergangs konnte man sich auch rein digital auf den Weg machen. So verband das Projekt den analogen Raum in Frankfurt mit dem digitalen 3. Ökumenischen Kirchentag.

*Neun Orte – neun Themen*

- S – Hauptbahnhof – Frankfurt lebt vernetzt – Infrastruktur und Drehkreuz Frankfurt
- C – Willy-Brandt-Platz – Frankfurt baut an – Umwelt und Natur
- H – Alte Oper – Frankfurt feiert Kultur – Kultur in der Stadt
- A – Paulskirche – Frankfurt legt Grund – Demokratie
- U – Römer – Frankfurt führt zusammen – Diversität und Zusammenleben
- T – Untermainkai (Jüdisches Museum) – Frankfurt ist glücklich – 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland
- H – Schaumainkai (Metzlerpark) – Frankfurt nimmt auf – Multikulturelles Frankfurt
- I – Flößerbrücke – Frankfurt blickt weit – Geld und Macht
- N – EZB (Ruhrorter Werft) – Frankfurt spürt Veränderung – Gentrifizierung

*Die gastgebenden Kirchen stoßen mitten in Frankfurt einen Perspektivwechsel an*

Ein besonderes Zeichen setzten die gastgebenden Kirchen des 3. Ökumenischen Kirchentages<sup>1</sup> mitten in Frankfurts Innenstadt mit der begehbaren Kunstinstallation »EIN TISCH«. An der belebten Hauptwache vor der Sankt Katharinenkirche stand vom 8. bis 16. Mai 2021 auf einer Fläche von 28 mal 8 Metern ein überdimensionaler, tiefblauer Tisch und lud zum Perspektivwechsel ein. Die Installation bestand in Wirklichkeit aus vier Tischelementen unterschiedlicher Form und Größe, umgeben von 13 Stühlen, auf denen man zum Teil bequem Platz nehmen konnte, die aber zum Teil aufgrund ihrer dem jeweiligen Tischeil angepassten Höhe regelrecht erklommen werden mussten. Die Tischeile standen voneinander getrennt und ergaben nur aus einer bestimmten Perspektive, nämlich von einem Podest am Kopfende der Installation aus betrachtet, das Bild einer gemeinsamen langen Tafel. Dieses Podest konnten Menschen über eine Treppe oder Rampe erreichen und so die »goldene« Perspektive auf den Tisch einnehmen.

Mit der Kunstinstallation wollten die gastgebenden Kirchen auf die Trennungen in der Welt und in den Kirchen hinweisen und zugleich der Sehnsucht danach, auf Augenhöhe an einem gemeinsamen Tisch Platz zu nehmen, Ausdruck verleihen. Dies wird auch in einem kurzen Videoclip zur Installation deutlich, das mit unterschiedlichen Stellungnahmen sprachlich unterlegt ist: »Schade, dass die Tische alle getrennt stehen: So kann man sich gar nicht unterhalten ... Ganz ehrlich, am höchsten Tisch will ich nicht sitzen. Da sehe ich nicht mein Gegenüber, da sehe ich nur die Tischkante ... Ich will mit meinen Freunden an

<sup>1</sup> Die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau und das Bistum Limburg sowie die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck, die Bistümer Mainz und Fulda und die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Hessen-Rhein Hessen

einem Tisch sitzen, nicht mit meinen Feinden ... Dieser Tisch macht das Offensichtliche sichtbar: Wir sitzen als Gesellschaft an getrennten Tischen und wir sitzen an unterschiedlich großen Tischen ... An Gottes Tisch werden Hierarchien auf den Kopf gestellt ... Ein Tisch, an dem alle Platz finden, ist ein Anspruch, dem wir nicht gerecht werden können. Aber wir können uns trotzdem über die Spalten hinweg die Hände reichen ... Bei Gott sind alle Menschen gleich.«

Die Installation stand nicht für sich allein: Während der Tage vom 8. bis 16. Mai 2021 schmückten verschiedene Bewegungen, Gruppen und Initiativen den Tisch, setzten ihre Impulse und gaben dem Tisch somit eine eigene Botschaft. So machte etwa der Hotel- und Gastronomieverband DEHOGA auf die bedrückende Situation des Gastgewerbes während der Corona-Pandemie aufmerksam. Die Entwicklungsgenossenschaft Oikocredit stellte riesige Geldsäcke auf die Tische und wies damit auf die ungerechte weltweite Ressourcenverteilung hin. Die katholische Basisinitiative Maria 2.0 schmückte den Tisch mit einer überdimensionalen Mitra, die den Blick auf die lange Tafel verstellte, und die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen betonte die Vielfalt christlicher Gemeinschaften. Zu den insgesamt 15 Partner\*innen gehörten außerdem der Stadtsynodalrat der katholischen Stadtkirche Frankfurt, die Konfirmand\*innen-gruppe der Evangelischen Kirchengemeinde Bad Vilbel-Massenheim, das Referat für Internationale Arbeit (RIA), die Evangelische Familienbildung Frankfurt und Offenbach, Bürgermeister Uwe Becker, die citypastorale Einrichtung »punctum« Frankfurt, der Turn- und Sportverein Makkabi Frankfurt, die Jugendkirche JONA, der ökumenische Hauskreis »sisters«, die Regenbogencrew der Aids-Hilfe Frankfurt und die Frankfurter Tafel e. V.

Während der Durchführungstage (und -abende) des 3. Ökumenischen Kirchentages wurde der Tisch zu einem beliebten Begegnungsort für Frankfurter\*innen, Mitarbeitende und Gäste. Unter dem hohen Tisch fanden Menschen Zuflucht bei Regen, und am niedrigen Tisch nahmen Menschen Platz, um zu essen und zu trinken und miteinander zu sprechen – all das mit dem nötigen Hygieneabstand. Auch die Presse richtete ihre Aufmerksamkeit auf den Tisch und machte ihn so zum medienwirksamen Bild des 3. Ökumenischen Kirchentages.



## »schaut hin – packt an!«

Lutz Hüser, Abteilungsleitung Helfendendienste des 3. Ökumenischen Kirchentages, Frankfurt/Main

Ein Ökumenischer Kirchentag ohne Helfende? Das kann sich irgendwie niemand so wirklich vorstellen. Einlasskontrollen und Besuchendenlenkung, Müllmafia, Schalverkauf und mehr: Helfen gehört zu Kirchen- und Katholikentagen wie das Amen in die Kirche. Doch dann kam die Corona-Pandemie, die unsere ökumenischen Kirchentagsplanungen von Monat zu Monat erneut auf die Probe stellte. Im Dezember 2020 war klar: Einen Helfendeneinsatz, wie wir ihn kennen, wird es nicht geben. Der 3. Ökumenische Kirchentag wird digital und dezentral, es wird keine Teilnehmenden in Frankfurt vor Ort geben, keine Veranstaltungen mit Besucher\*innen. Aber was ist mit den vielen engagierten Menschen in ganz Deutschland, die sich im Mai auf den Weg machen wollten, um zu helfen?

Digital und dezentral – so sollte also auch der Helfendeneinsatz werden. »schaut hin – packt an!«, so lautete unser Aufruf an Jugendgruppen und Schulklassen, an Einzelhelfende und Pfadfinder\*innen. Schaut hin, wo ihr bei euch im Ort anpacken könnt. Wo ihr Gutes tun und euch einbringen könnt. Von Müllsammeln oder einem Bläserkonzert vor dem Seniorenheim über selbstgebaute Insektenhotels bis hin zur Renovierung des Pfadfinderheims. Ein ökumenisches und soziales Zeichen, das beweist: Auch mit Abstand können die Helfenden beim 3. Ökumenischen Kirchentag etwas bewegen.

### *Die Vorbereitungen*

Die Helfenden-Szene ist sehr gut vernetzt. Ganz besonders Jugendverbände wie Malteser- und Johanniter-Jugend oder die Pfadfinderverbände sind fester Bestandteil von Kirchen- und Katholikentagen. Hinzu kommen zahlreiche Einzelhelfende und Kleingruppen, die seit vielen Jahren dabei sind. Sobald die Aktion »schaut hin – packt an!« also feststand, sprachen wir diese Gruppen ganz gezielt an und motivierten sie, sich zu beteiligen. Das Konzept war denkbar einfach: Gruppengröße und Zeitraum sind egal, und solange die Aktion einen gemeinnützigen Zweck hat, sind der Kreativität keine Grenzen gesetzt!

Interessierte konnten sich auf der Homepage des 3. Ökumenischen Kirchentages vorher informieren, es gab ein »FAQ« und die »Hard Facts«, einen Leitfaden für Hygienekonzepte und Ideen für Aktionen. Zusätzlich konnten alle Aktionsgruppen ein Helfendenpaket mit den klassischen Helfendentüchern und T-Shirts bestellen.

*Ein Fazit*

Über 1.600 Menschen haben sich bei »schaut hin – packt an!« in über 150 Projekten dezentral engagiert. Geplant oder spontan wurde vor Ort angepackt und Gutes getan. Die Projekte waren dabei so bunt wie die Helfendenschaft selbst. Wo es möglich war, machten sich Helfende auf den Weg, um zum Beispiel vor Seniorenheimen aufzuspielen, sie bauten Spielstraßen für Kinder in ihrem Stadtteil auf oder sammelten Spenden für bedürftige Menschen. Auch da, wo die Corona-Auflagen größere Aktionen in Gruppen nicht zuließen, fanden sich Mittel und Wege, aktiv zu werden. So schrieben manche Gruppen von zu Hause aus Briefe für Menschen in Krankenhäusern, sammelten in Kleingruppen Müll oder polierten auf eigene Faust die Stolpersteine in ihrer Nachbarschaft. Die so gesetzten Zeichen machten das Leitwort des 3. Ökumenischen Kirchentages bundesweit für viele Menschen erlebbar.

---

# Bericht der Präsidentin und des Präsidenten des 3. Ökumenischen Kirchentages 2021

Bettina Limperg, Präsidentin des 3. Ökumenischen Kirchentages,  
Karlsruhe

Thomas Sternberg, Präsident des 3. Ökumenischen Kirchentages,  
Münster

Als das Zentralkomitee der deutschen Katholiken und der Deutsche Evangelische Kirchentag nach langer Vorgeschichte im November 2016 vereinbarten, der Einladung der Evangelische Kirche in Hessen und Nassau und des Bistums Limburg folgend, den 3. Ökumenische Kirchentag 2021 in Frankfurt am Main auszurichten, da hatten wir alle die fröhlichen Feste der Katholiken- und Kirchentage vor Augen, die in den beiden vorangegangenen Ökumenischen Kirchentagen eine treffliche und – wie wir meinen – unverzichtbare Ergänzung erfahren haben. 100.000 plus ein großes X an Besucher\*innen wollten wir erreichen und miteinander Gemeinschaft erleben. Zugleich haben wir als Präsidentin und Präsident von Anfang an großen Wert darauf gelegt, thematische Schwerpunkte auch für die Welt zu setzen. Verantwortung war ein Begriff, den wir großschreiben und mit sichtbarem Einsatz der Christ\*innen für diese eine, von Gott geschaffene Welt verbinden wollten. Dafür waren vier Hauptthemenbereiche gesetzt, die gerade auch auf die Metropole und den Metropolraum Frankfurt gemünzt waren. Neben »Glaube, Spiritualität, Kirche« sollten auch »Lebensräume, Lebenswelten, Zusammenleben« angeschaut sowie Fragen von »Schöpfung, Frieden, Weltgemeinschaft« sowie »Wirtschaft, Macht, Verantwortung« aufgerufen werden.

In einem komplexen Prozess haben wir das Leitwort gefunden, das diesem Gedanken der Verantwortung gerecht wurde: »schaut hin«, aus der Geschichte von der Speisung der 5.000 entlehnt, sollte uns leiten. Hinschauen und erkennen, was wir tun können, um anderen zu helfen, um Menschen stark zu machen, das Schicksal in die Hand zu nehmen und in der Gemeinschaft der vielen Gutes zu bewirken.

Dass es dann – jedenfalls was den organisatorischen Rahmen angeht – so ganz anders kam, hatten wir nicht in der Hand. Der Ausbruch der größten Pandemie der Neuzeit, der SARS-CoV-2-Epidemie, hat uns in vielerlei Hinsicht getroffen. Sie hat zum einen die langjährigen Planungen im Programmbereich und in den Strukturen auf dem Weg zu einem Ökumenischen Kirchentag ganz erheblich beeinträchtigt. Die am 6. Februar 2020 noch feierlich eingeweihte Geschäftsstelle am Danziger Platz, damals Arbeitsplatz für 63 Mitarbeitende, war kurze Zeit später verwaist; Homeoffice und digitale Besprechungsformate waren erforderlich geworden, nachdem ein nie dagewesener Lockdown das gesamte öffentliche und private Miteinander lahmgelegt hatte. Aber nicht nur die gesamt-

te Arbeitswelt, das öffentliche Miteinander, das gesellschaftliche Leben lagen darnieder; auch die Kirchengemeinden hatten eine beispiellose Aufgabe, Seelsorge und Gottesdienst zu gewährleisten, die durch die Pandemie doch nahezu unmöglich geworden waren.

Der gesamte gesellschaftliche Diskurs war über das Frühjahr und die folgende Zeit des Jahres 2020 von einem Thema bestimmt: Corona!

Zugleich waren viele Themen des Miteinanders in einer nie da gewesenen Präsenz zu diskutieren: Gibt es eine Solidarität der Freiheit mit der Gesundheitsvorsorge für andere? Gibt es Entscheidungsgrundlagen für eine sogenannte Triage, die auch vor der Medizin-Ethik (und unserem Glauben) standhält? Kann man Menschen massenhaft – auch gegen ihren Willen – isolieren, allein leben und sterben lassen? Wer kann Verantwortung übernehmen für Entscheidungen, die normalerweise über Jahre hinweg verhandelt worden wären? Wie finden demokratische Prozesse statt, wenn sich Parlamente und Gremien nicht treffen können? Gibt es eine Solidarität der reichen Welt mit der armen, unendlich viel größeren Welt? So traurig der Anlass war, so sehr war plötzlich auch eine Ernsthaftigkeit des Diskurses über alle Ebenen und Schichten hinweg wahrzunehmen, ein neues Nachdenken über Verwundbarkeit und Machbarkeit, Einsamkeit und Tod, das wir in anderen Zeiten schmerzhaft vermisst hatten. Unendlich viel Liebe und Solidarität wurden sichtbar, die wir in normalen Zeiten nicht wahrnehmen, vielleicht aber auch nicht gezeigt haben. Aber auch Hässliches und Unerträgliches, Arroganz und Überheblichkeit kamen zutage.

Zunächst planten wir in deutlich kleinerem Rahmen, aber als im Dezember 2020 schließlich die Entscheidung anstand, ob der 3. Ökumenische Kirchentag abgesagt oder weitestgehend digital stattfinden sollte, stand der Entschluss schnell fest: Wir wollten da sein, wir wollten genau diese Themen mitdiskutieren und mitprägen, wir wollten zeigen, dass eine Großveranstaltung wie der Kirchentag auch digital funktionieren kann.

Ein weiteres Mal wurde mit heißer Nadel umgeplant. Aus partizipativen Formaten wurden kuratierte, aus weit über 2.000 Veranstaltungen wurden 80, aus den Großgottesdiensten wurden digitale und mediale Ereignisse, aus den großen Messehallen voller Menschen wurden virtuelle Räume. Die Website oekt.de, in der Anfangsphase der Planungen noch ein etwas schmales Kind, erwuchs zu einer zentralen Anlaufstelle für alle Beteiligung. Es waren auch schmerzhaft Schritte in dieser Planungsphase zu vollziehen. Vor allem der Abschied von so vielen engagierten Ehrenamtlichen – der Herzkammer der Kirchen- und Katholikentage – war ein großer Verlust an Vielfalt und gelebter Erfahrung.

Der neue Ökumenische Kirchentag stand dann unter dem Titel »3. Ökumenischer Kirchentag – digital und dezentral«.

Denn neben der Digitalität sollte wenigstens die Gemeinschaft vor Ort nach Möglichkeit fruchtbar gemacht werden. Viele Gemeinden und Gruppen haben das dazu eigens entwickelte Konzept dankbar aufgegriffen und sich dezentral gezeigt: im Kirchhof, auf Plätzen, in der eigenen kleinen Netzgemeinschaft. Und auch die »Helfenden-Szene«, eines der Rückgrate aller Kirchen- und Ka-

tholikentage, hat sich ihren Platz gesucht. In vielerlei Angeboten war sie präsent, vom Fischbrötchen bis zur Nachbarschaftshilfe.

Neben all dem Neuen hat aber das Bewährte den Rahmen gesetzt: Das »Gedenken zu Beginn« war, gerade auch wegen des wieder einmal eskalierenden Nahost-Konflikts, ein wichtiges Bekenntnis zu christlicher und deutscher Verantwortung gegen Hass und Antisemitismus, der Himmelfahrts- und der Schlussgottesdienst, überwiegend digital und doch oder gerade deshalb in jeweils mehr als einer Million Haushalte verfolgt, waren Anker des Feierns und der Besinnung auf das, was uns vereint.

Ökumenischer Höhepunkt waren die Gottesdienste am Samstagabend. Geplant als konfessionelle Gottesdienste in der ganzen Fülle des christlichen Bekenntnisses sollten sie dem gelebten Miteinander des respektvollen Kennenlernens und der Wertschätzung durch die jeweils anderen Konfessionen dienen. Ökumenisch sensibel gefeiert, sollten sie die Teilnahme der anderen ermöglichen und den unverstellten Reichtum der Konfessionen zeigen. In einem echten »schaut hin« sind wir uns begegnet und haben uns, theologisch begleitet und gestärkt auch durch das Votum des Ökumenischen Arbeitskreises<sup>1</sup>, dem eigenen Gewissen folgend im wahrsten Sinne des Wortes an den Tisch des Herrn begeben können, von ihm eingeladen und willkommen geheißen, verbunden durch das Sakrament der Taufe und den einen Herrn Jesus Christus. Mit dieser durchaus auch alltagstauglichen Praxis gelebter Ökumene hat der 3. Ökumenische Kirchentag ein nachhaltiges und dauerhaftes Statement formuliert, das auf seine Weise Trennendes überwindet und Einheit im Glauben schafft. Mit einem eigens entwickelten gemeinsamen Zeugnis kann dieser eine Glaube auch zukünftig bekannt und gelebt werden.

Damit soll zugleich ein Weg gewiesen werden für das, was uns als Präsidentin und Präsidenten des 3. Ökumenischen Kirchentages besonders wichtig war: Christinnen und Christen aller Konfessionen müssen und wollen gemeinsam Verantwortung übernehmen für die Nöte und Sorgen dieser einen Welt. In der Bündelung unserer vielfältigen Ressourcen und Möglichkeiten sollen wir in die Welt gestellt sein zum Wohl und Heil unserer Mitmenschen. Gemeinsam müssen wir, gestärkt durch das Evangelium und den Heiligen Geist, aufstehen gegen Ungerechtigkeit, gegen menschenverachtende Regime und gegen die Zerstörung unserer Umwelt. Als Laienbewegung haben wir zugleich die Kraft und auch das Mandat, unsere Kirchen zu ermahnen, sich auf die christliche Botschaft zu besinnen und Menschenfänger zu werden: für die gute Botschaft des liebevollen Blicks: »schaut hin«.

<sup>1</sup> Vgl. Leppin, Volker/Sattler, Dorothea (Hrsg.) (2020): Gemeinsam am Tisch des Herrn / Together at the Lord's table. Ein Votum des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen / A statement of the Ecumenical Study Group of Protestant and Catholic Theologians. Dialog der Kirchen, Bd. 17, Freiburg/Göttingen: Herder/Vandenhoeck & Ruprecht.

---

## Bericht der Generalsekretärin und des Generalsekretärs

Dr. Julia Helmke, Generalsekretärin des Deutschen Ev. Kirchentages, Fulda

Marc Frings, Generalsekretär des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Bonn

### *Auftrag und Ziel: Kontinuität und Veränderung – Ausgangspunkt*

»Gemeinsam Zeugnis geben und die Welt mitgestalten, einander in der Vielfalt und Verschiedenheit offen begegnen und neue Schritte auf dem Weg zur Einheit gehen.« Dies waren die drei Ziele und Aufgaben, die sich die Präsidien des Deutschen Evangelischen Kirchentages und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken im Februar 2.000 in Vorbereitung für den Ökumenischen Kirchentag gegeben hatten.<sup>2</sup> Über 2.000 Veranstaltungen hatte es damals gegeben, über 200.000 Teilnehmer\*innen und die klare gegenseitige Verpflichtung der Veranstalter: Dies war der 1. Ökumenische Kirchentag, weitere sollten folgen. 2010 fand der 2. Ökumenische Kirchentag in München statt und auch nach diesem war deutlich: Wir bereiten uns auf einen 3. Ökumenischen Kirchentag vor. Eine Idee war, dies im Jahr des Reformationsjubiläums 2017 zu gestalten, was aus organisatorischen, formalen und auch inhaltlichen Gründen nicht weiterverfolgt wurde.

Die Einladung nach Frankfurt war ein Glücksfall: Eine starke, lebendige und ökumenische Evangelische Landeskirche von Hessen und Nassau, ein Bistum Limburg, das sich unter seinem neuen Bischof Georg Bätzing neu aufstellte, sowie weitere Gastgeber\*innen auf dem Gebiet des 3. Ökumenischen Kirchentages: die Evangelische Kirche von Kurhessen Waldeck sowie die Bistümer Fulda und Mainz. Frankfurt war bereits viermal erfolgreiche Gastgeberstadt für einen Evangelischen Kirchentag und dreimal Austragungsort von Katholikentagen gewesen und als Stadt prädestiniert, da es in sich so viele der Themen vereinte, die hochaktuell waren und sind. Gute Voraussetzungen. Dazu kam die innere Struktur der beiden Veranstalter: Aufseiten der Ehrenamtlichen gab es eine Balance zwischen engagierten und erfahrenen Persönlichkeiten, die sich seit dem 1. Ökumenischen Kirchentag für das ökumenische Miteinander einsetzten und ihre Erfahrungen einbrachten, sowie neuen Mitgliedern, die neue Fragen stellten und altes Wissen hinterfragten. Von Beginn der Vorbereitung bis zur Durchführung zeichnete sich das hauptamtliche Leitungsteam durch eine Mischung

<sup>2</sup> So lauten die Überschriften über den jeweiligen Abschnitten im Grundlagen-Text für den 1. Ökumenischen Kirchentag 2003, der im Jahr 2000 von den Präsidien so verabschiedet wurde. Die Überschriften wurden für den 3. Ökumenischen Kirchentag übernommen.

aus Erfahrungsträger\*innen und neuen Verantwortungsträger\*innen aus: Während aufseiten des Deutschen Evangelischen Kirchentages seit 2010 die Stelleninhaber\*innen alle neu waren, zeichnete sich beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken ein sukzessiver Generationenwechsel ab. Mit Dr. Thomas Großmann, Leiter der AG Katholikentage und Großveranstaltungen im Generalsekretariat des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, befand sich bis zur Durchführung selbst noch ein Kollege unter uns, der hauptamtlich an allen drei Ökumenischen Kirchentagen mitgewirkt hat.

### *Kontinuität und Veränderungen – die Vorbereitungen*

Im Herbst 2017 bestimmten die Gemeinsamen Präsidiumsdelegationen des Deutschen Evangelischen Kirchentages und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken eine Ad-Hoc-Redaktionsgruppe, die den Grundlagentext aus dem Jahr 2000 überarbeiten sollte: Was soll gleich bleiben als Auftrag und Ziel? Was soll sich verändern? Die Gruppe entschied sich dafür, den bisherigen Text als historischen Text zu erhalten, ihn aber zugleich als Grundlage für die Erstellung eines zeitgemäßen Dokuments zu verstehen. Dieses Verständnis prägte ab dann auch die weitere inhaltliche und strukturelle Arbeit und folgte dabei dem paulinischen Diktum »Prüfet alles und das Gute behaltet« (1 Thess 5,21). So wurde zum Beispiel hinzugefügt:

»Immer mehr Menschen haben zu Gott oder dem christlichen Glauben keinen Bezug oder auch kein Interesse. Auch ihnen wissen wir uns in wichtigen Anliegen verbunden. Mit ihnen suchen wir das Gespräch über Fragen des konkreten Handelns wie der leitenden Orientierungen. Dieses Gespräch bedarf neuer Wege und Sprachformen.«

Und auch die Frage nach einem größeren Miteinander wurde noch einmal neu formuliert und aufgenommen:

»Wir sehnen uns danach, gemeinsam Abendmahl/Eucharistie feiern zu können. Deshalb werden wir mit ganzer Kraft bei der Vorbereitung, während der Tage in Frankfurt am Main und nach dem Ökumenischen Kirchentag in gestärkter Verbundenheit um die Möglichkeit eines gemeinsamen Abendmahls ringen.«<sup>3</sup>

In der Struktur der Leitungsgremien wurde vom Prozess und Proporz her auf Kontinuität gesetzt. Das war eine Entscheidung, die bereits vor dem Arbeitsbeginn der beiden (neuen) Generalsekretäre Julia Helmke (ab 6/2017) und Marc Frings (ab 1/2020) feststand. Die Arbeit des Gemeinsamen Stabes unter ihrer Leitung begann bereits 2017 mit einer extern moderierten Klausur. Da es sich

<sup>3</sup> Beide Zitate sind dem Grundlagen-Text zum 3. Ökumenischen Kirchentag entnommen, der im März/April 2018 von den Präsidien des Deutschen Evangelischen Kirchentages und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken beschlossen wurden.

letztendlich um eine intensive und belastbare Fusion auf Zeit von ähnlich strukturierten und dabei im Detail doch erstaunlich unterschiedlichen Institutionen und Arbeitsweisen handelt, war dieser Vorlauf – neben dem 101. Katholikentag in Münster 2018 und dem 37. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dortmund 2019 – notwendig und hilfreich. Wie entsteht das Programm? Wer ist daran beteiligt? Wie laufen die Entscheidungswege? Wie wird Partizipation gestaltet? Welche Formate werden vom Kirchentag und welche vom Katholikentag übernommen, an welchen Stellen und wie entsteht etwas »Drittes«/Eigenes beziehungsweise kann es sich noch entwickeln? Für das Gelingen eines Ökumenischen Kirchentages war und ist es wichtig, dies offen und gemeinsam zu besprechen und zu klären.

Ein wichtiger weiterer Motor für den 3. Ökumenischen Kirchentag war das gemeinsame Engagement der einladenden und gastgebenden Landeskirchen und Bistümer mit der regionalen Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen. Bereits im Jahr 2018 gründete sich dazu eine Gemeinsame Steuerungsgruppe (»GSG21«), um ökumenisch und gemeinsam den 3. Ökumenischen Kirchentag als Anlass für regionale Kirchenentwicklung, stärkere Kommunikation und Kooperationen zu nutzen. Im Laufe der gemeinsamen Arbeit wurde vor allem auf der operativen Ebene das Miteinander mit der regionalen Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen gestärkt. Bereits beim 2. Ökumenischen Kirchentag wurden mit der Einladung zur gemeinsamen Feier der orthodoxen Artoklasie der Blick geweitet und die Pluralität christlichen Lebens in Deutschland exemplarisch und deutlich sichtbar. Nun sind nächste Schritte erfolgt, um die Vielfalt gelebter Ökumene sichtbarer zu machen und auch hierdurch ein Zeichen zu setzen für ein stärkeres Miteinander. Angedacht war eine weithin sichtbare Präsenz mitten in der Stadt, die sogenannte »ACK-Polis«, als von Corona noch keine Rede war. Realisiert wurde aber die stärkere Beteiligung bei der Vorbereitung der Projektleitungen und der Gestaltung eines Ökumene-Schwerpunktes des digitalen und dezentralen 3. Ökumenischen Kirchentages.

Die inhaltlichen und konzeptionellen Schwerpunkte für den 3. Ökumenischen Kirchentag wurden im Herbst 2019 konzentriert mit 200 Multiplikator\*innen in einem großen gemeinsamen Themenkonvent diskutiert, ausgewählt und anschließend im Gemeinsamen Präsidium entschieden: »Glaube, Spiritualität, Kirche« – »Lebensräume, Lebenswelten, Zusammenleben« – »Schöpfung, Frieden, Weltgemeinschaft« – »Wirtschaft, Macht, Verantwortung«. Daraus entstanden 45 Projektleitungen, deren ehrenamtliche Mitglieder auf breiter Basis und nach einem ökumenisch abgestimmten Kriterienraster gesucht und im Frühjahr 2020 als Expert\*innen berufen wurden. Schon seit Frühjahr 2019 begleitete eine Arbeitsgruppe aus dem Bereich Wissenschaftliche Theologie und Ökumene das Gemeinsame Präsidium, um zu eruieren, inwieweit auf dem Feld von Abendmahl und Eucharistie, das nicht erst seit dem 1. Ökumenischen Kirchentag bewegt, ein dem Anliegen des Grundsatzpapiers entsprechender Fortschritt möglich wäre. Im September 2019 wurde das Votum der ökumenischen Arbeitsgruppe »Gemeinsam am Tisch des Herrn« veröffentlicht, der gastgebende Bischof Georg Bätzing und Prof. Dorothea Sattler gehör-



ten zu den Mitverfasser\*innen; das Präsidium des Ökumenischen Kirchentages eignete sich diesen Text an und verstand ihn als Grundlage und Ausgangspunkt für alle weiteren Überlegungen.<sup>4</sup>

Mitten in den Beginn der Planungsphase und der ersten Sitzungen der Projektleitungen veränderte der Corona-Lockdown ab Mitte März 2020 alles. Sehr schnell war deutlich, dass das, was einen Kirchen- und Katholikentag ausmacht – die Gemeinschaft, die spontane Umarmung neuer und alter Bekannter, das gemeinsame Singen und Musizieren, viele Menschen auf engem Raum –, zu den Faktoren gehört, die zur Ausbreitung des Virus beitragen. Es begann eine intensive Zeit des Ringens, des Abwartens, des Wissens um die Notwendigkeit von Umplanungen mit offenem Ausgang.

### *Notwendigkeit eines angepassten und sicheren ÖKT*

Ende Mai 2020 beschloss der Vorstand des Gemeinsamen Präsidiums, dass der 3. Ökumenische Kirchentag zum damaligen Zeitpunkt weder abgesagt oder verschoben noch als rein digitale Veranstaltung geplant werden soll, sondern zu prüfen sei, wie er unter den Auswirkungen und veränderten Bedingungen der Corona-Pandemie in Frankfurt am Main stattfinden könne. Der Gemeinsame Stab wurde beauftragt, konzeptionelle Vorschläge für Entscheidungen in Bezug auf inhaltliche Planungen, Veranstaltungsformate und Organisationsstruktur vorzulegen; Arbeitsergebnisse konnten – in Absprache mit dem Aufsichtsrat des 3. Ökumenischen Kirchentages und mit großem Aufwand – bis Sommer 2020 vorgelegt werden. Zur Zielsetzung erklärten die leitenden Gremien im September die Ermöglichung eines »angepassten« 3. Ökumenischen Kirchentages. Dazu schrieben wir als Generalsekretärin und Generalsekretär in der Vorbereitung:

»Wir wollen einen ÖKT vorbereiten, der nichts an seiner spirituell-theologischen, gesellschaftspolitischen und kulturellen Relevanz verliert und zudem, soweit es in der Hand der Veranstalter liegt, Sicherheit aus epidemiologischer Perspektive gewährleistet. Wir wollen deutlich machen, dass Christinnen und Christen die Herausforderungen der Zeit annehmen. Ein sicherer ÖKT hat einen Preis: liebgekommene, wichtige und vertraute Traditionen müssen pausieren, weil ein veränderter ÖKT logistische, finanzielle und personelle Anpassungen und Kürzungen zur Folge hat. Klar ist: Ein angepasster ÖKT wird Enttäuschungen verursachen. Da die schmerzhafteste Alternative – eine Ab-

<sup>4</sup> Vgl. Leppin, Volker/Sattler, Dorothea (Hrsg.) (2020): *Gemeinsam am Tisch des Herrn / Together at the Lord's table*. Ein Votum des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen / A statement of the Ecumenical Study Group of Protestant and Catholic Theologians. *Dialog der Kirchen*, Bd. 17, Freiburg/Göttingen: Herder/Vandenhoeck & Ruprecht.

sage des 3. ÖKT – abgewendet werden soll, bitten wir um Vertrauen und Unterstützung.«

Zielmarke war nun ein 3. Ökumenischer Kirchentag mit ca. 30.000 Teilnehmenden vor Ort, ohne Privatquartiere, mit fokussiertem Programm und einem umfassenden Hygienekonzept und weiterhin, wenn auch in reduzierter Form, thematisch von den ehrenamtlichen Projektkommissionen vorbereitet. Im Laufe der zweiten und heftigen Corona-Welle im Herbst 2020 wurde deutlich, dass die Vorstellung von einem analogen Großereignis in immer weitere Ferne rückte. Niemand wusste, was im Mai 2021 sein würde. Im Umfeld wurden vergleichbare Großveranstaltungen wie zum Beispiel das Internationale Turnfest in Leipzig stark verändert oder ganz abgesagt. Auch von den Partner\*innen vor Ort kamen kritische Anfragen und der dringende Ratschlag, auf eine digitale Veranstaltung umzusteuern. Intensiv wurde in den verantwortlichen Gremien darum gerungen, inwieweit ein digitaler Ökumenischer Kirchentag noch zu den Erwartungen und Ansprüchen eines christlichen Großereignisses passe, das durch Gemeinschaft geprägt sein sollte. Intensiv wurde zugleich mit digitalen Expert\*innen und den Verantwortlichen aus Fulda, Bonn und der Frankfurter Geschäftsstelle beraten, wie eine solche Veranstaltung in den verbleibenden Monaten vorbereitet werden und gelingen könne.

*Von der Kontinuität zur Veränderung: Der 3. Ökumenische Kirchentag wird digital und dezentral*

Kurz vor Weihnachten 2020 wurde dann ein neues, verändertes Konzept vorgestellt und im Januar 2021 nachgeschärft und verabschiedet. Es wurde nun nicht mehr angepasst, sondern neu gedacht: Der 3. Ökumenische Kirchentag – digital und dezentral. Das heißt: Aufgrund der anhaltenden pandemischen Situation und diesbezüglichen Erfordernissen aus Sicht des Gesundheitsschutzes sollte die Veranstaltung weitgehend digital stattfinden. Die Unterschiedlichkeit zu einem ursprünglichen Konzept wurde durch einen Untertitel gekennzeichnet. Ausgangspunkt und Standort dieses 3. Ökumenischen Kirchentages sollte weiterhin Frankfurt am Main sein, dazu sollte er jedoch auch dezentral mitgefeiert werden und weitere dezentrale Momente der Gemeinschaft sollten entstehen. Entschieden war damit, dass inhaltlich noch weiter konzentriert werden musste und aufgrund der Kürze der Zeit und der weiteren permanenten Nachsteuerungen ein kuratiertes und vor allem hauptamtlich vorbereitetes Programm stattfinden würde. Zugleich galt es, so viel digitale Partizipation und Interaktion wie möglich zu gestalten. Als Novum würde der 3. Ökumenische Kirchentag zugleich dezentral gefeiert werden. Es wurde dazu eingeladen, das Programm aus Frankfurt gemeinsam in der Gemeinde, im Verein/Verband oder Ähnlichem mitzerleben und dafür einen geeigneten Rahmen zu gestalten. Der Fokus sollte dabei auf ökumenischer Begegnung liegen. Die (wenigen) rahmenenden Groß-Gottesdienste erhielten ein noch stärkeres Gewicht und sorgten für

eine Verbindung zwischen programmatischer Liturgie und thematischem Programm. Die Abfolge der Gottesdienste erzählte eine stimmige und tragende Geschichte. Sie führte in den Ökumenischen Kirchentag hinein (Sammlung), durch ihn hindurch (Gemeinsame Stärkung) und über ihn hinaus (Sendung). Das heißt:

»Wir schauen hin: auf die Themen des ÖKT (Donnerstag – Christi Himmelfahrt). Wir stimmen uns ein. Wir schauen hin: auf die Gemeinschaft mit Jesus Christus (Samstagsabend). Wir halten Mahl.

Wir schauen hin: auf die Sendung der Glaubenden in der Welt (Sonntag). Wir gehen in die Welt.«

### *Kontinuität in aller Veränderung*

Das Leitwort »schaut hin« blieb in diesen herausfordernden Zeiten der nochmaligen Umsteuerung, der Veränderung, des Neu-Entwurfs und Mäanderns zwischen Absage und Umsteuerung ein guter Kompass. Als Generalsekretärin und Generalsekretär formulierten wir:

»Schaut hin: zu den Ressourcen, die gegeben sind und die nötig sind. Es hilft in der jetzigen Situation, das Wesentliche in den Blick zu nehmen, und hebt ab, um das Menschliche zu retten. Schaut hin: zu der Gemeinschaft, die stärkt, und zu dem, was Kirche und Glaube ausmacht, schwächt und stärkt. Schaut hin: zu der Gemeinschaft, die gefährdet ist durch Demokratieverachtung, Verschwörungstheorie, Spaltungstendenzen – was ist hier orientierend und nährend? Schaut hin: zu der Welt, die bedroht ist durch Klimakrise, Migrationskrise und Sicherheitskrise – was sind lebensfördernde Ressourcen, wofür gilt es sich einzusetzen?«

Konkret hieß dies: In den drei Themenblöcken sollten drei der vier Hauptthemenbereiche des ursprünglichen Programms des 3. Ökumenischen Kirchentages wieder aufscheinen, da diese Gliederung auch unter den veränderten Bedingungen ihre innere Plausibilität nicht verloren hatte. Diese drei Themenfelder wurden, wie folgt, umbenannt: Alles eine Frage des Glaubens und Vertrauens? Zusammenhalt in Gefahr? Eine Welt – globale Verantwortung?

Die Interaktion geschah konzeptionell mittels dreier Komponenten: ÖKT-Studio, Vertiefungsbereich und Begegnungsort. Diese unterschiedlichen Zugangsweisen funktionierten, wie auch im Nachhinein die hohen Klickzahlen erkennen ließen. Vor allem wurde so auch die Möglichkeit geschaffen, alle Programmpunkte in der Mediathek des 3. Ökumenischen Kirchentages bis Ende des Jahres 2021 nachträglich anzusehen und nachzuerleben. In der Evaluation zeigt sich, dass dieses Angebot sehr geschätzt wurde. So stieg die Nachhaltigkeit und Relevanz eines Ereignisses, dem die Komponente der unmittelbaren personalen Begegnung und die vieltausendfache ehrenamtliche Vorbereitung bleibend fehlt. Zugleich muss konstatiert werden: Deutlich wurde dieses Fehlen im

Bereich für Kinder und Jugendliche sowie im kulturellen Bereich, vor allem in der musikalischen Partizipation in Form von Chorgesang und Posaunenarbeit. In der äußerst intensiven Zeit der Umsetzung des neuen 3. Ökumenischen Kirchentages zwischen Februar und Mai 2021 blieb eine Frage virulent: Wer wird erreicht, wer wird nicht mehr und wer wird erstmals erreicht? Sind Menschen bereit, an einem möglicherweise sonnigen Mai-Wochenende vor dem Bildschirm zu sitzen und teilzunehmen? Für welche Personen, die sonst nicht teilgenommen hätten, eignet sich dieses Format und stößt damit auf höhere Resonanz?

### *Was bleibt?*

Im Nachhinein lässt sich sagen: Es war die richtige Entscheidung, den 3. Ökumenischen Kirchentag auch unter den Bedingungen und Beschränkungen der seit 15 Monaten alles beherrschenden Covid-19-Pandemie stattfinden zu lassen. Wir sind zusammengeblieben – in unserer Zusage als jeweiliger Veranstalter und vor allem für den 3. Ökumenischen Kirchentag. Das hat uns durch die Krise getragen.

Es ging darum, gemeinsam Zeugnis zu geben und die Welt mitzugestalten. Nicht so sehr die einzelnen Veranstaltungen, auch wenn es wirklich herausragende Programmpunkte gab, sondern das Gesamtkonzept hat diesem Grundauftrag und dieser Zielsetzung mehr als Genüge getan und neue Türen aufgestoßen.

Es ging darum, einander in der Vielfalt und Verschiedenheit offen zu begegnen. Diese Begegnungen haben stattgefunden, jedoch erheblich eingeschränkter als erhofft. Das digitale Format ermöglichte neue Konstellationen, Zuschaltungen, Begegnungs- und Kontaktflächen, es minderte zugleich Spontaneität durch digitale Taktung und durch Professionalisierung.

Auf dem Weg zur Einheit wurden neue Schritte gegangen, vor allem mit den konfessionell sensiblen Gottesdiensten am Samstagabend, den 15. Mai, dem dazu verfassten Zeugnis des 3. Ökumenischen Kirchentages, einem umfangreichen ökumenischen Materialheft und mit der Lebendigkeit an ökumenischer Vorbereitung vor Ort. Dennoch bleibt auch hier, was in der Vorbereitung zu einem geflügelten Wort wurde: Der »ökumenische Tango« wird auf engstem Raum getanzt, und es braucht weiterhin einen langen Atem, um wirklich voranzukommen. So sind wir gespannt auf das, was aus diesem 3. Ökumenischen Kirchentag folgt, was weitergeführt, verändert, entwickelt wird, was Bestand hat und was wiedergewonnen werden muss.

Normalerweise wird ein Bericht inhaltlich und nicht chronologisch strukturiert, die pandemischen Herausforderungen waren diesmal prägend. In der Gesamtschau bleibt: der Dank an alle, die den 3. Ökumenischen Kirchentag möglich gemacht haben.

---

## Bericht des Vorstandes des 3. Ökumenischen Kirchentages Frankfurt 2021

### **3. Ökumenischer Kirchentag und Corona**

Stephan Menzel, Vorstand 3. Ökumenischer Kirchentag  
Frankfurt 2021

Janine Rolfsmeyer, Vorständin 3. Ökumenischer Kirchentag  
Frankfurt 2021

Marija Vidovic, Vorständin 3. Ökumenischer Kirchentag  
Frankfurt 2021

Roland Vilismaier, Vorstand 3. Ökumenischer Kirchentag  
Frankfurt 2021

#### *Arbeiten unter Pandemie-Bedingungen – digital und sehr vorsichtig*

Ein besonderer Termin für den 3. Ökumenischen Kirchentag war die Eröffnung unserer Geschäftsstelle am Danziger Platz 12 in Frankfurt am Main Anfang Februar 2020. Wir freuten uns, auf 4.000 Quadratmetern unsere Köpfe rauchen zu lassen, in stundenlangen Diskussionen organisatorisch das Beste rauszuholen und über den langen Flur auch mal ein Rennen auf Bürostühlen auszutragen. Bei der Eröffnung selbst sprachen unter anderem der Chef der hessischen Staatskanzlei, Staatsminister Axel Wintermeyer und der Bürgermeister und Kämmerer der Stadt Frankfurt am Main, Uwe Becker, Grußworte. Kirchenpräsident Volker Jung und Weihbischof Thomas Löhr standen der Segensandacht vor – mit vielen Menschen im langen Flur und bei sehr guter Stimmung.

Einen Monat später, Mitte März 2020, wechselte die ganze Geschäftsstelle mit ihren damals 63 Mitarbeiter\*innen geschlossen ins Homeoffice und alle Sitzungen und Gremientermine wurden digital abgehalten. Nicht nur in der Geschäftsstelle des 3. Ökumenischen Kirchentages, sondern auf der ganzen Welt zwang die COVID-19-Pandemie, eine digitale Zusammenarbeit zu stärken. Zwischen Mai 2020 bis zur Auflösung der Geschäftsstelle im Oktober 2021 gab es laufende Anpassungen der Bürosituation und Sitzungskultur, orientiert an der örtlichen Inzidenz und den Empfehlungen von Bund und Ländern.

Dank der positiven Weichenstellungen in den letzten Geschäftsstellen des Deutschen Katholikentages und des Deutschen Evangelischen Kirchentages war die Geschäftsstelle des 3. Ökumenischen Kirchentages sehr gut auf diesen Schritt zur digitalen Transformation vorbereitet. Zur Dateiablage und Zusammenarbeit wurde bereits mit Beginn der Arbeit zum 3. Ökumenischen Kirchen-

tag eine flexible Cloud-Lösung eingeführt und genutzt. Mit einer engagierten IT-Abteilung war es möglich, einen reibungslosen Arbeitsübergang ins Homeoffice ohne große Einschränkungen zu ermöglichen. In der Geschäftsstelle war dies begleitet von einem »Entscheidungsstab Corona«, der alle Maßnahmen im Blick hatte und sie fortlaufend anpasste.

Nicht umsonst schafften wir es auf den ersten Platz (der zugegebenermaßen alphabetisch sortierten Liste) von vorbildlichen Arbeitgebern in der Pandemie, mit der die Grünen-Politikerin Laura Sophie Dornheim im Januar 2021 durch die sozialen Netzwerke und die Medien ging.<sup>1</sup>

Mit Formaten wie »Auf einen Ebbelwoi mit ...«, bei dem sich eine Person eine Stunde lang in einer Videokonferenz den Fragen von Kolleginnen und Kollegen stellte und anschließend im gemütlichen Teil vielleicht noch ein zweiter Ebbelwoi getrunken wurde, war es möglich, die besondere Gemeinschaft in der Geschäftsstelle auch in Zeiten von Homeoffice und Videokonferenzen zu pflegen. Nicht nur Kolleginnen und Kollegen der Geschäftsstelle, auch der Generalsekretär des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Marc Frings, die Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Prof. Dr. Julia Helmke, oder die Präsidentin des 3. Ökumenischen Kirchentages und Präsidentin des Bundesgerichtshofes, Bettina Limperg, stellten sich für das Format zur Verfügung und machten ganz besondere Abende möglich.

Bis zum 3. Ökumenischen Kirchentag selbst beziehungsweise bis zu seinen Vorabproduktionen waren viele hauptamtliche Mitarbeiter\*innen und viele Ehrenamtliche zur organisatorischen, aber auch zur konzeptionellen Arbeit nur digital miteinander im Austausch. Alle Sitzungstermine, auch mit Ehrenamtlichen, wurden als Videokonferenzen vorbereitet und durchgeführt. Aus einem großen Risiko wurde dann aber in den Wochen vor dem 3. Ökumenischen Kirchentag große Begeisterung, als alle digitalen Zahnräder ineinandergriffen und der digitale und dezentrale Ökumenische Kirchentag sehr viele Menschen erreichte.

### *Pandemiekonformer 3. Ökumenischer Kirchentag*

Zu Beginn der Corona-Pandemie hatten der Vorstand, der Trägerverein und das Gemeinsame Präsidium unter ständiger Beobachtung aktueller Entwicklungen in Politik und Gesellschaft sowie unter Einbeziehung einiger Experten gehofft, dass sich bis Mai 2021 schon vieles wieder zurück zu alter Normalität entwickeln würde. Dennoch begannen wir mit einem intensiven Krisenmanagement und ersten Doppelplanungen. Im September 2020 beschloss das Gemeinsame Präsidium und der Aufsichtsrat, dass der 3. Ökumenische Kirchentag »so nötig wie nie« und »gerade jetzt gebraucht« wird. Die mögliche Personenzahl wurde zwar drastisch auf 30.000 Teilnehmende reduziert, aber ein ausführliches Online-Angebot wurde eingeführt, das ausführliche Hygienekonzepte erarbeitet und

<sup>1</sup> Vgl. dazu <https://www.handelsblatt.com/26772224.html> (zuletzt aufgerufen: 04.11.2021).

mit den zuständigen Behörden immer wieder abgestimmt. Allerdings stand weiterhin ein analoges Kernprogramm im Mittelpunkt der Planungen. Die Zeitung »Kirche und Leben« fasste das am 22. September 2020 so zusammen: »Weniger Teilnehmer vor Ort, weniger Veranstaltungen und strenge Hygieneauflagen.«<sup>2</sup>

Im November 2020 sorgte eine veränderte Position der zuständigen Behörden erneut für eine große Diskussion um das Format des 3. Ökumenischen Kirchentages. Die Einschätzungen wurden deutlich pessimistischer. Für uns hieß das, in voller Fahrt alle Planungen zu stoppen und erneut einen komplett neuen 3. Ökumenischen Kirchentag zu erfinden – in den verbleibenden fünf Monaten. Die Leitlinie wurde dabei durch das Gesundheitsamt der Stadt Frankfurt am Main vorgegeben: Es darf keine Motivation zur Anreise nach Frankfurt gegeben werden.

Die Geschäftsstelle, das Zentrale Büro des Evangelischen Kirchentages und das Generalsekretariat des Zentralkomitees der deutschen Katholiken planten deshalb erneut um. Das Gemeinsame Präsidium, der Gemeinsame Vorstand und der Aufsichtsrat trugen das neue Konzept mit ihrem Beschluss im Dezember 2020 mit, zusammengefasst im neuen Logo des 3. Ökumenischen Kirchentages, das durch die Worte »digital und dezentral« ergänzt wurde. Im Detail: Ein digitales Kernprogramm mit Online-Begegnung und -Gemeinschaft. Dezentrale Veranstaltungen und Gottesdienste in ganz Deutschland mit einzelnen besonderen Angeboten in Frankfurt am Main.

Insgesamt gab es in der Folge dieser Planungen 18 verschiedene Hygienekonzepte, manche davon gültig für mehrere Veranstaltungen, eines beispielweise für die mobilen Drehs als Vorproduktionen. Ziel aller dieser Konzepte war es, Ansteckungen mit SARS-CoV-2 sicher zu verhindern. Das haben wir erreicht. Trotz nachgewiesener Infektionen bei einzelnen Personen wurde niemand im Rahmen des 3. Ökumenischen Kirchentages infiziert. Das war eine großartige Teamleistung.

### *Digitaler 3. Ökumenischer Kirchentag*

Deutsche Evangelische Kirchentage und Deutsche Katholikentage hatten in den Jahrzehnten vor dem 3. Ökumenischen Kirchentag ähnliche Veranstaltungen im Programm, teils von unterschiedlicher Ausprägung und Themensetzung, doch eines hatten sie auf jeden Fall gemeinsam: Sie fanden analog statt. Beim 3. Ökumenischen Kirchentag wurde es durch die Umstände der COVID-19-Pandemie notwendig, die Veranstaltungen digital umzusetzen. Zusätzlich gab es mehr als 400 dezentrale Angebote von Gemeinden, Vereinen oder Organisationen – mit einem Schwerpunkt auf Frankfurt am Main, aber mit bundesweiten Programmpunkten und auch einigen Angeboten im europäischen Ausland.

<sup>2</sup> Vgl. dazu: <https://www.kirche-und-leben.de/artikel/oekumenischer-kirchentag-soll-unter-corona-bedingungen-stattfinden> (zuletzt aufgerufen: 04.11.2021).

Anders als eine analoge Großveranstaltung musste das neue digitale Format mit sehr viel mehr Aufwand vorbereitet werden. Die Anforderungen an einen Veranstaltungsort veränderten sich, so waren nicht mehr die Kapazität und Anbindung an das ÖPNV-Netz entscheidend, sondern die verfügbare Internet-Bandbreite und die technischen Gegebenheiten. Zur rein analogen Veranstaltung auf der Bühne kamen für das Streaming von 60 Live-Veranstaltungen aufwendige Film- und Tontechnik sowie 340 vorab produzierte Einzelclips. Jede Veranstaltung erhielt neben einem Ablaufplan einen ausführlichen Regieplan sowie ein Storyboard. Zusätzliches Personal für die Ablaufregie der jeweiligen Produktion wurde benötigt sowie digitale Helfende eingesetzt, um die Betreuung von digitalen Räumen (Videokonferenzen) zu übernehmen. Ein großer Aufwand steckte außerdem in der Post-Produktion der Inhalte. Viele Veranstaltungen wurden mit deutschen und zum Teil auch englischen Untertiteln versehen und in deutsche Gebärdensprache übersetzt. Sie sollten schließlich nicht nur digital, sondern auch möglichst barrierefrei sein. Diese neuen Herausforderungen setzte das Team der Geschäftsstelle erfolgreich um. Das digitale Programm auf oekt.de verzeichnete an den vier Tagen vom 13. bis 16. Mai 2021 über 280.000 Besuche – mehr als jemals analog vor Ort möglich gewesen wären.



---

## Presseecho

### **Pressearbeit beim 3. Ökumenischen Kirchentag**

Britta Baas, Pressesprecherin des 3. Ökumenischen Kirchentages, Bonn  
Mario Zeißig, Pressesprecher des 3. Ökumenischen Kirchentages, Fulda

Kirchen- und Katholikentage sind immer auch mediale Events mit Hunderten akkreditierten Journalist\*innen aus dem In- und Ausland, Kamerateams und Ü-Wagen. Als Schaltstelle dient ein Pressezentrum, in dem alle Anfragen bearbeitet, Informationen gebündelt und gestreut sowie die Berichterstattungen beobachtet werden. Die Online-Redaktion sowie ein Medienbegleit- und ein Anfragenteam sind die zentralen Säulen hinter den Kulissen. Die meisten Aufgaben werden dabei von erfahrenen Ehrenamtlichen übernommen, die hauptberuflich oft in ähnlichen Tätigkeitsfeldern unterwegs sind oder entsprechende Kompetenzen durch ihr Engagement bei vergangenen Kirchen- und Katholikentagen erworben haben. Das Ergebnis ist in jedem Fall stets ein lebendiger Schmelzriegel der Pressearbeit, mit komplexen, aber eingeübten Abläufen und einer unverwechselbaren Atmosphäre.

Was aber, wenn das Event, das es zu begleiten gilt, nicht wie erhofft mit Tausenden von Menschen vor Ort, sondern digital im Netz gefeiert wird? Was aber, wenn die Besetzung des Pressezentruns auf ein absolutes Minimum zu reduzieren ist und Ehrenamtliche nicht vor Ort sein können? Was aber, wenn sich Abläufe in der journalistischen Berichterstattung pandemiebedingt stark verändert haben? Antworten auf all diese Fragen galt es bei der Pressearbeit des 3. Ökumenischen Kirchentages zu finden. Manche Herausforderung konnte dabei gut gemeistert werden, anderes blieb unbefriedigend.

Grundsätzlich haben wir die Erfahrung gemacht, dass das journalistische Interesse an einer digitalen Veranstaltung wie dem 3. Ökumenischen Kirchentag etwas geringer ausfällt als bei vergleichbaren analogen Formaten. Das ist wenig überraschend, sind doch die meisten Programminhalte für jedermann zu jeder Zeit zugänglich, sodass sich weniger Menschen via Medien über das Event informieren. Die Zahl von 324 akkreditierten Journalist\*innen zeigt trotz allem die hohe Relevanz, die dem Ereignis beigemessen wurde. Über 6.000 Beiträge erschienen im TV-, Hörfunk-, Print- und Onlinebereich, darunter Leitmedien wie ARD (Tagesschau), ZDF, alle Landesrundfunkanstalten, DIE ZEIT, die Süddeutsche Zeitung und Spiegel Online.

Die Social-Media-Aktivitäten des 3. Ökumenischen Kirchentages selbst erlangten eine Reichweite von 196.000 Personen auf Facebook und 102.000 Personen auf Instagram. Diese Zahlen sind vor dem Hintergrund, dass mangels

analoger Teilnahme weniger private Posts zum 3. Ökumenischen Kirchentag die Wahrnehmung auf den offiziellen Kanälen triggerten, als sehr positiv einzuordnen. Aufmerksamkeitssteigernd wirkten sich hier in jedem Fall die über 400 dezentralen Angebote in ganz Deutschland aus, die in vielen Fällen von Social-Media-Aktivitäten begleitet wurden.

Inhaltlich lag der Fokus der Berichterstattung auf drei Schwerpunkten:

1. Eher positiv wurde die Abendmahls- und Eucharistie-Gastfreundschaft »Kommt und seht!« am Samstagabend in den Blick genommen. Gewürdigt wurde, dass der 3. Ökumenische Kirchentag durch die öffentliche Sichtbarkeit der Teilnahme ehrenamtlicher Repräsentant\*innen der Veranstalter, leitender Geistlicher und anderer bekannter Personen der ökumenischen Alltagsrealität vielerorts Gesicht und Gewicht verlieh.
2. Sehr kritisch wurden die Beiträge des 3. Ökumenischen Kirchentages zum Thema sexueller Missbrauch in den Kirchen kommentiert. Hauptvorwurf dabei war, dass dem Thema insgesamt zu wenig Zeit im Programm eingeräumt wurde und insbesondere die Beiträge von Betroffenen- und Opfervertreter\*innen zu knapp bemessen waren. Die öffentliche Debatte um die direkt vor dem 3. Ökumenischen Kirchentag vollzogene Aussetzung der Arbeit des Betroffenenbeirates der EKD beeinflusste sowohl den inhaltlichen Diskurs wie auch die Berichterstattung und Social-Media-Kommentare.
3. Deutlich positiver waren die Pressestimmen hinsichtlich des Gesamtformates und der Bilanz des 3. Ökumenischen Kirchentages. Der Versuch, in Pandemiezeiten christliche Gemeinschaft und eine gesellschaftliche Diskursplattform wenigstens in digitaler Form zu verwirklichen, wurde ausdrücklich gelobt. Die anfängliche Skepsis gegenüber dem digitalen Format wich neugierigem Interesse und grundsätzlicher Anerkennung. Nicht verschwiegen werden sollten allerdings auch die kritischen Stimmen, die konstatierten, dass Charakter, Atmosphäre und Wirkmächtigkeit vorangegangener Kirchen- und Katholikentage durch das digitale Format nicht erreicht werden konnten.

Zum Abschluss sei noch ein Einblick in die konkrete Pressearbeit vor Ort gegeben. Ein Team von zwölf Hauptamtlichen hatte sein Büro im »Kap Europa«, dem Kongresshaus der Messe Frankfurt, aufgeschlagen, das auch Sitz der organisatorischen und inhaltlichen Leitung des 3. Ökumenischen Kirchentages während der Durchführungstage war. Unterstützt wurde das Pressteam durch rund 15 digital vernetzte Ehrenamtliche im Homeoffice, die halfen, Medienanfragen zu beantworten, oder einen Teil der Online-Redaktion bildeten. Die Enttäuschung darüber, nicht wie gewohnt beieinander sein zu können, war groß. Der professionelle Einsatz und der Wille, auch diese sehr besondere Situation gemeinsam zu meistern, können deshalb nicht genug wertgeschätzt werden.

Am besten funktionierten die digitalen Abläufe, sicher auch aufgabenbedingt, in der Online-Redaktion. Etwas schwieriger gestaltete sich die Bewältigung der Aufgaben im Anfragenteam. Allen Journalist\*innen jederzeit Rede und Antwort stehen zu können, ohne physisch am Veranstaltungsort oder im Austausch mit

den Kolleg\*innen zu sein, war für die Ehrenamtlichen eine sehr große Herausforderung. Diese konnte aber mit viel Erfahrung, Motivation und einem hohen Vernetzungsgrad gemeistert werden. Die Medienbegleitung bei Interviews und anderen Aufzeichnungen versah ausschließlich das hauptamtliche Team. Hier wurde der Bedarf aufgrund des digitalen Veranstaltungsformates und der damit verbundenen Annahme geringerer Anfragen anfangs deutlich unterschätzt. Das Interesse an O-Tönen und Bildmaterial war erfreulich hoch. Die Wünsche der Medienvertreter\*innen konnten wir aufgrund der Pandemiebeschränkungen oft nur unzureichend erfüllen. Nicht jeder Veranstaltungsort konnte betreten werden, nicht alle erhofften Interviewgäste waren live vor Ort. Überhaupt machte die Differenz zwischen Spontaneität und Flexibilität, die guter Pressearbeit zu eigen sind, und den knallharten Hygieneauflagen sowie den damit verbundenen Planungsvorgaben sowohl den Journalist\*innen wie auch dem Pressteam des 3. Ökumenischen Kirchentages sehr zu schaffen. Eine lebendige Berichterstattung war deshalb nur sehr eingeschränkt möglich.

Ausprobiert und gelernt wurde vieles in der vorrangig digitalen Pressearbeit des 3. Ökumenischen Kirchentages. Digitale Pressekonferenzen, Beitragsarchiv, Videointerviews, intensive Online-Berichterstattung – vieles davon wird sich in der Arbeit der Pressezentren folgender Kirchen- und Katholikentage niederschlagen. Begleitet werden diese Innovationen aber von der Erkenntnis, dass die Schubkraft tatsächlicher Gemeinschaft vor Ort unmöglich durch schnelle Netzverbindungen, Chats und Videokonferenzen zu ersetzen ist. Der persönliche Austausch im Team und mit den Journalist\*innen hat gefehlt und wird für Stuttgart 2022 und Nürnberg 2023 von allen Seiten herbeigesehnt.

---

## Der 3. Ökumenische Kirchentag in Zahlen

Teilnehmende <sup>1</sup>	280.000
Aufrufe des Livestreams	155.000
Aufrufe von Videos aus der Programmdatenbank	160.000

### Teilnehmende in Veranstaltungen<sup>2</sup>

Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt (ARD/HR, oekt.de)	1.000.000
Gedenken zu Beginn	13.000
Festveranstaltung	15.000
Oratorium	25.000
ÖKT-Studio-Stunden	82.000
In die Nacht – Kulturprogramm	23.000
Schlussgottesdienst (ZDF)	1.250.000

### Hauptpodien und Gespräche

Zukunft geht nur gemeinsam:	
Warum Klimaschutz alle Generationen braucht	13.500
Was tun wir gegen Antisemitismus?	3.900
Wer zahlt die Rechnung der Corona-Pandemie?	6.100
Wie gelingt Friedensicherung in einer unsicheren Welt?	4.900
Wie glaubwürdig sind die Kirchen?	6.500
Im Gespräch mit ...	14.000

### Bibelarbeiten

Jüdisch-christlich-muslimische Bibelarbeit	1.200
Bibelarbeit für Kinder	2.730
Dialogbibelarbeit M. Gerber und B. Hofmann	550
Bibelarbeit M. Dreyer	2.110
Bibelarbeit in Leichter Sprache	840
Bibel Studies P. Musa	325
Dialogbibelarbeit C. Maier und T. Söding	600

<sup>1</sup> Besuche auf oekt.de an den vier Veranstaltungstagen vom 13. bis 16. Mai 2021. Die Zugriffe wurden pro Tag gezählt. Eine Person, die die Website mehrmals am Tag besuchte, wurde als ein Zugriff erfasst.

<sup>2</sup> Gezählt wurden sowohl die Aufrufe des Livestreams als auch die Aufrufe der Veranstaltungen in der Mediathek während der Veranstaltungstage vom 13. bis 16. Mai.

Podien	
Eucharistie und Abendmahl	3.600
Corona-Pandemie und internationale Gesundheitspolitik	1.000
Zwischen Meinungsfreiheit und Hate Speech	730
Europäische soziale Marktwirtschaft	1.730
»Auf eine Pommes mit ...«	470
Sichtbarkeit	1.600
Üb'-Er*Leben	630
Abschied in Würde (ZDF)	190.000
For future!	4.300
Tatort Glaubensraum	2.800
Rechtsterrorismus in Deutschland	1.650

Konfessionelle Gottesdienste	
Dom St. Bartholomäus	5.000
Ev. Gemeinde Rietberg	4.200
Freie ev. Gemeinde Frankfurt	3.600
Griechisch-Orthodoxe Kirchengemeinde Prophet Elias	3.500

Tagzeitengebete	2.290
Workshops	850

### **Dezentral feiern**

Angebote insgesamt	400
Dezentrale konfessionelle Gottesdienste	70

### **Helfen beim 3. Ökumenischen Kirchentag**

Helfende in Frankfurt	200
Digitale Helfende	50
»schaut hin – packt an«-Projekte	150
Helfende in »schaut hin – packt an«-Projekten	1.600

### **Anzahl an Veranstaltungen**

Liveveranstaltungen	60
On demand	40
Einzelclips	350
Hauptpodien	5
Podien	17
Bibelarbeiten	25
Im Gespräch mit ...	8
Workshops	12
Tagzeitengebete	4

**Berichterstattung**

Online-Artikel	5.069
Interaktionen auf Facebook	10.890
Interaktionen auf Instagram	9.320
Interaktionen auf Twitter	1.899
Neue Fans auf Facebook, Instagram und Twitter	1.814

**Haushalt**

Haushaltsvolumen	14.500.000 €
Land Hessen	2.422.980 €
Stadt Frankfurt	2.362.500 €
Bund	1.514.520 €
Zuwendungsgeber insgesamt	6.300.000 €
Projektmittel	150.000 €
Gastgebende Kirchen	9.000.000 €
Einnahmen aus Beiträgen, Sponsoring, Merchandising etc.	260.333 €

**Kollekten**

Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt	7.928,10 €
Corona-Nothilfe für Frauen in der Armutsprostitution zur Überbrückung von Notlagen	
Frauenrecht ist Menschenrecht e. V. (FIM)	
Konfessionelle Gottesdienste am Samstagabend	4.375,30 €
Perspektiven eröffnen: Ökumenische Bahnhofsmision Frankfurt/Main in Zeiten von Corona	
Diakonie Deutschland und Deutscher Caritasverband	
Schlussgottesdienst	69.778,89 €
Nothilfe für Vertriebene im Jemen Caritas International und Diakonie Katastrophenhilfe	



---

## Verzeichnis der Autor\*innen

- Ackermann, Stephan 194  
Baas, Britta 256  
Baerbock, Annalena 189  
Bahlmann, Johannes 152  
Bastar, Thomas 95  
Bätzing, Georg 43  
Bausewein, Claudia 184  
Berisha, Ermira 37  
Bloedt, Mareike 226  
Blöser, Matthias 199  
Bouffier, Volker 43  
Büdenbender, Elke 106  
Caspar, Ulrich 63  
Chebli, Sawsan 157  
Chernivsky, Marina 54  
Coors, Maria 180, 199  
Daimagüler, Mehmet 199  
Dinger, Angelica 175  
Dreyer, Malu 114  
Eltz, Johannes zu 37  
Feldmann, Peter 43, 54  
Fischer, Benjamin 54  
Florin, Christiane 81  
Frank, Joachim 54, 142  
Frère Alois 34  
Freyer, Diana S. 81, 184  
Frings, Marc 9, 245  
Froemel, Nura 43  
Fuhrmann, Michaela 37  
Ganz, Katharina 226  
Gerber, Michael 110  
Giesen, Alina 72  
Gleichmann, Laura 237  
Göring-Eckardt, Katrin 81  
Goulard, Sylvie 164  
Grandt, Gesa 43  
Greim, Ulrike 43  
Großmann, Thomas 9  
Grünhagen, Andrea 142  
Günther, Marit 170  
Haller, Jakob 222  
Heinig, Hans Michael 175  
Helmke, Julia 9, 245  
Henze, Arnd 81  
Herbst, Tobias 63  
Hillenbrand, Carolin 72  
Hofmann, Beate 110  
Horchert, Judith 157  
Hüser, Lutz 240  
Jacobs, Hanna 157  
July, Frank Otfried 164  
Jung, Volker 43  
Kadavil, Doly 170  
Kaddor, Lamya 175  
Kaneza, Elisabeth 72  
Karle, Isolde 180  
Keller, Caro 199  
Keller, Claudia 194  
Kloß, Carolin 232  
Knecht, Achim 37  
Krause, Benjamin 157  
Krause-Vilmar, Elisabeth 184  
Kronenburg, Carolin 152  
Küllmer-Vogt, Miriam 218  
Kurschus, Annette 175  
Lilie, Ulrich 184  
Limperg, Bettina 37, 229, 242  
Lorenz, Nils 120  
Maas, Heiko 152  
Maier, Christl M. 135  
Maizière, Thomas de 72  
Martin, Stella 63  
Marzouqa-Awad, Hiyam 152  
Mast, Maria 189  
Meier, Gernot 157  
Menzel, Stephan 252  
Merkel, Angela 87



- Meyns, Christoph 194  
 Middelbeck-Varwick, Anja 102  
 Miron, Radu Constantin 43  
 Molthagen-Schnöring, Stefanie 63  
 Morsbach, Petra 194  
 Mosbach, Jutta 235  
 Müller, Claudia 43  
 Müller, Rabeya 102  
 Müller-Bergmann, Tina 43  
 Musa, Panti Filibus 131  
  
 Neubauer, Luisa 87  
 Nothelle, Claudia 43  
 Nüssel, Friederike 142  
  
 Ordowski, Daniela 87  
 Overbeck, Franz-Josef 164  
  
 Petzolt, Martinos 142  
  
 Renn, Ortwin 87  
 Rentsch, Stefanie 9#  
 Rolf, Maike Awino 72  
 Rolfsmeyer, Janine 252  
 Rösch, Wolfgang 81  
 Rupp, Bettina 170  
  
 Sahr, Michael 184  
 Scherf, Ulrike 81  
 Schlögl-Flierl, Kerstin 184  
 Schmitz, Christine 184  
 Schneider, Barbara 184  
 Schneider, Gisela 152  
 Schneidewind, Uwe 87  
  
 Schnurbein, Katharina von 54  
 Scholz, Olaf 63  
 Schöffler, Sabine 63  
 Schuster, Josef 54  
 Sengelmann, Julian 43, 170  
 Söding, Thomas 135, 142  
 Soumaré, Assitan 152  
 Soussan, Julian-Chaim 37, 180  
 Spahn, Jens 164  
 Steinmeier, Frank-Walter 43  
 Stender, Christoph 211  
 Sternberg, Thomas 37, 229, 242  
 Stoltenberg, Jens 72  
 Strübind, Andrea 142  
 Suharjanto, Dewi Maria 180  
  
 Thierse, Wolfgang 175  
 Tilch, Eric 206  
  
 Verzhbovska, Natalia 102  
 Vidovic, Marija 252  
 Vilsmaier, Roland 252  
  
 Walker, Jessica 206  
 Wallacher, Johannes 189  
 Weidenfeld, Ursula 164  
 Welskop-Deffaa, Eva M. 63  
 Widmaier, Paola 37  
 Wildermuth, Katja 87  
 Will-Armstrong, Johanna 120  
 Wolff, Marie-Luise 189  
  
 Zeißig, Mario 256